



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

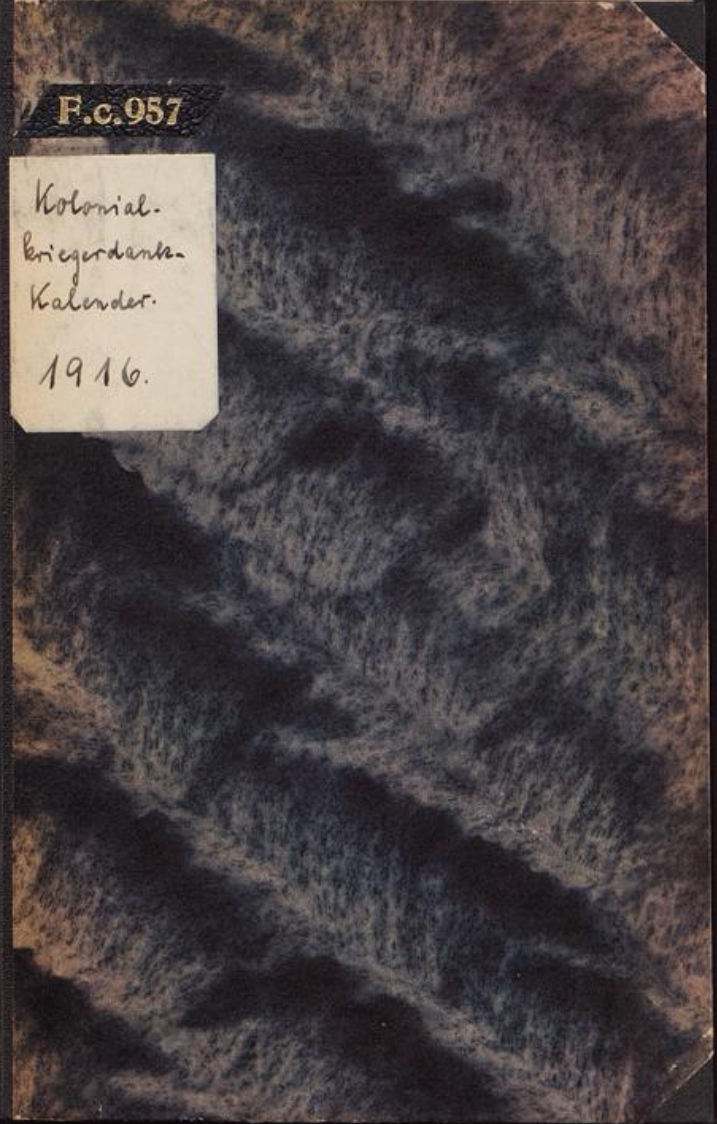
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

**1916**

F.c.957

Kolonial-  
kriegsdenk-  
Kalender.

1916.



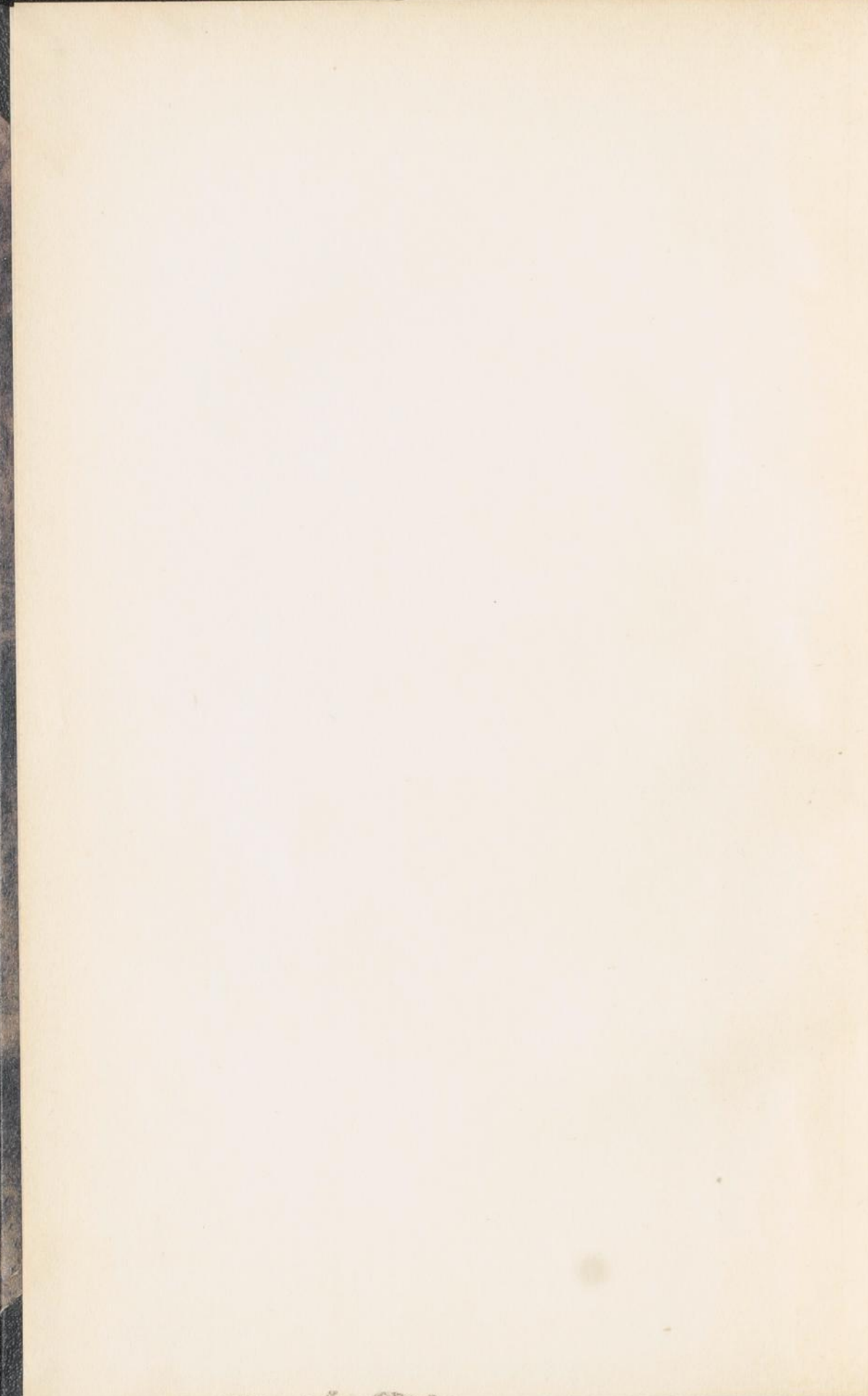
F.c.957

Kolonial-  
kriegerdank-  
Kalender.

1916.







# Colonialkriegerdank Kalender 1916



Preis M. 1.—

# Kolonialkriegerdanf

E. v.

## Schutzherr:

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

## Ehrenpräsidenten:

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Freiherr von Gayl, General der Infanterie,  
Mitglied des Herrenhauses.

## Verwaltungsrat:

Vorsitzender: Mueller, Kaiserl. Generalmajor.

Stellvertr. Vorsitzender: Hupfeld, Direktor der Deutschen Togogesellschaft.

Dr. Arning, Stabsarzt, Mitglied des  
Abgeordnetenhauses.

Dr. Bauer, Rechtsanwalt.

Blohm, Vorsitzender des Vereins  
Militärischer Kameradschaft ehem.  
Ostasiaten, Hamburg.

Brüggemann, Vorsitzender des Vereins  
ehem. Kameraden der Deutsch-  
Afrikanischen Schutztruppe, Berlin.

Melitta Gräfin Dönhoff  
geb. v. Rango.

Freiherr v. Fritsch, Rittmeister.

Dr. Fuchs, Justizrat.

Fonck, Major 3. D.

Gerbeth, Vorsitzender des Vereins  
ehem. Südwestafrikaner, Hamburg-  
Altona.

Giesler, Vorsitzender des Vereins  
Südwestafrikanischer Krieger,  
Berlin.

Guthke, Postbeamter.

v. Keller, Generalleutnant 3. D.

Kuhnert, Proviantamtsinspektor.

Dr. Luda, prakt. Arzt.

Dr. Bernd Freiherr v. Lüdinghausen-  
Wolff, Polizeipräsident von Schöne-  
berg und Wilmersdorf.

Mary, Vorsitzender des Vereins  
ehem. Ostasiaten, Berlin.

Mehlhausen, Stadtrat und Rittmeister  
d. L. u. K.

Meier, Konteradmiral 3. D.

Poeschke, Kassensekretär.

Dr. Reinschagen, Rechtsanwalt.

v. Saint Paul-Jllaire, Kaiserl. Be-  
zirksamtmann a. D.

Schlagintweit, Oberstleutnant 3. D.

Dr. Singer, Sanitätsrat.

Stauch, Direktor der Kolonialen  
Bergbau-Gesellschaft.

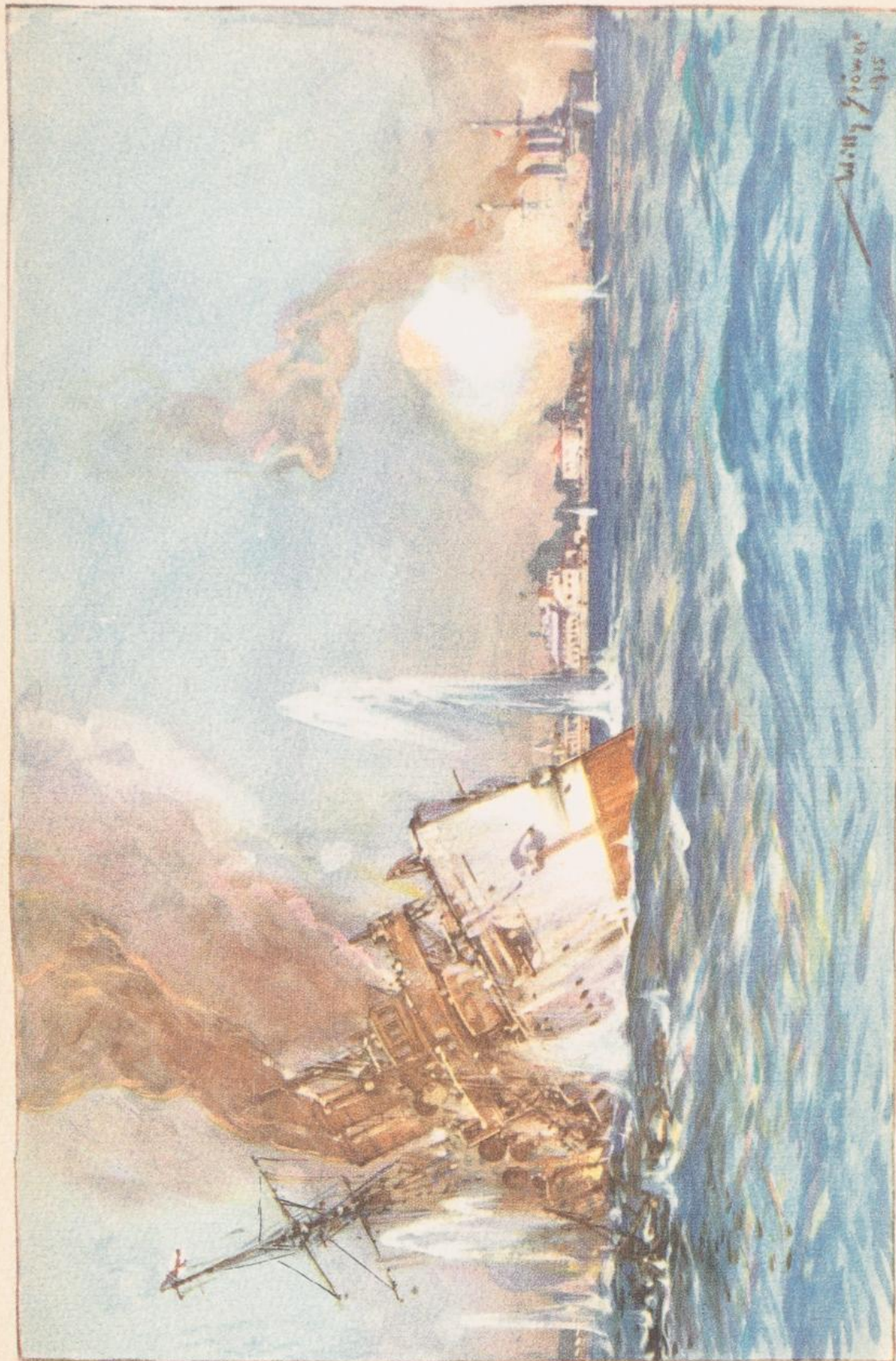
v. Truppel, Admiral 3. D. und  
Kaiserl. Gouverneur a. D.

## Geschäftsführer:

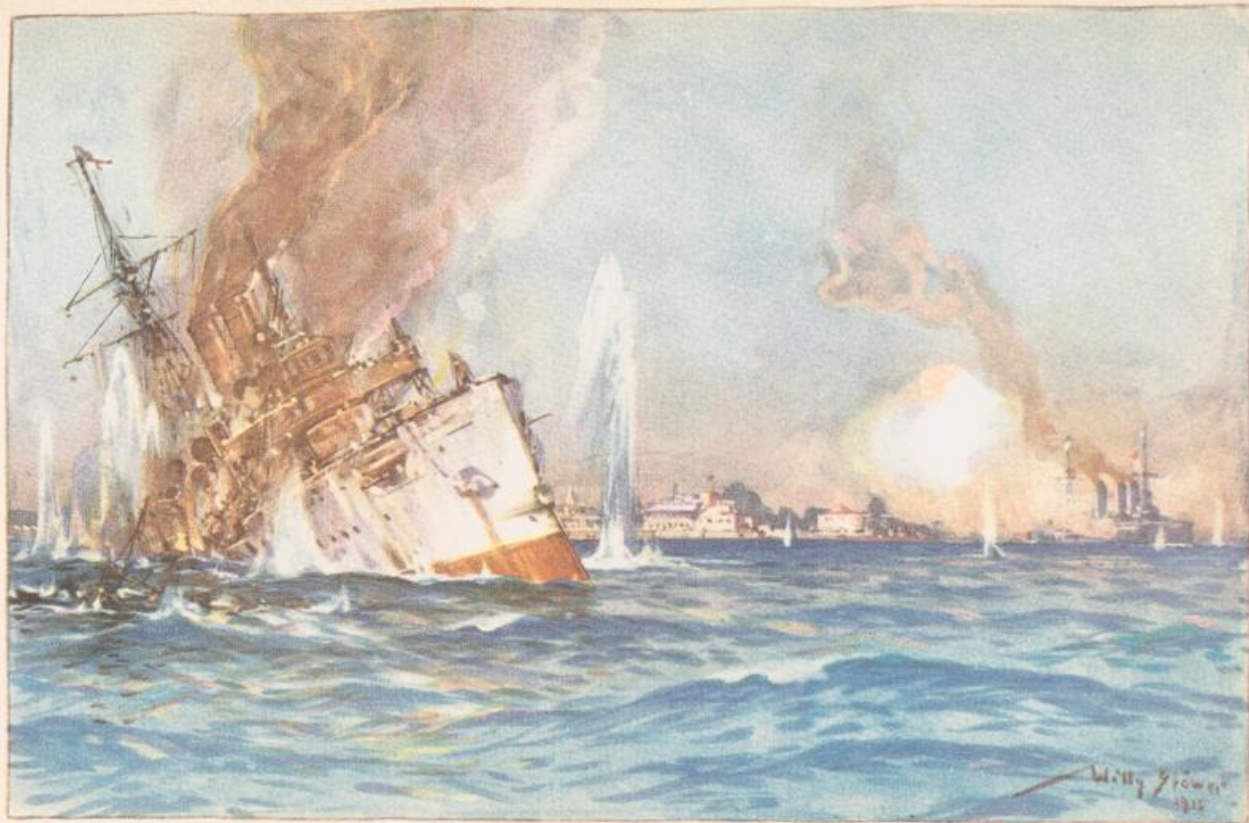
v. Niewitecki, Kaiserl. Rechnungsrat und Leutnant a. D.

Schober, Kaiserl. Gouvernementssekretär a. D.





Vernichtung des englischen Handelsschiffes „Pegasus“ vor Cardiff am 20. September 1914.



Vernichtung des russischen Kreuzers „Dagafus“ vor Sanßbar 20. September 1914.

# Kolonialkriegerdank Kalender für das Jahr 1916



Schriftleitung: Dr. Paul Rohrbach  
Mit Bildern von Prof. Arthur Kampf, Prof. Willy Stöwer  
und Kunstmaler Ernst M. Heims  
Verlag des Kolonialkriegerdank E. V., Berlin W 35,  
Potsdamer Straße 98a

Wie Deutschland aus dem gewaltigen Völkerringen in sich geschlossener und mächtiger hervorgehen wird mit geklärtem Blicke für seine weltpolitische und wirtschaftliche Stellung, so wird unser Volk auch durch die Not der Zeit erkennen, daß dem Heldenmute unserer Heere und Flotten neben der innigen Zusammenarbeit von Landwirtschaft und Industrie ein planmäßig aufgebautes großes Kolonialreich zur selbständigen Erzeugung der nötigen Rohstoffe als Rückhalt dienen muß, um uns, ohne den bisherigen Milliarden-tribut an das Ausland, wahrhaft unabhängig und frei entwickeln zu können.

Die Zukunft der kommenden Geschlechter fordert ein umfassendes deutsches Kolonialreich.

*Herzog zu Mecklenburg*  
Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Der Vorstand des Kolonialkriegerdanks:

Fc 957



Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, Ehrenpräsident.



General der Infanterie, Mitglied des Herrenhauses Freiherr von Gayl, Ehrenpräsident.



Generalmajor Mueller, I. Vorsitzender.

## Der Kolonialkriegerdank E. V.

Im ringsum tobenden Weltkrieg ist es eine der erhebensten Erscheinungen, in welcher großzügiger Opferfreudigkeit das gesamte deutsche Volk sich an den vielfachen Bestrebungen beteiligt, die Not des Krieges nach Möglichkeit zu lindern. Als selbstverständliche Ehrenpflicht des Staates wie der Gemeinden wird es allseitig angesehen, daß die Verwundeten gepflegt und geheilt, daß für die Invaliden gesorgt, daß Angehörige und Hinterbliebene von Kriegern unterstützt werden, und ebenso ist kein Zweifel darüber, daß diese Fürsorge dauernd und, soweit es finanziell nur irgend durchführbar ist, reichlich sein soll. Daneben aber verschließt sich wohl niemand der Erkenntnis, daß jede staatliche und kommunale Hilfe unvermeidbar etwas Schematisches an sich hat und eine Fülle von Not schon deshalb nicht ausreichend zu lindern vermag, weil sie niemals individuell ausgestaltet werden kann.

Demgemäß findet denn die private Wohltätigkeit in unbedingter nötiger Ergänzung staatlicher und kommunaler Hilfe ein weites Feld der Betätigung, und sie kann damit an unsern Kriegern und ihren Angehörigen einen kleinen Teil der Dankeschuld abtragen, die das deutsche Volk von Herzen anerkennt.

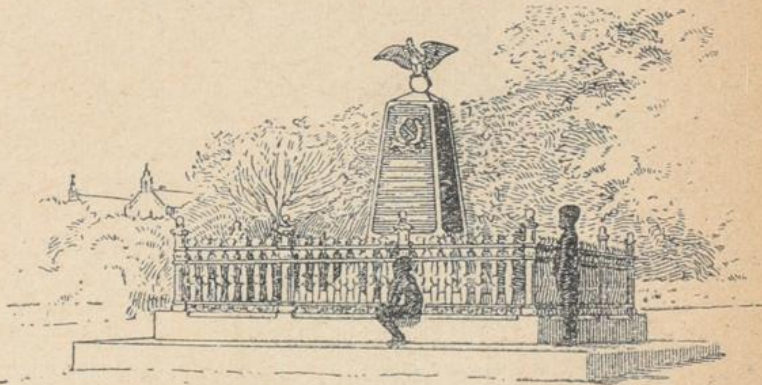
Nicht nur für die Bedürfnisse der Kriegszeit, sondern darüber hinaus für die Hilfsstätigkeit nach dem Kriege werden schon jetzt Mittel gesammelt und in einem Umfange aufgebracht, den man vor dem Kriege als unmöglich bezeichnet haben würde.

Auch den Kolonialkriegern ist diese Opferfreudigkeit des deutschen Volkes schon reichlich zuteil geworden. Gerade sie sind ja mehr als andere Krieger auf eine Ergänzung der staatlichen Hilfe durch private Wohltätigkeit angewiesen.

Losgelöst von der Heimat, kämpfen sie oft in ungesundem Klima und unter besonders schwierigen Verhältnissen gegen einen vielfach überlegenen Feind, der sich nicht scheut, neben der Verwendung eigener farbiger Truppen die Eingeborenen gegen ihre bisherigen Herren aufzuheben, ja zum Meuchelmorde zu dingen. Und fallen sie im Kampfe oder durch Kapitulation oder selbst als friedliche Nichtkämpfer den Feinden in die Hand, so warten ihrer die schmachlichen Gefangenenlager des ungesunden Dahomey oder die englischen Konzentrationslager berüchtigten Ungedenkens. Wie vielen wird so die Gesundheit frevelhafterweise für immer untergraben werden! Wie viele werden, für weitere koloniale Tätigkeit unbrauchbar geworden, in die Heimat in jenem nur zu bekannten Gesundheitszustande zurückkehren, der nicht schlecht genug ist, um sie als Invaliden zu behandeln, und doch nicht gut genug, um sie als volle Arbeitskraft zu betrachten.

Für solche halbgesunden Kolonialleute wird es um so schwerer sein, sich wieder eine Lebensgrundlage zu schaffen, als sie vielfach während ihrer kolonialen Tätigkeit die heimischen Kenntnisse vergessen, die persönlichen Beziehungen zu der Heimat aufgegeben und ihre früheren Ersparnisse in den Kolonien festgelegt und durch den Krieg nunmehr verloren haben werden.

Ein Teil dieser Schwierigkeiten ist freilich an sich mit dem kolonialen Berufe überhaupt verknüpft und hat sich daher auch schon früher bei den Kolonialkriegern gezeigt. Schon im Jahre 1897 bewilligte die Deutsche Kolonialgesellschaft dem „Verein ehemaliger Südwestafrikaner“ zu Berlin eine jährliche Beihilfe für seine Stellenvermittlung. Immerhin war damals die Zahl der weißen Angehörigen von Schutz- und Polizeitruppen beschränkt. Erst die Expedition nach Ost-



Altes Kriegerdenkmal in Windhof.

asien und sodann der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika ließen die Zahl der Kolonialkrieger in viele Zehntausende steigen und ließen auch die Not unter den halbarbeitsfähig Zurückgekehrten und ihren Angehörigen zu einem Umfange anschwellen, der Abhilfe durch reichlichere Mittel erforderte.

So war die Zeit für die Gründung eines besonderen diesen Zwecken dienenden Vereins gekommen: nach verschiedenen Vorarbeiten trat am 16. Februar 1909 auf Anregung des bekannten Südwestafrikaners Majors Schwabe eine größere Anzahl von Kolonialfreunden zusammen und gründete den Verein „Kolonialkriegerdank“, der noch im gleichen Jahre in das Vereinsregister eingetragen wurde.

Den Vorsitz führt seit Gründung der erst in Deutsch-Südwestafrika, dann als Kommandeur der Schutztruppe in Kamerun tätig gewesene Generalmajor z. D. Mueller. Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, hatte die Gnade, die Stellung eines Schutzherrn anzunehmen, während Se. Hoheit der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, jetzt Gouverneur

von Togo, und Se. Exzellenz Herr General der Infanterie Freiherr von Gahl, geschäftsführender Vizepräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Ehrenpräsidenten wurden. Die Deutsche Kolonialgesellschaft bewilligte auf Antrag ihrer rührigen Abteilung Berlin den Betrag von 4000 Mark zum Ausbau der ersten Organisation.

Der Zweck des Vereins ist die Unterstützung einstiger Kolonialkrieger und ihrer Angehörigen, wobei als Kolonialkrieger alle ehemaligen Angehörigen der Armee, der Marine, der Schutz- und Polizeitruppen angesehen werden, die in den Kolonien oder auf überseeischen Expeditionen in Dienst gestanden haben. Im bewußten Gegensatz zu ähnlichen Vereinen, die sich mit der heimischen Wehrmacht befassen, wird dabei kein Unterschied gemacht, ob die Betreffenden an einem sogenannten Feldzuge teilgenom-



Wissmann-Denkmal in Dar es Salaam.

men haben oder nicht — mit gutem Rechte: denn wer z. B. als Angehöriger der Schutztruppe jahrelang in den Urwäldern Kameruns tätig gewesen ist, hat auch ohne kriegerische Verwicklungen sein Leben nicht minder opferfreudig in die Schanze geschlagen, als derjenige, der irgendwo an einem Gefechte teilgenommen hat.

Die Art der Unterstützung besteht bei den in die Heimat zurückkehrenden Kolonialkriegern in erster Linie, soweit es nützt, in einer Beihilfe zur Wiederherstellung der Gesundheit, sodann in der Vermittlung einer geeigneten Lebensstellung. Diese letztere, in den meisten Fällen wichtigste Aufgabe verlangt naturgemäß eine rein individuelle Behandlung, wie sie bei Staat und Gemeinden niemals, bei großen Vereinen nur schwer zu ermöglichen ist. Daneben ist in vielen Fällen auch einmalige oder laufende Barunterstützung nötig, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß im Laufe der Zeit mit dem Alterwerden der ehemaligen Kolonialkrieger und mit dem Anwachsen der Zahl der Hinterbliebenen von Kolonialkriegern diese Anforderungen schon im gewöhnlichen Verlauf der Dinge eine stetige Steigerung erfahren müssen. Durch die Wirkungen des Weltkrieges sind diese Aufgaben nun mit einem Schlage vervielfacht worden.

Der Verein mußte in den ersten Jahren seines Bestehens vor allem darauf bedacht sein, durch Werbung von Mitgliedern und Ansammlung eines Vermögens seiner Tätigkeit die nötige finanzielle Unterlage zu geben. Diesem Zwecke diente auch die Aufnahme einzelner wirtschaftlicher Unternehmungen, nämlich die Beteiligung an einer Photozentrale und die Errichtung einer Annoncen-

expedition und einer Versicherungsagentur; aus praktischen Erwägungen wurde dafür die Rechtsform besonderer Gesellschaften mit beschränkter Haftung gewählt.

Mit besonderem Danke wurde es begrüßt, daß Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen die Einnahmen aus dem über seine Indienreise herausgegebenen Album dem Kolonialkriegerdank zu überweisen geruhte.

Im Jahre 1911 konnten für Barunterstützungen, Badesuren und Stellenvermittlung immerhin bereits 10 000 Mark ausgegeben werden; das Vermögen stieg auf 35 000 Mark.

Die Jahre 1912 und 1913 brachten sodann einen ansehnlichen Aufschwung: gelegentlich des Jubiläums Sr. Majestät des Kaisers wurde eine Sammlung veranstaltet, welche den Betrag von 100 000 Mark als „Kaiser-Wilhelm-Jubiläum-Stiftung zur Unterstützung deutscher Kolonialkrieger und deren Hinterbliebenen“ ergab.

Als nun im August 1914 der Weltkrieg ausbrach und es sich nach einiger Zeit herausstellte, welche große Aufgaben als Nachwirkung der Übertragung des Krieges in die Kolonien dem Kolonialkriegerdank bevorstehen, hat dieser sich durch einen von seinem erlauchtem Schutzherrn unterzeichneten Aufruf an die weiteste Öffentlichkeit gewendet. Gleichzeitig wurde, dem Vorgehen anderer angesehenere Wohltätigkeitsvereine folgend, eine Sammlung durch Ansichtskarten veranstaltet. Beide Unternehmungen haben eine über Erwarten günstige Aufnahme gefunden, so daß das Vermögen des Vereins Ende Juli 1915 einschließlich des Jubiläumssfonds den Betrag von 500 000 Mark überschritten hat und die Mitgliederzahl von 3000 auf 5000 gestiegen ist.\*

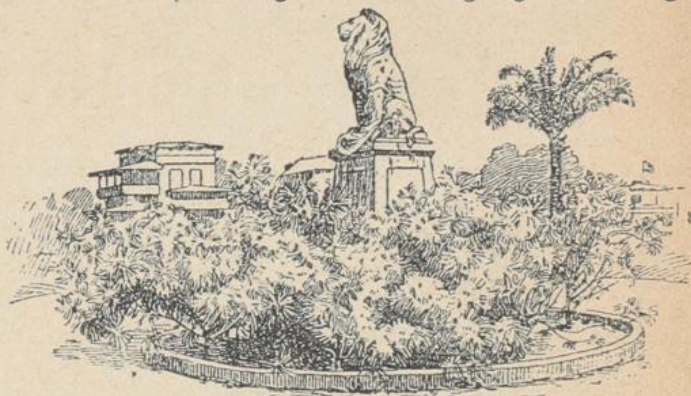
Dieser erfreuliche Erfolg ist zugleich ein Beweis dafür, in welchem hohem Maße das deutsche Volk an dem Ergehen seiner Kolonien und ihrer tapferen Verteidiger teilnimmt.

Freilich werden die jetzt gesicherten jährlichen Einnahmen bei weitem nicht ausreichen, um auch nur den dringendsten Ansprüchen gerecht zu werden. Der Kolonialkriegerdank wird sich daher erneut an die Öffentlichkeit mit der Bitte um Hilfe wenden. Der vorliegende Kalender verfolgt bereits diesen Zweck. Zugleich soll er aber dem deutschen Volke den Wert unserer Kolonien und die Bedeutung kolonialer Betätigung überhaupt näherbringen.

Wenn, wie wir zuversichtlich hoffen, ein ehrenvoller Frieden uns nicht nur die bisherigen Kolonien erhält, sondern auch weitere überseeische Gebiete neu erschließt, wird der „Kolonialkriegerdank“ sich freudig der größeren Aufgabe unterziehen, diejenigen, die bisher ihr Leben und ihre Gesundheit drüben im Dienste des Vaterlandes geopfert haben, und ihre Angehörigen zu unterstützen, weiter aber auch denjenigen seine Fürsorge zu widmen, die nach dem Weltkriege hinausziehen werden, um das künftige überseeische größere Deutschland als tapfere und treue Kolonialkrieger zu erobern, zu verteidigen, zu erschließen und auszubauen.

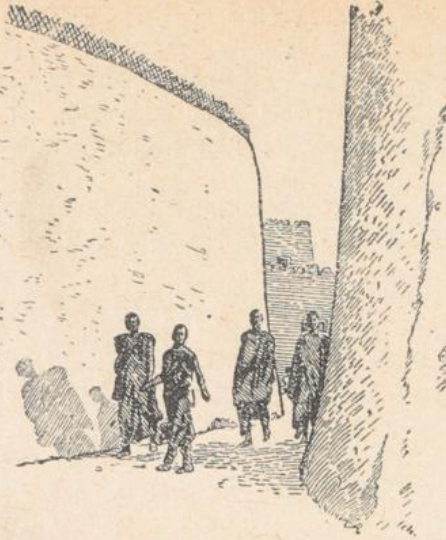
Fr. Gupfeld,

stellv. Vorsitzender des „Kolonialkriegerdank E. V.“.



Graventreuth-Denkmal in Duala.

\* Vgl. Aufforderung zur Erwerbung der Mitgliedschaft (jährlicher Mindestbeitrag 3 Mark) am Schlusse des Kalenders.



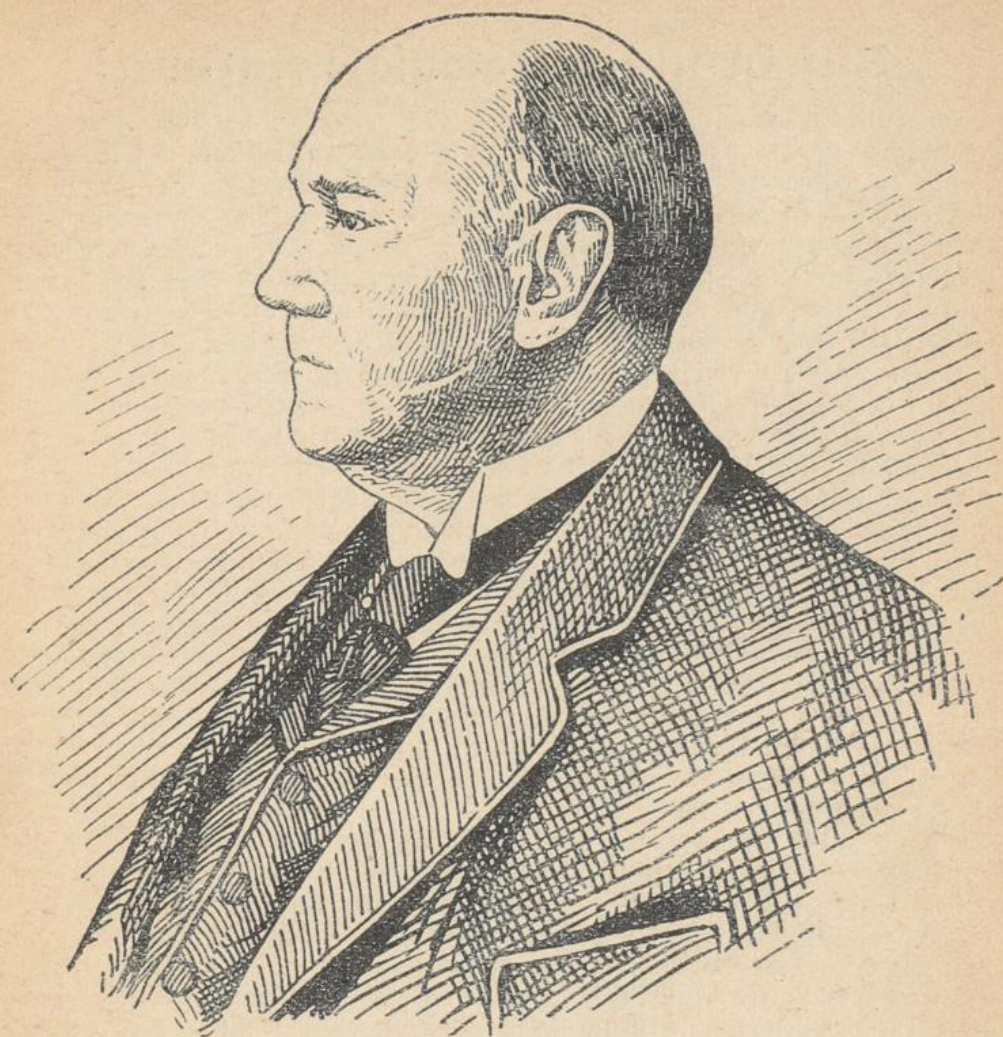
### Zur Einführung.

Ein deutscher Kolonialkalender in dem Jahre, das den Raub eines großen Teils unserer Kolonien gesehen hat, mag manchem als ein kühnes Unternehmen erscheinen. Wohlan, gerade darum habe ich mich gefreut, als der Kolonialkriegerdank mit dem Wunsche an mich herantrat, die Zusammenstellung des Kalenders zu übernehmen. Wie lebhaft dieser Gedanke auch in unsern kolonialen Kreisen erfaßt worden ist, das zeigt die Fülle der Beiträge, die dem Kolonialkriegerdank auf ein Preisausschreiben für den Kalender von alten Afrikanern und andern Überseeern in Deutschland zugegangen ist. Unsere Freunde und Leser werden es billigen, wenn wir die natürliche Schreibweise der Verfasser, die hier und da hervortrat, möglichst unberührt gelassen haben. Leider haben es die Umstände verhindert, viele Beiträge aus den Kolonien selbst zu erhalten. Das nächste Mal wird auch das anders sein!

Mit besonderem Danke habe ich als Herausgeber die Güte des Kaiserlichen Ministers a. D. Dr. Stuebel begrüßt, dem Kalender auch seinerseits ein Wort auf den Weg mitzugeben. Wer die Entwicklungsgeschichte unseres Kolonialwesens kennt, der weiß, daß für die beiden entscheidenden Fragen, das Verkehrswesen und das Verständnis der kolonialen Besiedlung unter nationalen Gesichtspunkten, Dr. Stuebel, als Kolonialdirektor von 1900 bis 1905, die Grundlagen für alles Spätere aufgestellt hat. Auf den Eisenbahnbauten, die er dem damals noch zögernden Verständnis des Reichstags und der öffentlichen Meinung abrang, und auf den Ansiedlungsplänen, die er hegte, ruht was in der Folge geschehen ist. Vom Beginn seiner Verwaltung datiert die innere Wendung zum kolonialen Verständnis und zum kolonialen Erfolge bei uns.

Paul Rohrbach.





Deutschlands politische und wirtschaftliche Lage läßt es als dringend notwendig erscheinen, daß nach Beendigung des Krieges unser Kolonialbesitz, unbeschadet etwaigen Landzuwachses in Europa und einer Neuregelung in den Beziehungen der europäischen Staaten zueinander, erhalten und vergrößert werde. Für den mit wirtschaftlichen Fragen Vertrauten bedarf das keines besonderen Nachweises, doch auch er wird staunen, wenn er die außerordentliche Bedeutung, die der Besitz von Kolonien für moderne Staatswesen hat, ziffernmäßig vor sich sieht. Der Bedarf Deutschlands an kolonialen Produkten geht in die Milliarden. Unsere bisherigen Kolonien können nur einen verschwindend kleinen Teil des Bedürfnisses an solchen Stoffen, etwa 3 Proz., decken.

Man darf annehmen, daß sich die Entwicklungstendenzen der neueren Kolonialpolitik nach dem Kriege erheblich verstärken werden. Die kolonialen Großmächte werden nicht nur nach Vergrößerung ihres Besitzes streben, sondern sie werden auch — infolge der Verschärfung der nationalen Gegensätze — darauf bedacht sein, die Kapitalinvestierung, die Produktion von Rohmaterial und den Überseehandel, soweit es geht, auf eigene koloniale Gebiete zu konzentrieren. Möglichst zusammenhängende und verteidigungsfähige, die eigene Volkswirtschaft ergänzende Kolonialreiche — so wird voraussichtlich die kolonialpolitische Lösung nach dem Kriege lauten. Dabei wird auf die Eigenart unserer Volkswirtschaft noch besonders Rücksicht zu nehmen sein.

Von der Durchführung unserer Kolonialpolitik dürfen wir uns nicht abschrecken lassen, auch wenn Teile unseres Kolonialbesitzes feindlicher Übermacht zeitweilig unterliegen. Per aspera ad astra!

(Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf für den Kolonialkalender, Kissingen, den 2. August 1915.)

## Auf in unsere koloniale Zukunft!

Schon heute sehen wir, wie der Krieg unser Volk nicht nur innerhalb seiner politischen Grenzen zu etwas Anderem, Größerem, Besserem und Machtvollerem macht, als es seither gewesen. Überall, wo auf dem weiten Erdenrund Deutsche wohnen, regt sich in ihnen, heute stärker als je, das Gefühl der Gemeinschaft mit der alten Heimat, das in freudiger Begeisterung, in Opfermut und dem Willen, wo irgend möglich, zum Siege unserer Sache beizutragen seinen Ausdruck findet. Aufgabe unserer Überseepolitik wird es sein, mehr noch als seither dieses Gemeinschaftsgefühl vor allem auf dem Gebiete der Schule und Kirche zu erhalten und zu kräftigen. Die Zeit, wo die versprengten Teile unseres Volkes in fremdes Volkstum aufgingen und für uns verloren waren, muß für immer vorüber sein. Weiter wird es sich darum handeln, unser Wissen und unser Können, unsere Bildung, unsere Eigenart und selbst unsere Sprache fremden Völkern, die sich dafür aufnahmefähig zeigen, zu vermitteln. England, Frankreich, auch Rußland haben diesen Weg längst zur Gewinnung politischer Macht mit Erfolg beschritten. Ein glücklicher Anfang war auch von uns in China damit gemacht worden.

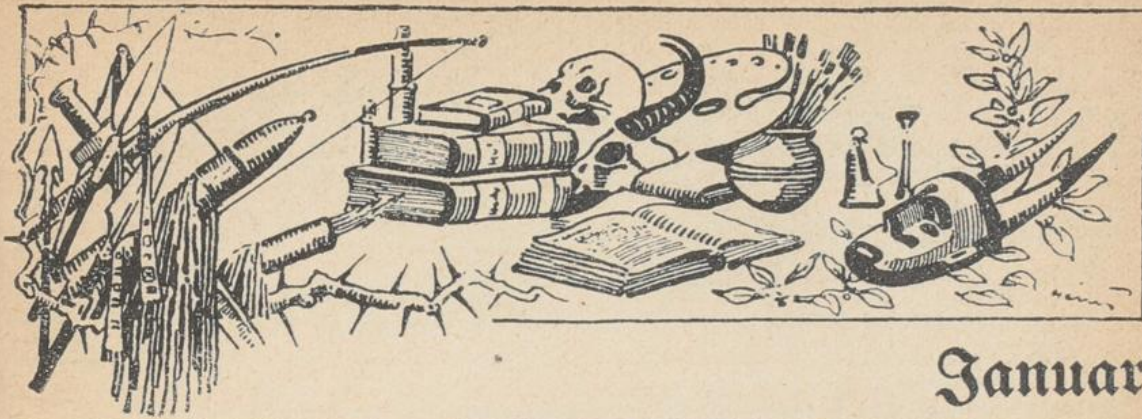
Zu den großen Aufgaben, vor die wir nunmehr gestellt sein werden, gehört aber vor allem die Fortsetzung unserer Kolonialpolitik, großzügiger, als wir sie seither haben durchführen können. Je mehr unsere Bevölkerungszahl zunimmt, je mehr wir Güter erzeugen müssen, um unsere Bevölkerung zu ernähren, um so dringender brauchen wir eigene große Kolonien als Betätigungsfeld unserer vorwärtsdrängenden überschüssigen Volkskraft und als Märkte für die von uns erzeugten Güter, Märkte, die uns eigennützige Handelspolitik und Mißgunst fremder Mächte nicht verschließen können.

Es hatte lange gedauert, bis das allmähliche Aufblühen unserer alten Kolonien die grundsätzlichen Gegner unserer Kolonialpolitik zum Schweigen gebracht hat. Man hatte nicht einsehen wollen, daß das Deutsche Reich, hätte es auf jede Betätigung auf kolonialem Gebiete verzichtet, einem Menschen gleichen würde, der nicht alle ihm von Gott verliehenen Kräfte ausnutzt und daher in seiner Gesamtentwicklung zurückbleiben und hinter dem besser entwickelten Mitmenschen in dem großen Weltwettbewerb zurückstehen muß. Man hatte nicht einsehen wollen, daß ein großes Kolonialreich nicht aus einem Gusse geschaffen wird, sondern aus kleinen Anfängen herauswachsen muß. Man hatte eine Ernte sehen wollen, wo man noch mit der Aussaat beschäftigt war.

Diese Gegnerschaft gegen unsere Kolonialpolitik wird heute nicht wieder aufleben, trotz der Heimsuchung, die der Krieg gerade jetzt über unsere Kolonien gebracht hat. Ganz im Gegenteil, auch der ehemalige Gegner wird heute eine hohe Gunst des Schicksals darin sehen, daß Bismarck seinerzeit weitsehenden Blicks eine letzte Gelegenheit benutzt hat, wo die friedliche Erwerbung deutscher Kolonien noch möglich war, und daß wir auf diese Weise in den Stand gesetzt wurden, in langer mühevoller Arbeit die nötige Schulung für koloniale Arbeit in immer größerem Umfange uns anzueignen. So können wir heute an die großen vor uns liegenden Aufgaben auf kolonialem Gebiet, den Lehrjahren entwachsen, mit geschulten Kräften und reifer Erfahrung herantreten. Die bisherige Arbeit, als die Lehrjahre in unserer kolonialen Entwicklung, wird einen ehrenvollen Platz zugewiesen erhalten. Als helle Leuchte aber wird das Verdienst unseres Altreichs-Kanzlers um die Geburt unserer kolonialen Kraft in alle Zukunft hinausstrahlen.

Stuebel.





# Januar

| Wochen-<br>tage  | Datum | Fest- und Namenstage     | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage |
|--|-------|--------------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|-----------------|
|  |       |                          | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |                 |
| 1. Woche. Von der Beschneidung Christi.  |       |                          |                |                  |                |                  |                 |
| Sonn.  | 1     | <b>Neujahr</b>           | 8 14           | 3 53             | 3 57           | 12 4             |                 |
| 2. Woche. Ev. Von Christi Flucht nach Ägypten.<br>Kath. Von Christi Laufe im Jordan. |       |                          |                |                  |                |                  |                 |
| Sonnt.   | 2     | <b>n. Neuj. Abel, S.</b> | 8 14           | 3 54             | 5 26           | 12 38            |                 |
| Mont.  | 3     | Enoch, Daniel            | 8 13           | 3 55             | 6 50           | 1 29             |                 |
| Dienst.  | 4     | Methusalem               | 8 13           | 3 56             | 7 57           | 2 42             |                 |
| Mittw.   | 5     | Simeon ☉                 | 8 13           | 3 58             | 8 44           | 4 10             |                 |
| Donn.  | 6     | <b>Heil. 3 Könige</b>    | 8 13           | 3 59             | 9 15           | 5 45             |                 |
| Freit.   | 7     | Melchior                 | 8 12           | 4 0              | 9 37           | 7 17             |                 |
| Sonn.  | 8     | Balthasar                | 8 12           | 4 1              | 9 54           | 8 44             |                 |
| 3. Woche. Jesus lehrt 12 Jahre alt im Tempel.  |       |                          |                |                  |                |                  |                 |
| Sonnt.   | 9     | <b>1. n. Ep. Kaspar</b>  | 8 11           | 4 3              | 10 7           | 10 6             |                 |
| Mont.  | 10    | Paulus Einsf.            | 8 11           | 4 4              | 10 20          | 11 24            |                 |
| Dienst.  | 11    | Erhard                   | 8 10           | 4 5              | 10 32          | Morg.            |                 |
| Mittw.   | 12    | Reinhold ☾               | 8 10           | 4 7              | 10 46          | 12 41            |                 |
| Donn.  | 13    | Hilarius                 | 8 9            | 4 8              | 11 2           | 1 57             |                 |
| Freit.   | 14    | Felig                    | 8 8            | 4 10             | 11 22          | 3 11             |                 |
| Sonn.  | 15    | Habakuk                  | 8 7            | 4 12             | 11 49          | 4 22             |                 |
| 4. Woche. Von der Hochzeit zu Kana.  |       |                          |                |                  |                |                  |                 |
| Sonnt.   | 16    | <b>2. n. Ep. Marc.</b>   | 8 6            | 4 13             | 12 26          | 5 28             |                 |
| Mont.  | 17    | Antonius                 | 8 5            | 4 15             | 1 14           | 6 25             |                 |
| Dienst.  | 18    | Brisca                   | 8 4            | 4 16             | 2 13           | 7 10             |                 |
| Mittw.   | 19    | Ferdinand                | 8 3            | 4 18             | 3 21           | 7 43             |                 |
| Donn.  | 20    | Fabian, Sebast. ☉        | 8 2            | 4 20             | 4 34           | 8 8              |                 |
| Freit.   | 21    | Agnes                    | 8 1            | 4 21             | 5 49           | 8 27             |                 |
| Sonn.  | 22    | Vincentius               | 8 0            | 4 23             | 7 4            | 8 42             |                 |
| 5. Woche. Von dem Aussätzigen und Sichtbrüchigen.                                    |       |                          |                |                  |                |                  |                 |
| Sonnt.   | 23    | <b>3. n. Ep. Emer.</b>   | 7 59           | 4 25             | 8 18           | 8 55             |                 |
| Mont.  | 24    | Timotheus                | 7 58           | 4 27             | 9 34           | 9 7              |                 |
| Dienst.  | 25    | Pauli Bef.               | 7 56           | 4 29             | 10 51          | 9 18             |                 |
| Mittw.   | 26    | Polykarp                 | 7 55           | 4 30             | Morg.          | 9 31             |                 |
| Donn.  | 27    | Joh. Chrysof.            | 7 54           | 4 32             | 12 11          | 9 46             |                 |
| Freit.   | 28    | Karl ☾                   | 7 52           | 4 34             | 1 35           | 10 6             |                 |
| Sonn.  | 29    | Samuel                   | 7 51           | 4 36             | 4 2            | 10 34            |                 |
| 6. Woche. Christus stillt Wind und Meer.   |       |                          |                |                  |                |                  |                 |
| Sonnt.   | 30    | <b>4. n. Ep. Adelg.</b>  | 7 49           | 4 38             | 4 26           | 11 15            |                 |
| Mont.  | 31    | Valerius                 | 7 48           | 4 40             | 5 39           | 12 15            |                 |

1. Blüchers Übergang über den Rhein 1814. — Proklamierung der deutschen Herrschaft an der Küste von Ostafrika 1889. — Englisches Linienschiff „Formidable“ torpediert 1915.

11. Beginn des Hereroaufstandes 1904.

14. Ende der siegreichen Dreitage-Schlacht b. Soissons 1915.

18. Preußen Königreich 1701. — Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs 1871.

24. Friedrich der Große geb. 1712. — Seeschlacht in der Nordsee 1915.

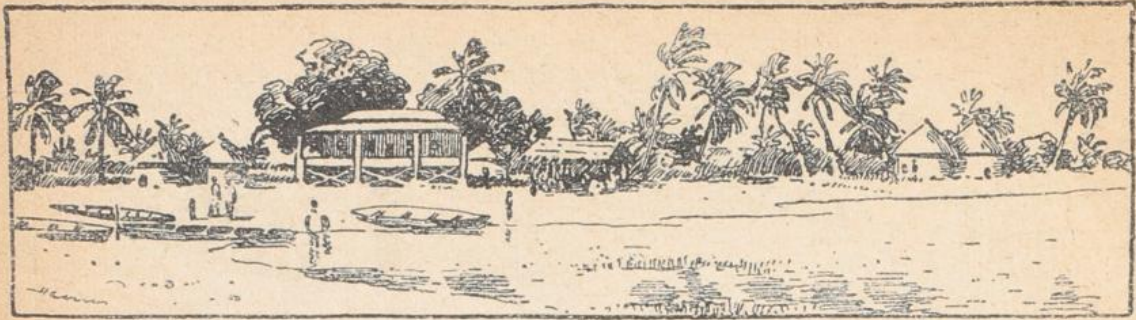
25. Wahlen zum Kolonialreichstag 1907.

27. Kaiser Wilhelm II. geb. 1859.

28. Kapitulation von Paris 1871.

30. Westfälischer Friede 1648.

Am 2. Januar Sonne in Erdnähe. Am 20. Januar unsichtbare Mondfinsternis.

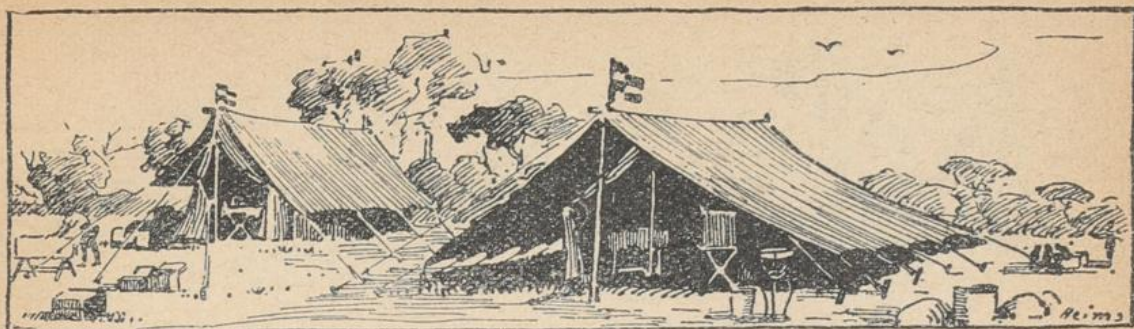


# Februar

Dorf im südl. Logo.

| Wochentage   | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage  |
|--|-------|----------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|--|
|  |       |                      | Aufg.<br>U. M. | Unterg.<br>U. M. | Aufg.<br>U. M. | Unterg.<br>U. M. |  |
| Dienst.  | 1     | Brigitte             | 7 46           | 4 42             | 6 34           | 1 34             |  |
| Mittw.   | 2     | Mariä Reinig.        | 7 45           | 4 43             | 7 12           | 3 5              |  |
| Donn.  | 3     | Blasius ☉            | 7 43           | 4 45             | 7 38           | 4 39             |  |
| Freit.   | 4     | Beronica             | 7 41           | 4 47             | 7 57           | 6 10             | 4. Kaiser Wilhelms II. Er-<br>laß über die Arbeiterfürsorge<br>1890.   |
| Sonn.  | 5     | Agatha               | 7 40           | 4 49             | 8 12           | 7 36             |  |
| 7. Woche. Vom Unkraut unter dem Weizen.                                |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 6     | 5. n. Ep. Dorothea   | 7 38           | 4 51             | 8 25           | 8 59             |  |
| Mont.  | 7     | Richard              | 7 36           | 4 53             | 8 38           | 10 19            |  |
| Dienst.  | 8     | Salomon              | 7 34           | 4 55             | 8 51           | 11 37            |  |
| Mittw.   | 9     | Apollonia            | 7 33           | 4 57             | 9 7            | Morg.            |  |
| Donn.  | 10    | Renata ☾             | 7 31           | 4 59             | 9 26           | 12 54            |  |
| Freit.   | 11    | Euphrosyna           | 7 29           | 5 1              | 9 50           | 2 8              |  |
| Sonn.  | 12    | Severin              | 7 27           | 5 3              | 10 23          | 3 17             |  |
| 8. Woche. Ev. Von der Verkündigung Christi.<br>Kath. Vom Senfkörnlein. |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 13    | 6. n. Ep. Benigna    | 7 25           | 5 5              | 11 7           | 4 17             | 13. Sieg in der Winterschlacht<br>in Mafuren 1915.   |
| Mont.  | 14    | Valentinus           | 7 23           | 5 6              | 12 3           | 5 6              |  |
| Dienst.  | 15    | Formosus             | 7 21           | 5 8              | 1 8            | 5 44             | 15. Friede zu Hubertusburg<br>1763.  |
| Mittw.   | 16    | Juliana              | 7 19           | 5 10             | 2 20           | 6 12             |  |
| Donn.  | 17    | Constantia           | 7 17           | 5 12             | 3 34           | 6 33             |  |
| Freit.   | 18    | Concordia            | 7 15           | 5 14             | 4 49           | 6 50             | 18. Beginn des U-Boot-<br>Krieges gegen die feindliche<br>Handelschiffahrt 1915.   |
| Sonn.  | 19    | Susanna ☽            | 7 13           | 5 16             | 6 5            | 7 4              |  |
| 9. Woche. Von den Arbeitern im Weinberge.                              |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 20    | Sept. Eucherius      | 7 11           | 5 18             | 7 22           | 7 16             | 20. Andreas Hofer † 1810.  |
| Mont.  | 21    | Eleonora             | 7 9            | 5 20             | 8 39           | 7 28             |  |
| Dienst.  | 22    | Petri Stuhlfeier     | 7 7            | 5 21             | 9 59           | 7 40             |  |
| Mittw.   | 23    | Reinhard             | 7 5            | 5 23             | 11 22          | 7 54             |  |
| Donn.  | 24    | Schalttag            | 7 3            | 5 25             | Morg.          | 8 12             |  |
| Freit.   | 25    | Matthias             | 7 1            | 5 27             | 12 47          | 8 37             |  |
| Sonn.  | 26    | Victorinus ☾         | 6 58           | 5 29             | 2 11           | 9 12             | 26. Unterzeichnung des Vor-<br>friedens in Versailles 1871.  |
| 10. Woche. Von vielerlei Acker.  |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 27    | Sexag. Nestor        | 6 56           | 5 31             | 3 26           | 10 3             | 27. Hochzeitstag des Deut-<br>schen Kaiserpaars 1881.—Erster<br>Kaiserlicher Schutzbrief für die<br>Erwerbungen in Ostafrika 1885. |
| Mont.  | 28    | Hektor               | 6 54           | 5 33             | 4 26           | 11 13            |  |
| Dienst.  | 29    | Justus               | 6 52           | 5 35             | 5 9            | 12 37            |  |

Am 3. Februar unsichtbare Sonnenfinsternis.



Bettlager in Togo.

# März

| Wochentage   | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-     |               | Mond-       |               | Erinnerungstage  |
|--|-------|----------------------|-------------|---------------|-------------|---------------|--|
|  |       |                      | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. |  |
| Mittw.   | 1     | Albinus              | 6 50        | 5 36          | 5 39        | 2 8           | 1. Einzug in Paris 1871.   |
| Donn.  | 2     | Luiſe                | 6 47        | 5 38          | 6 0         | 3 38          |  |
| Freit.   | 3     | Runigunde            | 6 45        | 5 40          | 6 17        | 5 5           |  |
| Sonn.  | 4     | Adrianus ☉           | 6 43        | 5 42          | 6 31        | 6 29          |  |
| 11. Woche. Jesus verkündigt ſein Leiden.                                   |       |                      |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 5     | Œtomihi Friedr.      | 6 41        | 5 44          | 6 44        | 7 51          |  |
| Mont.  | 6     | Eberhardine          | 6 38        | 5 46          | 6 57        | 9 11          | 6. Pachtvertrag mit China über Kiautschou 1898.  |
| Dienſt.  | 7     | Faſtnacht Felic.     | 6 36        | 5 48          | 7 12        | 10 31         |  |
| Mittw.   | 8     | Aſcherm. Phil.       | 6 34        | 5 49          | 7 30        | 11 48         |  |
| Donn.  | 9     | Prudentius           | 6 31        | 5 51          | 7 52        | Morg.         | 9. Tod Kaiſer Wilhelms I. 1888.  |
| Freit.   | 10    | Henriette            | 6 29        | 5 53          | 8 22        | 1 0           | 10. Geburtstag der Königin Luiſe 1776. — Sieg in der Winterſchlacht in der Champagne 1915. |
| Sonn.  | 11    | Rofina ☾             | 6 27        | 5 55          | 9 2         | 2 5           |  |
| 12. Woche. Chriſti Verſuchung.   |       |                      |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 12    | 1. Juv. Gregor       | 6 24        | 5 57          | 9 53        | 2 59          |  |
| Mont.  | 13    | Ernſt                | 6 22        | 5 58          | 10 54       | 3 41          |  |
| Dienſt.  | 14    | Zacharias            | 6 20        | 6 0           | 12 2        | 4 13          | 14. Untergang der „Dresden“ bei Juan Fernandez 1915.                                       |
| Mittw.   | 15    | Quat. Iſabella †     | 6 18        | 6 2           | 1 16        | 4 37          | 16. Kriegserklärung Preußens an Frankreich 1813.   |
| Donn.  | 16    | Cyriacus             | 6 15        | 6 4           | 2 31        | 4 55          | 17. Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“ 1813.                              |
| Freit.   | 17    | Gertrud †            | 6 13        | 6 5           | 3 47        | 5 10          | 18. Niederlage der engl.-franz. Flotte in den Dardanellen 1915.                            |
| Sonn.  | 18    | Alexander †          | 6 11        | 6 7           | 5 3         | 5 23          |  |
| 13. Woche. Ev. Vom ſananäiſchen Weibe. Kath. Von der Verkündigung Chriſti. |       |                      |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 19    | 2. Rem. Joſeph ☉     | 6 8         | 6 9           | 6 21        | 5 35          |  |
| Mont.  | 20    | Hubert               | 6 6         | 6 11          | 7 42        | 5 48          |  |
| Dienſt.  | 21    | Benedictus           | 6 3         | 6 12          | 9 6         | 6 2           |  |
| Mittw.   | 22    | Kaſimir              | 6 1         | 6 14          | 10 32       | 6 19          | 22. Kaiſer Wilhelm I. geb. 1797.   |
| Donn.  | 23    | Eberhard             | 5 59        | 6 16          | 11 57       | 6 42          |  |
| Freit.   | 24    | Gabriel              | 5 56        | 6 18          | Morg.       | 7 15          |  |
| Sonn.  | 25    | Mariä Verk.          | 5 54        | 6 19          | 1 16        | 8 2           |  |
| 14. Woche. Jesus treibt einen Teufel aus.                                  |       |                      |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 26    | 3. Deuli Eman. ☾     | 5 51        | 6 21          | 2 21        | 9 5           |  |
| Mont.  | 27    | Rupert               | 5 49        | 6 23          | 3 8         | 10 23         |  |
| Dienſt.  | 28    | Gideon               | 5 47        | 6 25          | 3 41        | 11 50         |  |
| Mittw.   | 29    | Mittfaſt. Cuſtaſ.    | 5 44        | 6 26          | 4 5         | 1 17          |  |
| Donn.  | 30    | Guido                | 5 42        | 6 28          | 4 23        | 2 43          |  |
| Freit.   | 31    | Philippine           | 5 40        | 6 30          | 4 37        | 4 6           | 31. Einzug der Verbündeten in Paris 1814.  |

Die Juden feiern ihr Purim am 19. März. Am 20. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.

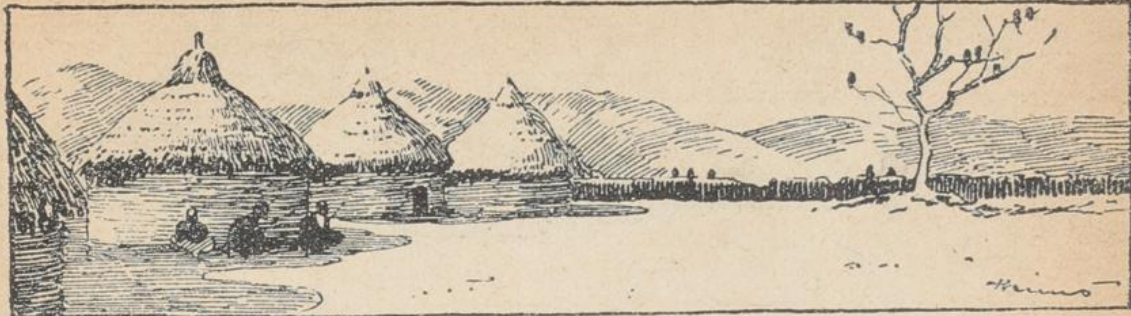


# April

Mußguborf in Norbamerun.

| Wochen-<br>tage                         | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage   |
|---|-------|----------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|---|
|   |       |                      | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |   |
| Sonn.                                   | 1     | Theodora             | 5 37           | 6 32             | 4 50           | 5 27             | 1. Bismarck geb. 1815.  |
| 15. Woche. Jesus speist 5000 Mann.      |       |                      |                |                  |                |                  |   |
| Sonn.                                   | 2     | 4. Vätere Theod. ☉   | 5 35           | 6 34             | 5 4            | 6 47             | 5. Deutsche Kolonialgesell-<br>schaft für Südwestafrika ge-<br>gründet 1885.<br>7. Schlacht englischer gegen<br>englische Schiffe bei Norwegen<br>1915. |
| Mont.                                   | 3     | Christian            | 5 33           | 6 35             | 5 18           | 8 7              |   |
| Dienst.                                 | 4     | Ambrosius            | 5 30           | 6 37             | 5 34           | 9 25             |   |
| Mittw.                                  | 5     | Maximus              | 5 28           | 6 39             | 5 55           | 10 40            |   |
| Donn.                                   | 6     | Sixtus               | 5 26           | 6 40             | 6 22           | 11 49            |   |
| Freit.                                  | 7     | Cölestin             | 5 23           | 6 42             | 6 58           | Morg.            |   |
| Sonn.                                   | 8     | Heilmann             | 5 21           | 6 44             | 7 44           | 12 48            |   |
| 16. Woche. Christi Steinigung.          |       |                      |                |                  |                |                  |   |
| Sonn.                                   | 9     | 5. Judica Bog. ☾     | 5 19           | 6 46             | 8 41           | 1 36             | 10. Annahme der Reichsver-<br>fassung im Deutschen Reichs-<br>tage 1871.  |
| Mont.                                   | 10    | Ezechiel             | 5 17           | 6 47             | 9 47           | 2 11             |   |
| Dienst.                                 | 11    | Hermann              | 5 14           | 6 49             | 10 58          | 2 38             |   |
| Mittw.                                  | 12    | Julius               | 5 12           | 6 51             | 12 11          | 2 59             |   |
| Donn.                                   | 13    | Justinus             | 5 10           | 6 53             | 1 26           | 3 15             |   |
| Freit.                                  | 14    | Tiburtius            | 5 7            | 6 54             | 2 41           | 3 29             |   |
| Sonn.                                   | 15    | Obadias              | 5 5            | 6 56             | 3 58           | 3 41             |   |
| 17. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. |       |                      |                |                  |                |                  |   |
| Sonn.                                   | 16    | 6. Palm. Caris. ☉    | 5 3            | 6 58             | 5 17           | 3 54             | 18. Erstürmung der Düppeler<br>Schanzen 1864.<br><br>21. Errichtung des preußi-<br>schen Landsturms 1813.   |
| Mont.                                   | 17    | Rudolf               | 5 1            | 7 0              | 6 41           | 4 8              |   |
| Dienst.                                 | 18    | Florentin            | 4 59           | 7 1              | 8 8            | 4 24             |   |
| Mittw.                                  | 19    | Werner               | 4 56           | 7 3              | 9 36           | 4 45             |   |
| Donn.                                   | 20    | Gr. Donnerst.        | 4 54           | 7 5              | 11 0           | 5 15             |   |
| Freit.                                  | 21    | Karfreitag           | 4 52           | 7 7              | Morg.          | 5 57             |   |
| Sonn.                                   | 22    | LotharKarfsamstag    | 4 50           | 7 8              | 12 12          | 6 57             |   |
| 18. Woche. Christi Auferstehung.        |       |                      |                |                  |                |                  |   |
| Sonn.                                   | 23    | Heil. Osterfest ☉    | 4 48           | 7 10             | 1 6            | 8 13             | 23. Deutscher Sieg bei Ypern<br>1915.<br>24. Erklärung der deutschen<br>Schutzherrschaft über Südwest-<br>afrika 1884. — Wolke gest. 1891.              |
| Mont.                                   | 24    | Ostermontag          | 4 46           | 7 12             | 1 43           | 9 38             |   |
| Dienst.                                 | 25    | Markus Evang.        | 4 44           | 7 13             | 2 9            | 11 5             |   |
| Mittw.                                  | 26    | Raimarus             | 4 42           | 7 15             | 2 29           | 12 30            |   |
| Donn.                                   | 27    | Anastafius           | 4 40           | 7 17             | 2 44           | 1 52             |   |
| Freit.                                  | 28    | Therese              | 4 38           | 7 19             | 2 57           | 3 12             |   |
| Sonn.                                   | 29    | Sibylla              | 4 35           | 7 20             | 3 10           | 4 30             |   |
| 19. Woche. Vom ungläubigen Thomas.      |       |                      |                |                  |                |                  |   |
| Sonn.                                   | 30    | 1. Quas. Josua       | 4 33           | 7 22             | 3 24           | 5 48             | 30. Befehnung Friedrichs von<br>Hohenzollern mit der Mark<br>1415.  |

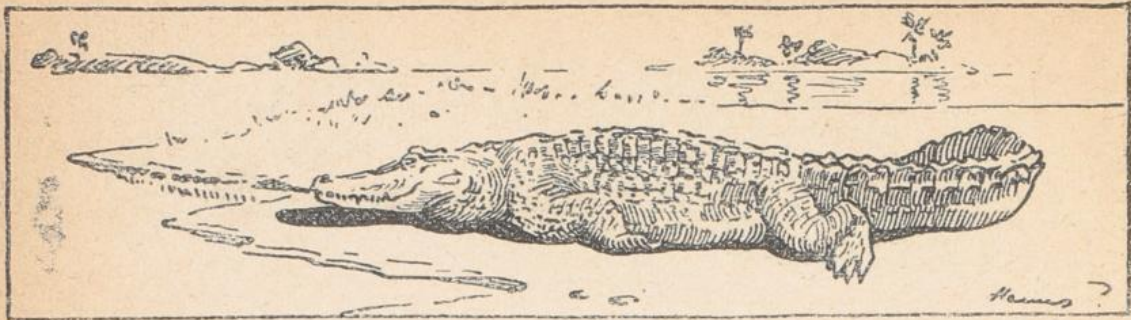
Die Juden feiern ihr Passah am 18., das zweite Passahfest am 19., das siebente Passah-  
fest am 24. und das Passahende am 25. April.



Wuttedorf in Mittellamerun.

# Mai

| Wochen-<br>tage                                | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage  |
|--|-------|----------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|--|
|  |       |                      | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |  |
| Mont.  | 1     | Philipp., Jakob.     | 4 31           | 7 24             | 3 40           | 7 6              | 1. Lüderitz erwirbt den Hafen von Angra Pequena (Lüderitzbucht) 1883.<br>2. Siegreicher Durchbruch der russ. Front in Galizien 1915. |
| Dienst.  | 2     | Sigismund ☉          | 4 29           | 7 25             | 3 59           | 8 22             |  |
| Mittw.   | 3     | Kreuz, Erfindung     | 4 28           | 7 27             | 4 23           | 9 34             |  |
| Donn.  | 4     | Florian              | 4 26           | 7 29             | 4 55           | 10 37            |  |
| Freit.   | 5     | Gotthard             | 4 24           | 7 31             | 5 38           | 11 29            |  |
| Sonn.  | 6     | Dietrich             | 4 22           | 7 32             | 6 32           | Morg.            |  |
| 20. Woche. Vom guten Hirten.                   |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 7     | 2. Mis. D. Gottf.    | 4 20           | 7 34             | 7 35           | 12 9             | 7. Einnahme von Libau 1915.  |
| Mont.  | 8     | Stanislaus           | 4 18           | 7 35             | 8 43           | 12 39            |  |
| Dienst.  | 9     | Hiob                 | 4 16           | 7 37             | 9 55           | 1 1              |  |
| Mittw.   | 10    | Gordian ☾            | 4 15           | 7 39             | 11 8           | 1 19             |  |
| Donn.  | 11    | Mamertus             | 4 13           | 7 40             | 12 21          | 1 33             |  |
| Freit.   | 12    | Pankratius           | 4 11           | 7 42             | 1 35           | 1 46             |  |
| Sonn.  | 13    | Servatius            | 4 10           | 7 43             | 2 52           | 1 59             |  |
| 21. Woche. Über ein kleines erfolgende Leiden. |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 14    | 3. Jubil. Christ.    | 4 8            | 7 45             | 4 12           | 2 12             | 16. Frankfurter Frieden 1871.<br>18. Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt 1848.   |
| Mont.  | 15    | Sophia               | 4 7            | 7 47             | 5 37           | 2 27             |  |
| Dienst.  | 16    | Honoratus            | 4 5            | 7 48             | 7 6            | 2 46             |  |
| Mittw.   | 17    | Jobst ☉              | 4 4            | 7 50             | 8 34           | 3 11             |  |
| Donn.  | 18    | Liborius             | 4 2            | 7 51             | 9 54           | 3 49             |  |
| Freit.   | 19    | Sara                 | 4 1            | 7 53             | 10 57          | 4 43             |  |
| Sonn.  | 20    | Franziska            | 3 59           | 7 54             | 11 41          | 5 55             |  |
| 22. Woche. Von Christi Hingange zum Vater.     |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 21    | 4. Cant. Prudens     | 3 58           | 7 56             | Morg.          | 7 21             | 23. Eintritt Italiens in den Krieg 1915.<br>25. Schiff in Stralsund gesunken 1809.   |
| Mont.  | 22    | Helena               | 3 57           | 7 57             | 12 12          | 8 50             |  |
| Dienst.  | 23    | Desiderius           | 3 55           | 7 58             | 12 34          | 10 18            |  |
| Mittw.   | 24    | Esther ☾             | 3 54           | 8 0              | 12 51          | 11 42            |  |
| Donn.  | 25    | Urban                | 3 53           | 8 1              | 1 5            | 1 2              |  |
| Freit.   | 26    | Eduard               | 3 52           | 8 3              | 1 18           | 2 20             |  |
| Sonn.  | 27    | Beda                 | 3 31           | 8 4              | 1 31           | 3 37             |  |
| 23. Woche. Von der rechten Betekunft.          |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.   | 28    | 5. Rog. Wilhelm      | 3 49           | 8 5              | 1 46           | 4 54             |  |
| Mont.  | 29    | Maximilian           | 3 48           | 8 7              | 2 4            | 6 9              |  |
| Dienst.  | 30    | Wigand               | 3 47           | 8 8              | 2 26           | 7 21             |  |
| Mittw.   | 31    | Petronilla ☉         | 3 46           | 8 9              | 2 55           | 8 27             |  |

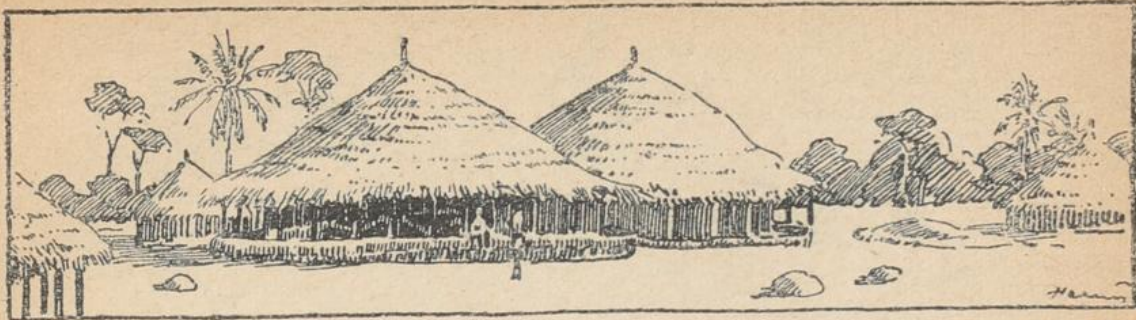


Krokodil im Nunene, Südwestafrika.

# Juni

| Wochen-<br>tage  | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage   |   |
|--|-------|----------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|---|---|
|  |       |                      | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |   |   |
| Donn.  | 1     | Himmelf. Chr.        | 3 46           | 8 10             | 3 34           | 9 23             | 3. Wiedereinnahme von<br>Przemhsl 1915.   |   |
| Freit.   | 2     | Marquard             | 3 45           | 8 11             | 4 25           | 10 7             |   |   |
| Sonn.  | 3     | Erasmus              | 3 44           | 8 12             | 5 25           | 10 40            |   |   |
| 24. Woche. Von der Verheißung des heiligen Geistes.                                  |       |                      |                |                  |                |                  |   |   |
| Sonnt.   | 4     | 6. Gaudi Ulrike      | 3 43           | 8 13             | 6 31           | 11 5             | 15. Thronbesteigung Kaiser<br>Wilhelms II. 1888.<br>16. Einzug der Truppen in<br>Berlin 1871. |   |
| Mont.  | 5     | Bonifacius           | 3 43           | 8 14             | 7 42           | 11 24            |   |   |
| Dienst.  | 6     | Benignus             | 3 42           | 8 15             | 8 54           | 11 39            |   |   |
| Mittw.   | 7     | Lucretia             | 3 42           | 8 16             | 10 6           | 11 52            |   |   |
| Donn.  | 8     | Medardus             | 3 41           | 8 17             | 11 18          | Morg.            |   |   |
| Freit.   | 9     | Barnim ☾             | 3 41           | 8 18             | 12 31          | 12 4             |   |   |
| Sonn.  | 10    | Dnuphrius †          | 3 40           | 8 19             | 1 48           | 12 17            |   |   |
| 25. Woche. Von der Sendung des heiligen Geistes.                                     |       |                      |                |                  |                |                  |   |   |
| Sonnt.   | 11    | Heil. Pfingstfest    | 3 40           | 8 19             | 3 9            | 12 30            |   | 15. Thronbesteigung Kaiser<br>Wilhelms II. 1888.<br>16. Einzug der Truppen in<br>Berlin 1871. |
| Mont.  | 12    | Pfingstmontag        | 3 39           | 8 20             | 4 34           | 12 46            |   |   |
| Dienst.  | 13    | Tobias               | 3 39           | 8 21             | 6 2            | 1 8              |   |   |
| Mittw.   | 14    | Quat. Modest. †      | 3 39           | 8 21             | 7 27           | 1 39             |   |   |
| Donn.  | 15    | Vitus ☉              | 3 39           | 8 22             | 8 39           | 2 24             |   |   |
| Freit.   | 16    | Justin †             | 3 39           | 8 22             | 9 33           | 3 29             |   |   |
| Sonn.  | 17    | Volkmar †            | 3 39           | 8 23             | 10 11          | 4 52             |   |   |
| 26. Woche. Ev. Christi Gespräch mit Nikodemus.<br>Kath. Mir ist gegeben alle Gewalt. |       |                      |                |                  |                |                  |   |   |
| Sonnt.   | 18    | Trinit. Paulina      | 3 39           | 8 23             | 10 37          | 6 24             | 18. Schlacht bei Waterloo<br>1815.  |   |
| Mont.  | 19    | Gervas., Protas.     | 3 39           | 8 24             | 10 56          | 7 56             |   |   |
| Dienst.  | 20    | Raphael              | 3 39           | 8 24             | 11 11          | 9 24             | 19. Deutsch-öster. Sieg bei<br>Grodet 1915.   |   |
| Mittw.   | 21    | Jakobina             | 3 39           | 8 24             | 11 25          | 10 48            |   |   |
| Donn.  | 22    | Fronleichnam ☾       | 3 39           | 8 24             | 11 38          | 12 8             | 22. Wiedereinnahme von Lem-<br>berg 1915.   |   |
| Freit.   | 23    | Basilius             | 3 39           | 8 24             | 11 53          | 1 26             |   |   |
| Sonn.  | 24    | Johannes d. T.       | 3 40           | 8 24             | Morg.          | 2 43             |   |   |
| 27. Woche. Ev. Vom reichen Manne.<br>Kath. Vom großen Abendmahl.                     |       |                      |                |                  |                |                  |   |   |
| Sonnt.   | 25    | 1. u. Tr. Elogius    | 3 40           | 8 24             | 12 10          | 3 59             | Die Juden feiern ihr Wochenfest am 7. und 8. Juni. Am 21. Juni Sommersanfang, längster Tag.   |   |
| Mont.  | 26    | Jeremias             | 3 40           | 8 24             | 12 30          | 5 12             |   |   |
| Dienst.  | 27    | Sieb. Schläfer       | 3 41           | 8 24             | 12 57          | 6 20             |   |   |
| Mittw.   | 28    | Leo Papst †          | 3 41           | 8 24             | 1 33           | 7 19             |   |   |
| Donn.  | 29    | Petrus, Paulus       | 3 42           | 8 24             | 2 19           | 8 6              |   |   |
| Freit.   | 30    | Pauli Gedächt. ☉     | 3 42           | 8 24             | 3 16           | 8 42             |   |   |

Die Juden feiern ihr Wochenfest am 7. und 8. Juni. Am 21. Juni Sommersanfang, längster Tag.

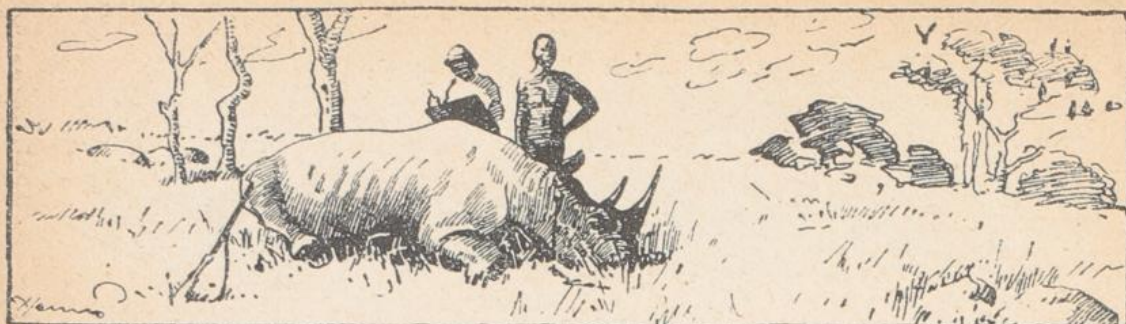


Wassikumadorf in Deutsch-Ostafrika.

# Juli

| Wochentage | Datum | Fest- und Namenstage   | Sonnen-     |               | Mond-       |               | Erinnerungstage   |
|------------|-------|--|-------------|---------------|-------------|---------------|---|
|            |       |  | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. |   |
| Sonn.      | 1     | Theobald   | 3 43        | 8 24          | 4 22        | 9 9           | 1. Helgoland deutsch; deutsch-englisches Kolonialabkommen 1890.   |
| 28. Woche. |       | Ev. Vom großen Abendmahl. Kath. Vom verlorenen Schaf und Groschen.     |             |               |             |               |   |
| Sonnt.     | 2     | 2. n. Tr. Mar. H.  | 3 44        | 8 23          | 5 31        | 9 30          |   |
| Mont.      | 3     | Cornelius  | 3 44        | 8 23          | 6 42        | 9 46          | 3. Schlacht bei Königgrätz 1866.  |
| Dienst.    | 4     | Ulrich   | 3 45        | 8 22          | 7 54        | 10 0          |   |
| Mittw.     | 5     | Anselmus   | 3 46        | 8 22          | 9 6         | 10 12         | 5. Togo unter deutschen Schutz gestellt 1884.   |
| Donn.      | 6     | Jesaias  | 3 47        | 8 21          | 10 18       | 10 24         |   |
| Freit.     | 7     | Demetrius  | 3 48        | 8 21          | 11 32       | 10 36         |   |
| Sonn.      | 8     | Kilian ☾   | 3 49        | 8 20          | 12 48       | 10 51         |   |
| 29. Woche. |       | Ev. Vom verlor. Schaf. — Kath. Von Petri reichem Fischzuge.            |             |               |             |               |   |
| Sonnt.     | 9     | 3. n. Tr. Cyrillus   | 3 50        | 8 19          | 2 9         | 11 9          |   |
| Mont.      | 10    | Sieben Brüder  | 3 51        | 8 19          | 3 33        | 11 34         |   |
| Dienst.    | 11    | Pius   | 3 52        | 8 18          | 4 58        | Morg.         |   |
| Mittw.     | 12    | Heinrich   | 3 53        | 8 17          | 6 16        | 12 11         |   |
| Donn.      | 13    | Margareta  | 3 54        | 8 16          | 7 19        | 1 5           |   |
| Freit.     | 14    | Bonaventura ☉  | 3 55        | 8 15          | 8 5         | 2 19          | 14. Kapitulation der südwestafrikanischen Schutztruppe 1915.  |
| Sonn.      | 15    | Apostel Teilung  | 3 57        | 8 14          | 8 36        | 3 48          |   |
| 30. Woche. |       | Ev. Vom Splitt. im Auge. — Kath. Von d. Pharis. Gerechtigkeit.         |             |               |             |               |   |
| Sonnt.     | 16    | 4. n. Tr. Walter   | 3 58        | 8 13          | 8 59        | 5 22          |   |
| Mont.      | 17    | Alexius  | 3 59        | 8 12          | 9 16        | 6 55          |   |
| Dienst.    | 18    | Karoline   | 4 0         | 8 11          | 9 31        | 8 24          |   |
| Mittw.     | 19    | Ruth   | 4 2         | 8 10          | 9 45        | 9 49          |   |
| Donn.      | 20    | Elias  | 4 3         | 8 8           | 9 59        | 11 10         | 19. Todestag der Königin Luise 1810. — Französische Kriegserklärung 1870.   |
| Freit.     | 21    | Daniel   | 4 4         | 8 7           | 10 15       | 12 29         |   |
| Sonn.      | 22    | Maria Magdal. ☾  | 4 6         | 8 6           | 10 35       | 1 47          |   |
| 31. Woche. |       | Ev. Von Petri reich. Fischzuge. — Kath. Jesus speist 4000 Mann.        |             |               |             |               |   |
| Sonnt.     | 23    | 5. n. Tr. Albert.  | 4 7         | 8 4           | 11 0        | 3 2           | 23. Österreich-Ungarns Ultimatum an Serbien 1914.   |
| Mont.      | 24    | Christine  | 4 9         | 8 3           | 11 33       | 4 12          |   |
| Dienst.    | 25    | Jakobus  | 4 10        | 8 1           | Morg.       | 5 14          |   |
| Mittw.     | 26    | Anna   | 4 11        | 8 0           | 12 16       | 6 5           | 28. Niederlage der Italiener am Isonzo 1915.  |
| Donn.      | 27    | Bertold  | 4 13        | 7 59          | 1 9         | 6 44          | 29. Österr.-Ungarns Kriegserklärung an Serbien 1914.  |
| Freit.     | 28    | Innocenz   | 4 15        | 7 57          | 2 12        | 7 14          |   |
| Sonn.      | 29    | Martha   | 4 16        | 7 55          | 3 21        | 7 37          | 30. Bismarck gest. 1898.  |
| 32. Woche. |       | Ev. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Kath. Von den falschen Propheten. |             |               |             |               |   |
| Sonnt.     | 30    | 6. n. Tr. Beatrig ☉  | 4 17        | 7 54          | 4 33        | 7 54          | 31. Allgemeine russische Mobilmachung — Erklärung Deutschlands in den Kriegszustand — Kaiser- und Kanzlerreden an das deutsche Volk 1914. |
| Mont.      | 31    | Germanus   | 4 19        | 7 52          | 5 45        | 8 7           |   |

Am 3. Juli Sonne in Erdferne. Am 15. Juli im südwestlichen Deutschland sichtbare Mondfinsternis. Am 30. Juli unsichtbare Sonnenfinsternis.

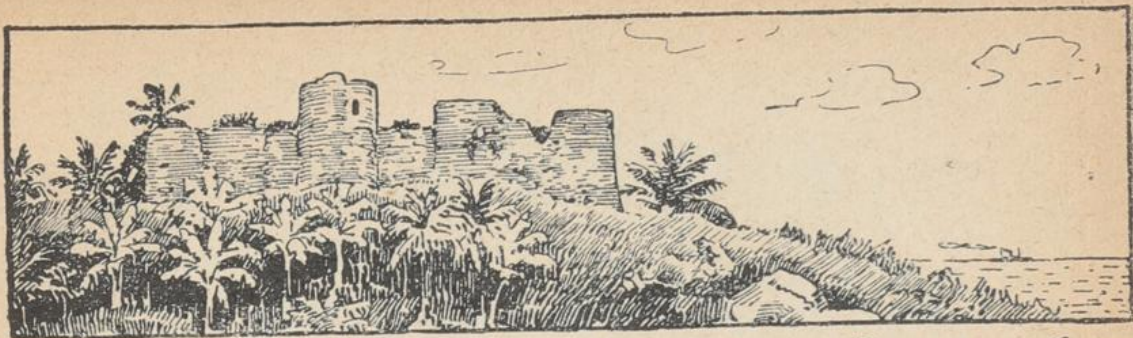


# August

Erlegtes Nashorn in Deutsch-Ostafrika.

| Wochen-<br>tage | Datum | Fest- und Namenstage  | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage   |
|-----------------|-------|---|----------------|------------------|----------------|------------------|---|
|                 |       |   | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |   |
| Dienst.         | 1     | Petri Kettenfest  | 4 21           | 7 50             | 6 56           | 8 20             | 1. Kaiser Wilhelm: Ich kenne keine Parteien mehr 1914.<br>2. Erster Mobilmachungstag 1914. — Ultimatum an Belgien — Neuer großer Kreuzer „Gün- denburg“ 1915.<br>3. Kriegserklärung an Frank- reich 1914.<br>4. Kriegstagung des Reichs- tags — Kriegserklärung Eng- lands 1914.<br>5. Einnahme v. Warschau 1915.<br>6. Schlacht bei Bórh 1870. — Der Kaiser an das deutsche Volk — Errichtung des Eisen- nen Kreuzes von 1914.<br>7. Hisung der deutschen Flagge am Gestade von Süd- westafrika 1884. — Lüttich ge- nommen 1914.<br>15. Ausbruch des Araberauf- standes in D.-Ostafrika 1888.<br>16. Der Kaiser geht ins Feld 1914.<br>18. Schlacht b Gravelotte 1870. — Einnahme von Kovno 1915.<br>19. Japanisches Ultimatum an Deutschland 1914.<br>20. Gouverneur Meher-Wal- deck: Pflichterfüllung bis aufs Äußerste! — Einnahme von Brüssel 1914. — Einnahme von Nowo-Georgiewsk 1915.<br>21. Großer deutscher Sieg in Lothringen 1914. — Kriegser- klärung Italiens an die Türkei 1915.<br>22. Sieg des Kronprinzen bei Longwy 1914.<br>23. Österreichischer Sieg bei Kraśnik 1914.<br>25. Ramur gefallen 1914.<br>26. Schlacht an der Ragnbach 1813. — Longwy genommen 1914.<br>27. Kapitulation v. Togo 1914.<br>28. Niederlage der Russen bei Tannenbergr — Seegefecht bei Helgoland — Niederlage der Engländer bei St. Quentin 1914.<br>29. Niederlage der Engländer bei Garua — Befehung von Sa- moa durch die Engländer 1914. |
| Mittw.          | 2     | Portiuncula   | 4 22           | 7 49             | 8 8            | 8 33             |   |
| Donn.           | 3     | August  | 4 24           | 7 47             | 9 21           | 8 45             |   |
| Freit.          | 4     | Perpetua  | 4 25           | 7 45             | 10 35          | 8 58             |   |
| Sonn.           | 5     | Dominicus   | 4 27           | 7 43             | 11 53          | 9 14             |   |
| 33. Woche.      |       | Ev. Jesus speist 4000 Mann.<br>Kath. Vom ungerechten Haushalter.        |                |                  |                |                  |   |
| Sonnt.          | 6     | 7. n. Tr. Vll. Chr. ☽   | 4 28           | 7 42             | 1 14           | 9 36             |   |
| Mont.           | 7     | Donatus   | 4 30           | 7 40             | 2 37           | 10 7             |   |
| Dienst.         | 8     | Ladislauſ   | 4 32           | 7 38             | 3 56           | 10 51            |   |
| Mittw.          | 9     | Romanus   | 4 33           | 7 36             | 5 4            | 11 53            |   |
| Donn.           | 10    | Laurentius  | 4 35           | 7 34             | 5 56           | Morg.            |   |
| Freit.          | 11    | Titus   | 4 37           | 7 32             | 6 33           | 1 13             |   |
| Sonn.           | 12    | Alara   | 4 38           | 7 30             | 6 59           | 2 44             |   |
| 34. Woche.      |       | Ev. Von den falschen Propheten.<br>Kath. Von der Zerstörung Jerusalems. |                |                  |                |                  |   |
| Sonnt.          | 13    | 8. n. Tr. Hildebr. ☽  | 4 40           | 7 28             | 7 19           | 4 18             |   |
| Mont.           | 14    | Eusebius †  | 4 42           | 7 26             | 7 36           | 5 50             |   |
| Dienst.         | 15    | Mar. Himmelf.   | 4 43           | 7 24             | 7 51           | 7 19             |   |
| Mittw.          | 16    | Isaak   | 4 45           | 7 22             | 8 5            | 8 44             |   |
| Donn.           | 17    | Bertram   | 4 47           | 7 20             | 8 21           | 10 7             |   |
| Freit.          | 18    | Emilia  | 4 48           | 7 18             | 8 40           | 11 28            |   |
| Sonn.           | 19    | Sebalb  | 4 50           | 7 16             | 9 3            | 12 46            |   |
| 35. Woche.      |       | Ev. Vom ungeredten Haushalter.<br>Kath. Vom Pharisäer und Böllner.      |                |                  |                |                  |   |
| Sonnt.          | 20    | 9. n. Tr. Bernh. ☽  | 4 52           | 7 14             | 9 33           | 2 0              |   |
| Mont.           | 21    | Anastafius  | 4 53           | 7 12             | 10 12          | 3 6              |   |
| Dienst.         | 22    | Oswald  | 4 55           | 7 10             | 11 3           | 4 1              |   |
| Mittw.          | 23    | Zachäus   | 4 57           | 7 7              | Morg.          | 4 44             |   |
| Donn.           | 24    | Bartholomäus  | 4 58           | 7 5              | 12 3           | 5 17             |   |
| Freit.          | 25    | Ludwig  | 5 0            | 7 3              | 1 10           | 5 42             |   |
| Sonn.           | 26    | Trenäus   | 5 2            | 7 1              | 2 21           | 6 1              |   |
| 36. Woche.      |       | Ev. Von der Zerstörung Jerusalems.<br>Kath. Der Taubstumme.             |                |                  |                |                  |   |
| Sonnt.          | 27    | 10. n. Tr. Gebh. ☽  | 5 3            | 6 58             | 3 33           | 6 16             |   |
| Mont.           | 28    | Augustinus ☽  | 5 5            | 6 56             | 4 45           | 6 30             |   |
| Dienst.         | 29    | Joh. Enthaupt.  | 5 7            | 6 54             | 5 57           | 6 42             |   |
| Mittw.          | 30    | Benjamin  | 5 8            | 6 52             | 7 10           | 6 54             |   |
| Donn.           | 31    | Rebekka   | 5 10           | 6 49             | 8 25           | 7 7              |   |

Am 8. August Fasten der Juden wegen Zerstörung des Tempels.

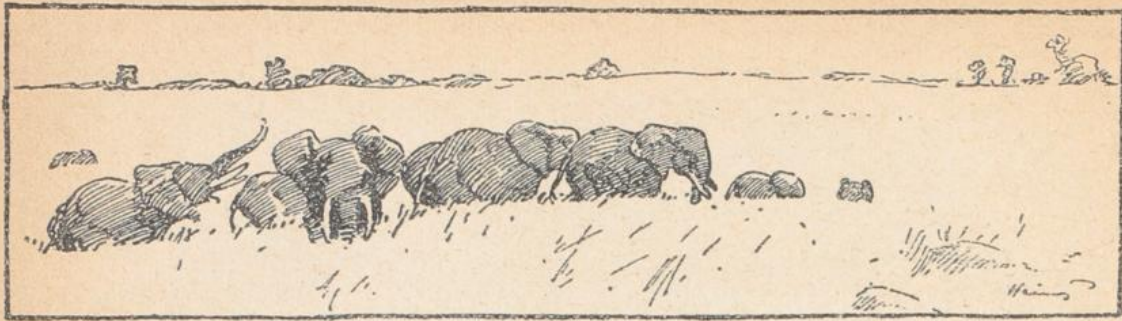


Altes Brandenburgisches Fort Groß-Friedrichsburg an der Goldküste.

# September

| Wochen-<br>tage   | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage  |
|---|-------|----------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|--|
|   |       |                      | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |  |
| Freit.  | 1     | Agidius              | 5 12           | 6 47             | 9 42           | 7 23             |  |
| Sonn.   | 2     | Rahel, Lea           | 5 13           | 6 45             | 11 1           | 7 43             | 2. Kapitulation von Sedan 1870.  |
| 37. Woche. Ev. Der Pharisäer und der Zöllner.<br>Rath. Vom Samariter und Leviten. |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 3     | 11. n. Tr. Manj.     | 5 15           | 6 43             | 12 22          | 8 9              |  |
| Mont.   | 4     | Moses                | 5 17           | 6 40             | 1 41           | 8 47             |  |
| Dienst.   | 5     | Nathanael ☽          | 5 18           | 6 38             | 2 52           | 9 41             | 5. Engl. Kreuzer „Pathfinder“ torpediert 1914.                                 |
| Mittw.  | 6     | Magnus               | 5 20           | 6 36             | 3 49           | 10 52            |  |
| Donn.   | 7     | Regina               | 5 22           | 6 33             | 4 30           | Morg. 12 16      | 7. Gründung der Deutsch-Ostafrik. Gesellschaft 1885. — Maubenge genommen 1914. |
| Freit.  | 8     | Mariä Geburt         | 5 23           | 6 31             | 5 0            | 12 16            | 8. Die deutsche Schutztruppe besetzt Walfischbay 1914.                         |
| Sonn.   | 9     | Bruno                | 5 25           | 6 29             | 5 22           | 1 46             | 9. Hendrik Witbooi ergibt sich an der Nauklust 1894.                           |
| 38. Woche. Ev. Der Taubstumme.<br>Rath. Von den zehn Aussätzigen.                 |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 10    | 12. n. Tr. Sosth.    | 5 27           | 6 26             | 5 40           | 3 17             |  |
| Mont.   | 11    | Gerhard ☽            | 5 28           | 6 24             | 5 55           | 4 46             | 11. Niederlage der Russen an den Masurischen Seen 1914.                        |
| Dienst.   | 12    | Otilie               | 5 30           | 6 22             | 6 10           | 6 13             |  |
| Mittw.  | 13    | Christlieb           | 5 32           | 6 19             | 6 26           | 7 38             | 12. Übergabe von Rabaul (Neuguinea) 1914.                                      |
| Donn.   | 14    | Kreuzes Erhöh.       | 5 33           | 6 17             | 6 43           | 9 1              |  |
| Freit.  | 15    | Constantia           | 5 35           | 6 14             | 7 5            | 10 22            |  |
| Sonn.   | 16    | Euphemia             | 5 37           | 6 12             | 7 33           | 11 40            |  |
| 39. Woche. Ev. Vom Samariter und Leviten.<br>Rath. Vom Mammonsdiensf.             |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 17    | 13. n. Tr. Lamb.     | 5 38           | 6 10             | 8 9            | 12 51            |  |
| Mont.   | 18    | Siegfried            | 5 40           | 6 7              | 8 55           | 1 51             |  |
| Dienst.   | 19    | Januarius ☽          | 5 42           | 6 5              | 9 52           | 2 40             | 19. Die Engländer besetzen Süderisibucht 1914.                                 |
| Mittw.  | 20    | Duat. Frieder. †     | 5 43           | 6 2              | 10 57          | 3 17             |  |
| Donn.   | 21    | Matthäus Ev.         | 5 45           | 6 0              | Morg. 3 44     |                  | 20. Vernichtung des englischen Kreuzers „Pegasus“ vor Sansibar 1914.           |
| Freit.  | 22    | Moriz †              | 5 47           | 5 58             | 12 7           | 4 5              |  |
| Sonn.   | 23    | Joel †               | 5 48           | 5 55             | 1 18           | 4 22             | 21. Einzug der Truppen in Berlin 1866.   |
| 40. Woche. Ev. Von den zehn Aussätzigen.<br>Rath. Der Jüngling zu Nain.           |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 24    | 14. n. Tr. Joh. E.   | 5 50           | 5 53             | 2 30           | 4 36             | 22. U 9 torpediert die engl. Kreuzer „Hogue“, „Abulir“ und „Cressy“ 1914.      |
| Mont.   | 25    | Kleophas             | 5 52           | 5 51             | 3 42           | 4 49             |  |
| Dienst.   | 26    | Cyprianus            | 5 54           | 5 48             | 4 55           | 5 2              | 24. Bismarck wird preussisch-Minister 1862.                                    |
| Mittw.  | 27    | Kosmas u. Dam. ☽     | 5 55           | 5 46             | 6 10           | 5 15             | 25. Englische Niederlage bei Sandfontein 1914.                                 |
| Donn.   | 28    | Wenzeslaus           | 5 57           | 5 44             | 7 27           | 5 30             |  |
| Freit.  | 29    | Michael              | 5 59           | 5 41             | 8 47           | 5 49             | 27. Kapitulation von Straßburg 1870. — Übergabe von Duala 1914.                |
| Sonn.   | 30    | Hieronimus           | 6 0            | 5 39             | 10 9           | 6 14             |  |

Die Juden feiern den Anfang ihres 5677. Jahres am 28. und das zweite Neujahrsfest am 29. September. Am 23. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.

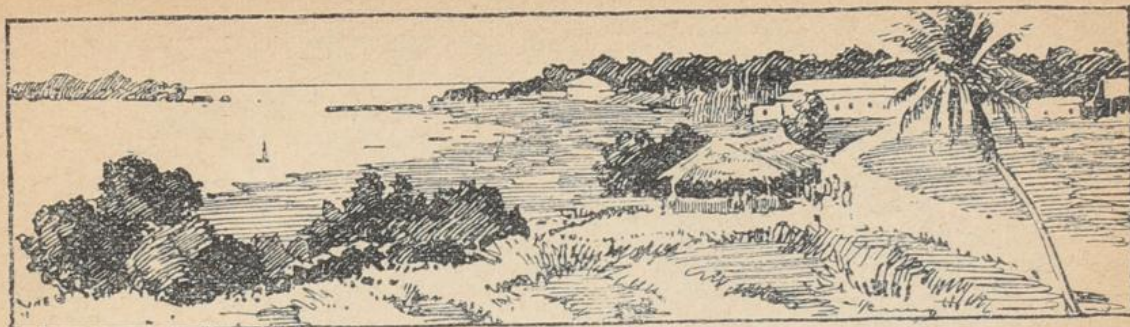


# Oktober

Elefantenherde in Keniaamerika.

| Wochentage  | Datum | Fest- und Namenstage            | Sonnen-     |               | Mond-       |               | Erinnerungstage  |
|---|-------|---------------------------------|-------------|---------------|-------------|---------------|--|
|   |       |                                 | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. |  |
| 41. Woche. Ev. Vom Rammondsdienst. — Kath. Der Wassersüchtige.          |       |                                 |             |               |             |               |  |
| Sonnt.  | 1     | 15. n. Tr. Remig. Erntedankfest | 6 2         | 5 37          | 11 30       | 6 49          | 1. über 4 1/2 Milliarden Mark deutsche Kriegsanleihe 1914.                               |
| Mont.   | 2     | Bollrad                         | 6 4         | 5 34          | 12 43       | 7 38          |  |
| Dienst.   | 3     | Ewald                           | 6 5         | 5 32          | 1 43        | 8 43          |  |
| Mittw.  | 4     | Franz ☾                         | 6 7         | 5 29          | 2 28        | 10 1          |  |
| Donn.   | 5     | Fides                           | 6 9         | 5 27          | 3 1         | 11 27         |  |
| Freit.  | 6     | Charitas                        | 6 10        | 5 25          | 3 25        | Morg.         |  |
| Sonn.   | 7     | Spes                            | 6 12        | 5 23          | 3 44        | 12 55         |  |
| 42. Woche. Ev. Der Jüngling zu Nain. — Kath. Das vornehmste Gebot.      |       |                                 |             |               |             |               |  |
| Sonnt.  | 8     | 16. n. Tr. Ephr.                | 6 14        | 5 20          | 4 0         | 2 22          |  |
| Mont.   | 9     | Dionysius                       | 6 16        | 5 18          | 4 15        | 3 47          | 9. Antwerpen genommen — Besetzung der Marichallinseln durch die Japaner 1914.            |
| Dienst.   | 10    | Amalia                          | 6 17        | 5 16          | 4 30        | 5 10          |  |
| Mittw.  | 11    | Burchard ☉                      | 6 19        | 5 13          | 4 47        | 6 33          | 11. Russischer Kreuzer „Palada“ torpediert 1914.   |
| Donn.   | 12    | Ehrenfried                      | 6 21        | 5 11          | 5 7         | 7 55          |  |
| Freit.  | 13    | Kolomann                        | 6 23        | 5 9           | 5 32        | 9 16          |  |
| Sonn.   | 14    | Wilhelmine                      | 6 25        | 5 6           | 6 5         | 10 31         |  |
| 43. Woche. Ev. Der Wassersüchtige. — Kath. Der Sichtbrüchige.           |       |                                 |             |               |             |               |  |
| Sonnt.  | 15    | 17. n. Tr. Hedw.                | 6 26        | 5 4           | 6 48        | 11 37         | 15. Engl. Kreuzer „Hawke“ torpediert 1914.   |
| Mont.   | 16    | Gallus                          | 6 28        | 5 2           | 7 42        | 12 31         |  |
| Dienst.   | 17    | Florentin                       | 6 30        | 5 0           | 8 44        | 1 13          |  |
| Mittw.  | 18    | Lukas Evang.                    | 6 32        | 4 58          | 9 52        | 1 44          | 18. Völkerschlacht bei Leipzig 1813.   |
| Donn.   | 19    | Ptolemäus ☾                     | 6 34        | 4 56          | 11 2        | 2 8           |  |
| Freit.  | 20    | Wendelin                        | 6 35        | 4 53          | Morg.       | 2 27          |  |
| Sonn.   | 21    | Ursula                          | 6 37        | 4 51          | 12 13       | 2 42          | 21. Beschiesung von Dares-salam 1914.  |
| 44. Woche. Ev. Das vornehmste Gebot. — Kath. Vom hochzeitlichen Kleide. |       |                                 |             |               |             |               |  |
| Sonnt.  | 22    | 18. n. Tr. Cord.                | 6 39        | 4 49          | 1 25        | 2 55          |  |
| Mont.   | 23    | Severinus                       | 6 41        | 4 47          | 2 37        | 3 8           |  |
| Dienst.   | 24    | Salome                          | 6 43        | 4 45          | 3 51        | 3 21          |  |
| Mittw.  | 25    | Adelheid                        | 6 44        | 4 43          | 5 7         | 3 36          | 25. Kapitulation von Mex 1870. — Untergang des englischen Dreadnoughts „Audacious“ 1914. |
| Donn.   | 26    | Amandus ☉                       | 6 46        | 4 41          | 6 27        | 3 54          |  |
| Freit.  | 27    | Sabina                          | 6 48        | 4 39          | 7 51        | 4 17          |  |
| Sonn.   | 28    | Simon, Juda                     | 6 50        | 4 37          | 9 13        | 4 49          | 28. Die „Emden“ vor Singa-pore 1914.   |
| 45. Woche. Ev. Des Königschen Sohn. — Kath. Der Sichtbrüchige.          |       |                                 |             |               |             |               |  |
| Sonnt.  | 29    | 19. n. Tr. Engelh.              | 6 52        | 4 35          | 10 30       | 5 34          |  |
| Mont.   | 30    | Hartmann                        | 6 54        | 4 33          | 11 37       | 6 36          | 29. Eintritt der Türkei in den Krieg 1914.   |
| Dienst.   | 31    | Wolfgang †                      | 6 56        | 4 31          | 12 27       | 7 51          |  |

Die Juden feiern ihr Fasten-Gedallah am 1., das Versöhnungsfest am 7., das Laubhüttenfest am 12., das zweite Fest der Laubhütten am 13., das Palmenfest am 18., das Laubhüttenende am 19. und die Gesetzesfreude am 20. Oktober.

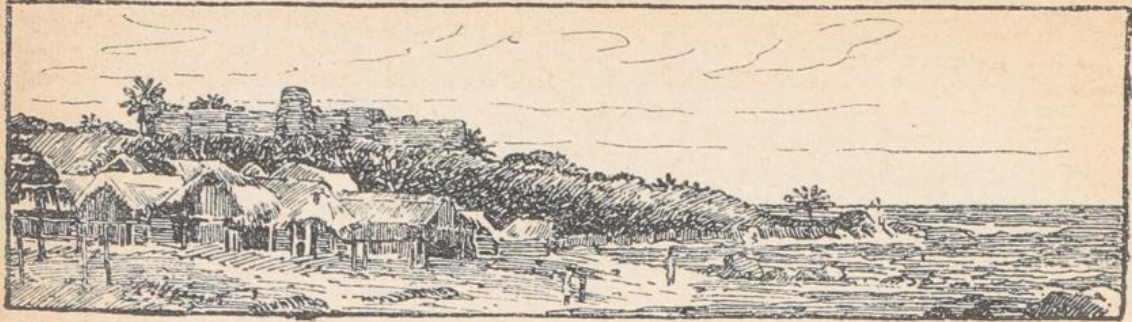


Landschaft im Norden von Kaiser-Wilhelms-Land.

# November

| Wochentage   | Datum | Fest- und Namenstage                                     | Sonnen-     |               | Mond-       |               | Erinnerungstage  |
|--|-------|--|-------------|---------------|-------------|---------------|--|
|  |       |  | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. | Aufg. u. M. | Unterg. u. M. |  |
| Mittw.   | 1     | Aller Heiligen   | 6 58        | 4 29          | 1 3         | 9 15          | 1. Deutscher Seesieg bei Coronel an der Küste von Chile 1914.            |
| Donn.  | 2     | Aller Seelen ☾   | 7 0         | 4 27          | 1 30        | 10 42         |  |
| Freit.   | 3     | Gottlieb   | 7 1         | 4 25          | 1 50        | Morg.         |  |
| Sonn.  | 4     | Charlotte  | 7 3         | 4 23          | 2 6         | 12 7          |  |
| 46. Woche. Ev. Vom hochzeitlichen Kleide. — Kath. Vom Schalksfnecht. |       |  |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 5     | 20. u. Tr. Erich<br>Reform.-Fest                         | 7 5         | 4 22          | 2 21        | 1 30          | 5. Schlacht bei Rossbach 1757.<br>— Englische Niederlage bei Tanga 1914. |
| Mont.  | 6     | Leonhard   | 7 7         | 4 20          | 2 36        | 2 52          |  |
| Dienst.  | 7     | Erdmann  | 7 9         | 4 18          | 2 52        | 4 13          | 7. Tsjingtau gefallen 1914.  |
| Mittw.   | 8     | Claudius   | 7 11        | 4 16          | 3 10        | 5 34          | 9. „Emden“ auf Strand gesetzt 1914.                                      |
| Donn.  | 9     | Theodorus ☽  | 7 12        | 4 15          | 3 33        | 6 53          |  |
| Freit.   | 10    | Martin Papst   | 7 14        | 4 13          | 4 3         | 8 10          | 11. Dignuiden erstürmt 1914.   |
| Sonn.  | 11    | Martin Bischof   | 7 16        | 4 12          | 4 42        | 9 20          |  |
| 47. Woche. Ev. Des königlichen Sohn. — Kath. Vom Zinsgroschen.       |       |  |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 12    | 21. u. Tr. Kunib.  | 7 18        | 4 10          | 5 32        | 10 20         | 14. Admiral Diebrichs in der Riantschubucht 1897.                        |
| Mont.  | 13    | Eugen  | 7 20        | 4 8           | 6 31        | 11 7          |  |
| Dienst.  | 14    | Levinus  | 7 22        | 4 7           | 7 37        | 11 43         |  |
| Mittw.   | 15    | Leopold  | 7 23        | 4 5           | 8 47        | 12 9          |  |
| Donn.  | 16    | Ottomar  | 7 25        | 4 4           | 9 57        | 12 29         |  |
| Freit.   | 17    | Hugo ☾   | 7 27        | 4 3           | 11 8        | 12 46         |  |
| Sonn.  | 18    | Gottschalk   | 7 29        | 4 1           | Morg.       | 1 0           |  |
| 48. Woche. Ev. Vom Schalksfnecht. — Kath. Jairo Töchterlein.         |       |  |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 19    | 22. u. Tr. Elisab.                                       | 7 31        | 4 0           | 12 18       | 1 13          | 25. Niederlage der Russen bei Lodz und Lowicz 1914.                      |
| Mont.  | 20    | Edmund   | 7 32        | 3 59          | 1 30        | 1 26          |  |
| Dienst.  | 21    | Maria Opfer  | 7 34        | 3 57          | 2 44        | 1 40          |  |
| Mittw.   | 22    | Buß- u. Betttag*   | 7 36        | 3 56          | 4 1         | 1 56          |  |
| Donn.  | 23    | Klemens  | 7 37        | 3 55          | 5 22        | 2 17          |  |
| Freit.   | 24    | Lebrecht   | 7 39        | 3 54          | 6 46        | 2 45          |  |
| Sonn.  | 25    | Katharina ☽  | 7 41        | 3 53          | 8 8         | 3 25          |  |
| 49. Woche. Ev. Vom Zinsgroschen. Kath. Vom Greuel der Verwüstung.    |       |  |             |               |             |               |  |
| Sonnt.   | 26    | 23. u. Tr. Konr.<br>Feier z. Gedächtn.<br>d. Gestorbenen | 7 42        | 3 52          | 9 22        | 4 21          |  |
| Mont.  | 27    | Lot  | 7 44        | 3 51          | 10 20       | 5 34          |  |
| Dienst.  | 28    | Günter   | 7 46        | 3 50          | 11 2        | 6 59          |  |
| Mittw.   | 29    | Noah   | 7 47        | 3 49          | 11 33       | 8 28          |  |
| Donn.  | 30    | Andreas  | 7 49        | 3 49          | 11 55       | 9 55          |  |

\* In den Hohenzollernschen Landen sowie in Bayern wird kein Buß- und Betttag gefeiert.



# Dezember

Dorf an der Küste von Deutsch-Ostafrika mit arabischer Kutne.

| Wochen-<br>tage   | Datum | Fest- und Namenstage | Sonnen-        |                  | Mond-          |                  | Erinnerungstage  |
|---|-------|----------------------|----------------|------------------|----------------|------------------|--|
|   |       |                      | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. | Aufg.<br>u. M. | Unterg.<br>u. M. |  |
| Freit.  | 1     | Arnold               | 7 50           | 3 48             | 12 12          | 11 19            |  |
| Sonn.   | 2     | Candidus ☾           | 7 51           | 3 47             | 12 28          | Morg.            |  |
| 50. Woche. Ev. Christi Einzug in Jerusalem. — Rath. Von den Zeichen des Jüngsten Tages. |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 3     | 1. Advent Cass.      | 7 53           | 3 47             | 12 43          | 12 41            |  |
| Mont.   | 4     | Barbara              | 7 54           | 3 46             | 12 58          | 2 1              |  |
| Dienst.   | 5     | Abigail              | 7 56           | 3 45             | 1 15           | 3 20             |  |
| Mittw.  | 6     | Nikolaus             | 7 57           | 3 45             | 1 36           | 4 38             |  |
| Donn.   | 7     | Antonia              | 7 58           | 3 45             | 2 3            | 5 55             |  |
| Freit.  | 8     | Mariä Empf.          | 7 59           | 3 44             | 2 38           | 7 7              |  |
| Sonn.   | 9     | Joachim ☽            | 8 1            | 3 44             | 3 24           | 8 10             | 8. Herzog Johann Abrecht von Mecklenburg geb. 1857. — Ruhmvoller Untergang unseres Geschwaders vor den Falkland-Inseln 1914. |
| 51. Woche. Ev. Von den Zeichen des Jüngsten Tages. — Rath. Johannes im Gefängnis.       |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 10    | 2. Adv. Judith       | 8 2            | 3 44             | 4 20           | 9 1              |  |
| Mont.   | 11    | Waldeemar            | 8 3            | 3 44             | 5 24           | 9 41             |  |
| Dienst.   | 12    | Epimachus            | 8 4            | 3 44             | 6 33           | 10 11            |  |
| Mittw.  | 13    | Lucia                | 8 5            | 3 44             | 7 43           | 10 33            |  |
| Donn.   | 14    | Israël               | 8 6            | 3 44             | 8 53           | 10 51            |  |
| Freit.  | 15    | Johanna              | 8 7            | 3 44             | 10 3           | 11 6             |  |
| Sonn.   | 16    | Ananias              | 8 8            | 3 44             | 11 12          | 11 19            | 13. Auflösung des Reichstags wegen der Bewilligungsfrage für Südwestafrika 1906.   |
| 52. Woche. Ev. Johannes Botschaft an Christum. — Rath. Johannes Beugn.                  |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 17    | 3. Adv. Lazarus ☽    | 8 8            | 3 44             | Morg.          | 11 31            |  |
| Mont.   | 18    | Christoph            | 8 9            | 3 44             | 12 23          | 11 44            |  |
| Dienst.   | 19    | Manasse              | 8 10           | 3 44             | 1 37           | 11 59            |  |
| Mittw.  | 20    | Quat. Abrah. †       | 8 10           | 3 45             | 2 54           | 12 17            |  |
| Donn.   | 21    | Thomas Ap.           | 8 11           | 3 45             | 4 15           | 12 40            |  |
| Freit.  | 22    | Beata †              | 8 11           | 3 46             | 5 38           | 1 13             |  |
| Sonn.   | 23    | Ignatius †           | 8 12           | 3 46             | 6 57           | 2 1              | 18. Niederlage der Portugiesen bei Mautila durch die südwestafrikanische Schutztruppe 1914.                                  |
| 53. Woche. Ev. Johannes Beugnis. — Rath. Im 15. Jahre der Regier. Tiberi.               |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 24    | 4. Adv. Ad., Eva ☽   | 8 12           | 3 47             | 8 4            | 3 7              |  |
| Mont.   | 25    | Heil. Christfest     | 8 13           | 3 48             | 8 55           | 4 30             |  |
| Dienst.   | 26    | 2. Christtag         | 8 13           | 3 48             | 9 31           | 6 1              |  |
| Mittw.  | 27    | Johannes Ev.         | 8 13           | 3 49             | 9 58           | 7 32             |  |
| Donn.   | 28    | Unsch. Kindlein      | 8 13           | 3 50             | 10 18          | 9 1              |  |
| Freit.  | 29    | Jonathan             | 8 14           | 3 51             | 10 34          | 10 26            |  |
| Sonn.   | 30    | David                | 8 14           | 3 52             | 10 50          | 11 49            |  |
| 54. Woche. Von Simeon und Hanna.  |       |                      |                |                  |                |                  |  |
| Sonnt.  | 31    | n. Weihn. Silv. ☽    | 8 14           | 3 53             | 11 5           | Morg.            |  |

Am 22. Dezember Winters Anfang, kürzester Tag. Am 24. Dezember unsichtbare Sonnenfinsternis.

## Bilder unserer kolonialen Persönlichkeiten.

Es ist richtig, daß mit dem Krieg eine Zeit schwerer Prüfung über unsere Kolonien hereingebrochen ist, aber wir waren darauf vorbereitet und haben es nie anders gewußt, als daß über das Schicksal unserer Kolonien im Kriegsfall mit England die Entscheidung auf den europäischen Schlachtfeldern fallen wird. Daß diese Entscheidung für uns günstig sein wird, kann heute, wo unsere und unserer Bundesgenossen tapfere Heere

einer Welt von Feinden gegenüber siegreich sind, für niemanden zweifelhaft sein. Wir werden nicht nur die Kolonien, die wir nicht verteidigen konnten, wiedergewinnen, sondern der Ausgang des Krieges wird auch für unsere Übersee- und Kolonialpolitik den Anfang einer neuen, hoffnungsreichen Entwicklung bedeuten.

(Minister a. D. Dr. Stuebel für den Kolonialkalender des Kolonialkriegerdanks.)



Stuebel.



Prinz Hohenlohe.

Eisenbahnen sind unentbehrlich für Kolonialkriege.

(Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Schillingenburg als Kommissar der Regierung im Reichstag 2. Dez. 1905.)

Keinen Erfolg kolonialisatorischer Ideen wollte Fürst Bismarck nur dann voraussagen, wenn hinter der Politik

ein starker nationaler Wille steht und der Impuls für sie aus der Nation selbst herauströme. Lassen Sie uns kräftig und zuversichtlich auch an unserm Teil an unserer kolonialen Entwicklung weiterarbeiten: im Sinne des Programms des großen Kanzlers!

(Staatssekr. Dr. Dernburg in Dresden am 17. Jan. 1909.)



Dernburg.



v. Lindequist.

Die Farmwirtschaft muß das Rückgrat für die Entwicklung Südwestafrikas bilden.

(Gouverneur v. Lindequist zu den Südwestafrikanern 1907.)



Leutwein.

Mögen wir lernen, daß unbeschadet der höheren Stellung der kolonisierenden Rasse das Ziel einer großzügigen Kolonialpolitik die Angliederung der in erworbenen

Ländern vorgefundenen Urbevölkerung sein muß, nicht deren gewaltsame Unterdrückung oder gar Vernichtung. Diese Lehre wird um so mehr einleuchten, wenn der Nachweis gelingt, daß eine solche Politik nicht bloß im Sinne der Humanität und des Christentums gelegen ist, sondern vor allem im eigensten Interesse der kolonisierenden Macht. Eine andere Kolonialpolitik lohnt die zu bringenden Opfer nicht. Sie wird daher für das Mutterland stets zu dem werden, was man ein „schlechtes Geschäft“ nennt und infolgedessen besser ganz unterlassen. Um ein schlechtes Geschäft zu machen, geht der Staat sowenig wie der einzelne in die Kolonie.



Franke.

(Generalmajor u. Gouverneur a. D. Th. Leutwein in der Vorrede zu seinem Buche „Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika“.)



v. Heydebreck. †

Nur eine gestählte Truppe, die Entbehrungen verachtet, taugt für Afrika.

(Major Franke im Hereroaufstand 1904.)

Wer sich nicht genug tun kann in der Forderung, unsere südwestafrikanische Schutztruppe müsse vermindert werden, zeigt damit, daß er unsere Lage neben dem englischen Südafrika und gegenüber der Herausforderung erneuter Eingeborenenunruhen durch zahlenmäßige Schwäche verkennt.

(Major v. Heydebreck, Kommandeur der südwestafrikanischen Schutztruppe, zum Herausgeber dieses Kalenders beim Landesrat in Windhuk 1909.)



Staud.

Wir sind überzeugt, daß unser Land und wir selbst nur gewinnen können, wenn das Verständnis für die Verhältnisse unserer Kolonie Südwestafrika zu Hause in immer weitere Kreise dringt. Es liegt im nationalen Interesse, daß jeder dazu beiträgt, dieses Verständnis zwischen Mutterland und Kolonie zu fördern.

(Landesratsmitglied A. Staud, Direktor der Kolonialen Bergbaugesellschaft und Entdecker der südwestafrikanischen Diamantfelder, in der Debatte des Landesrats in Windhuk am 31. Mai 1911.)



Adda Freifrau v. Liliencron. †

Die Frau, unter deren Vorsitz im Sommer 1907 der „Deutsch-Koloniale Frauenbund“ gegründet wurde, hieß schon jahrelang vorher bei unserer Schutztruppe in Südwestafrika nicht anders als die „Kolonialmutter“. Unsere Kolonialkrieger nannten sie so, weil sie von

ihr unermüdetlich und liebevoll mit Gaben aller Art, vor allen Dingen mit dem so sehr erwünschten Lesestoff, Büchern, Erzählungen, Gedichten usw., versehen wurden. 1909 gab Frau v. Siliencron die „Kriegsklänge der Kaiserlichen Schutztruppe in Südwestafrika“ heraus, eine Lieder- und Gedichtsammlung, die drüben fast in jedes Reiters Hand war. Sie starb am 23. Januar 1913; ihr Bild und ein Wort zu ihrem Gedächtnis als „Kolonialmutter“ gehören an keine Stelle so sehr hin, wie in unsern Kolonialkalender.



v. Wissmann.

Das auf den ersten Anblick fast phantastisch erscheinende Problem, aus einer rein nationalen Bewegung heraus zu gewissen praktischen Gestaltungen für ein kolonisiertes Vorgehen zu gelangen, hat nur auf einem unnormalen und oft vielleicht allzu verwegen erscheinenden Wege gelöst werden können.

(Dr. Carl Peters in seinem Werk: Die Gründung von Deutsch-Ostafrika 1906.)



Peters.

Das oberste Gesetz für den Weißen in Afrika heißt Selbstbeherrschung.

(Reichskommissar a. D. v. Wissmann in seinem Ratgeberbüchlein für Afrika.)

Gouverneur von Soden hat die bis heute gültigen Verwaltungsgrundlagen in zwei unserer wichtigsten Kolonien, Ostafrika und Kamerun, gelegt.

(Regierungsrat Zache in einer Denkschrift über die Verwaltung von Deutsch-Ostafrika.)



Soden.

Nicht die Kenntnis ungezählter Paragraphen macht den echten Kolonialmann, sondern die Macht der Persönlichkeit, die es versteht, den Menschen, mit denen sie zu tun hat, Vertrauen einzusößen und durch sich selbst zu wirken.

(Hauptmann v. Perbandt als stellvertretender Kommandeur der Schutztruppen im „Größeren Deutschland“, April 1914.)



v. Perbandt.

Um die Mitte der neunziger Jahre standen Industrie, Handel und Landwirtschaft im allgemeinen unserer Kolonialpolitik noch ablehnend gegenüber. Den Trägern unseres nationalen Wirtschaftslebens fehlte es an Vertrauen auf die Entwicklungsfähigkeit unserer Neuländer, die Landwirtschaft insbesondere hegte Argwohn gegen einen kolonialen Wettbewerb. Man wollte nicht glauben, daß unsere junge Kolonialwirtschaft jemals eine bedeutungsvolle Wirkung auf unsere heimische Volkswirtschaft, Kultur und Technik und damit auch auf das geistige Leben unserer Nation ausüben würde. Die Kolonialverwaltung mußte sich erst selbst organisch entwickeln. Fortgesetzter Wechsel an den leitenden Stellen und Mangel an Fachmännern auf den verschiedenartigen kolonialen Gebieten erschwerten die Arbeit. Der Reichstag war in seiner Mehrheit nicht geneigt, sich mit einer großzügigen Eisenbahnpolitik, welche die Grundlage jeder kolonialen Entwicklung bildet, zu befassen. Um diesem unerfreulichen Zustand entgegenzuwirken, gründete 1896 der Fabrikbesitzer Karl Supf aus Nürnberg das kolonialwirtschaftliche Komitee. Zweck und Ziel des Komitees sind:



Supf. †

1. Die Versorgung Deutschlands mit kolonialen Rohstoffen und Produkten aus den eigenen Kolonien zur Schaffung einer breiteren und gesicherteren Grundlage für den heimischen Gewerbesleiß.
2. Die Entwicklung unserer Kolonien zu neuen sicheren Absatzgebieten für Handel und Industrie.
3. Die Einführung der modernen Technik in den Kolonien und damit im Zusammenhang die Einführung neuer kolonialer Maschinenindustrieweige in Deutschland.
4. Der Ausbau des Verkehrs mit und in den Kolonien, insbesondere eines kolonialen Eisenbahnnetzes sowie die Schaffung einer rationellen Wasserwirtschaft.
5. Die Ansiedlung von Deutschen in den Kolonien.

Supf, der in diesem großen Kriegsjahr aus seiner Arbeit abberufen wurde und die Neugründung des deutschen Kolonialreichs, die uns hinter dem Weltkrieg bevorsteht, nicht mehr erleben durfte, trägt das Hauptverdienst daran, daß sich im Laufe von zwanzig Jahren das kolonialwirtschaftliche Komitee aus kleinen Anfängen zu einer sehr bedeutenden und wirkungsvollen Körperschaft entwickelt hat, der heute unsere deutschen Fürsten, unsere wissenschaftlichen Institute, Handels-, Gewerbe-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, Städte, Banken, koloniale, kommerzielle und industrielle Körperschaften, Arbeitervereine und Missionen angehören — und nicht nur angehören, sondern auch kräftige Unterstützung leisten. Ein Wort zu seinem Gedenken darf in einem Kolonialkalender nicht fehlen — am allerwenigsten in diesem Kriegsjahr.



Gupfeld.

Wohin wir in Togo blicken, nirgends finden wir etwas Faszinierendes, nirgends die Möglichkeit, mühelos Reichtümer zu sammeln, aber überall gesunde, solide Verhältnisse, überall stetigen Fortschritt: ein Land, geschaffen für die gründliche, ausdauernde deutsche Arbeit, ein Land, das diese Arbeit nicht tausendfältig, aber mit Sicherheit lohnt und lohnen wird, ein Land, dessen weitere Erschließung und Entwicklung eine aussichtsreiche und dankbare Aufgabe für das deutsche Mutterland ist.

(Fr. Gupfeld, Direktor der Deutschen Togogesellschaft, im Schluß des Teiles „Togo“ in dem Prachtwerk „Die deutschen Kolonien“.)

Es ist deutsches Land und soll immer deutscher werden,  
tausend Bande knüpfen es fest an uns!

(Hauptmann Hans Dominik am Grabe seines Kameraden  
v. Arnim, der wie so mancher Tapfere für Großdeutschland  
starb, für Kamerun, August 1900.)



Graf Zech. †

(Gouverneur Graf v. Zech im Jahrbuch der deutschen Kolonien über den Wert Togos.)

An der Erregung unserer  
öffentlichen Meinung  
wegen der befürchteten Ab-  
tretung Togos an Frank-  
reich beim Marokkoabkom-  
men 1911 hat sich gezeigt,  
daß weite Kreise des deut-  
schen Volkes lebhaften An-  
teil nehmen an dem Ge-  
schick unserer Schutzgebiete.  
Diese Erregung hat gezeigt,  
daß das Verständnis für  
den Wert unseres Kolonialbesitzes,  
nicht nur für dessen  
realen Wert, sondern auch für die ideellen Werte,  
welche in unsern Kolonien, und wohl ganz besonders  
in Togo, in reichem Maße geschaffen worden sind, ein  
Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist.



Dominik. †

Neuguinea ist tropisches Land. Selbst wenn im In-  
nern auf den noch nicht erschlossenen Hochflächen  
oder auch in günstiger Lage in den Randgebirgen  
Europäer, Deutsche, sich ansiedeln und halten mögen,  
sie brauchen immer den farbigen Knecht, viele fleißige,  
willige und billige Hände, die den Acker bestellen,  
die Ernte bereiten, das Vieh warten helfen. Eine  
Mischform von Europäerkultur und Eingeborenenbau  
ist für Neuguinea am besten geeignet. Wenn diese  
Bahn verfolgt werden soll, dann kann ein Land von  
solcher Größe und Fruchtbarkeit nicht auf eine halbe  
Million Eingeborener gestellt bleiben, von denen wir  
heute noch nicht wissen, ob sie unter dem Drucke



v. Tirpitz.

der neuen Lebensbedin-  
gungen auch in allen  
ihren Verzweigungen sich  
lebensfähig erhalten  
werden. Hier gibt es eine Zukunft nur durch Heranholung  
farbiger Bevölkerung, ausgehend von kleinen Anfängen,  
bis gute Erfahrungen den Zustrom größerer Mengen er-  
lauben. An unsere Geschicklichkeit als Erzieher, Herren,  
Kolonisatoren würden die höchsten Anforderungen gestellt  
werden, um aus den verschiedenen fremden Stämmen  
arbeitsfreudige Neuguinesen zu formen. Hier ruht die  
vornehmste Aufgabe für die Zukunft Neuguineas.  
(Gouverneur Dr. Hahl im „Kolon. Jahrb.“ 1912 über Neuguinea.)



Hahl.

Kriegsmarinern lassen sich nicht improvisieren, am  
wenigsten in der Stunde der Gefahr.

(Vizeadmiral v. Tirpitz im Reichstag bei der Beratung  
des Flottengesetzes am 8. Februar 1900.)



v. Truppel.

Die Aufgabe unserer Politik in Tsingtau ist, China davon zu überzeugen, daß sein Vorteil um so größer ist, je blühender sich die deutsche Niederlassung entwickelt.

(Gouverneur Admiral v. Truppel bei einem Essen im Gouvernementshaus in Tsingtau 1911.)



Meyer-Waldeck.

Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste.

(Telegramm des Gouverneurs Kapttän zur See Meyer-Waldeck an Se. Majestät den Kaiser.)



Weddigen.

Es kommt nicht darauf an, wie lange man lebt, sondern daß man etwas geleistet hat, glücklich gemacht hat, und selbst glücklich gewesen ist."

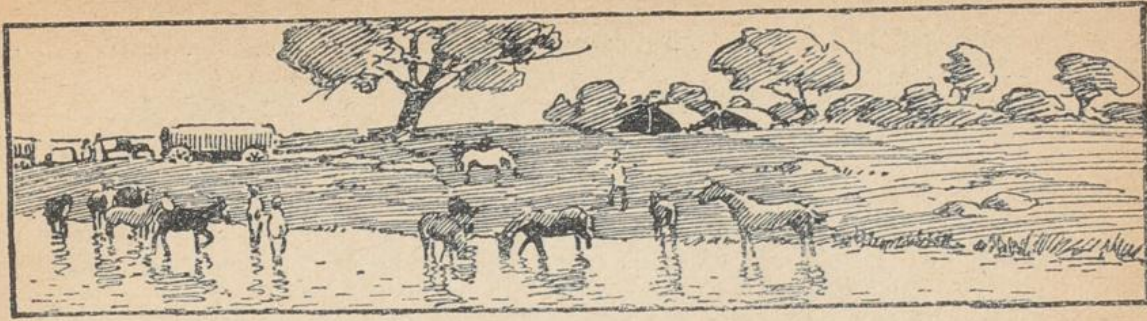
(Dieses Wort ihres Mannes aus dem Monat der Kriegserklärung im Jahre 1914 schickt Frau Irma Weddigen dem Kolonialkriegerdank für diesen Kalender. Wir freuen uns von Herzen, es mitteilen zu können.)



v. Mücke.

In aller Eile. Übermorgen ist meine Hochzeit. Noch viel zu erledigen. Schicke Ihnen anbei mein Bild mit unserm Ayesha-Wahlspruch. Ich denke, das wird in den Geist des Buches passen. Ayesha-Wahlspruch: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

(Hellmuth v. Mücke, zum Geleit für den „Kolonialkalender“, Oslebshausen, den 1. August 1915.)



## Was bedeuten die Kolonien für Deutschland?

Von Dr. Paul Rohrbach.

Es ist jetzt etwas über dreißig Jahre her, daß die Flagge des Reichs an den Küsten Afrikas und der Südsee über deutschem Kolonialland gehißt wurde. Der Wunsch, Kolonien für Deutschland zu erwerben, regte sich schon gleich nach der Wiederaufrichtung unserer nationalen Einheit, aber Fürst Bismarck zweifelte zunächst noch daran, ob es richtig sei, unser Gebiet überseeisch zu erweitern. Wir besaßen noch keinerlei Erfahrung in der kolonialen Politik, und vor allen Dingen, das darf heute nicht vergessen werden, waren die Finanzen des Deutschen Reichs in der ersten Zeit nicht entfernt so kräftig wie später. Kolonisieren aber kostet Geld. Nicht umsonst mahnten viele, als unsere koloniale Betätigung begann, zur Sparsamkeit. Außerdem stand uns die Eifersucht der alten Kolonialmächte, namentlich Englands, entgegen.

Die äußere politische Gelegenheit, trotzdem einige Besitzungen zu erwerben, kam durch die Festsetzung der Engländer in Ägypten, 1882. England hatte dem Bau des Suezkanals erst widerstrebt, weil dadurch ein neuer Weg nach Indien entstand, der nicht unter englischer Kontrolle war. Als der Kanal trotzdem fertig wurde, war auch der Entschluß der englischen Regierung gefaßt, Ägypten, die Landenge von Suez und den neuen Wasserweg baldmöglichst zu annektieren. Innere Wirren in Ägypten gaben den erwünschten Vorwand zum Einschreiten, und nur etwas über ein Jahrzehnt nach der Eröffnung des Schiffsverkehrs durch den Kanal beherrschten die englischen Geschütze von der Zitadelle von Kairo herab den Mittelpunkt des ägyptischen Lebens. Englands Ziel war erreicht, aber um es zu sichern, brauchte England die Zustimmung der übrigen europäischen Großmächte, namentlich Deutschlands. Damals konnte noch niemand vorausahnen, daß einmal Feindschaft zwischen Deutschland und England entstehen, daß die Türkei unser Bundesgenosse sein und daß wir mit den Türken zusammen eines Tages den Weg nach Ägypten suchen würden, um die englische Macht dort zu treffen. Fürst Bismarck benutzte daher die Gelegenheit und gab der englischen Regierung zu verstehen: Wenn Deutschland ein Auge zudrücken soll wegen Ägypten, so müßt ihr es euch auch gefallen lassen, daß wir einige Kolonien erwerben! Das Mißvergnügen über die aufkommende deutsche Kolonialpolitik war in England trotzdem groß, aber da man unser Wohlwollen Ägyptens wegen brauchte, so gab man mit süßsaurer Miene nach. Die englischen Vertreter in Afrika bekamen zwar die Weisung, sie sollten zusehen, wo sie uns bei der Flaggenhissung zuvorkommen und was sie uns noch abjagen könnten, aber an der wichtigsten Stelle, um die es sich handelte, in Kamerun, kam der Engländer einen Augenblick zu spät, denn der deutsche Generalkonsul Nachtigal war mit der „Nöwe“ gerade noch vorher eingetroffen und hatte die Verträge mit den Dualahäuptlingen in Ordnung gebracht. Mit einem ärgerlichen Protest, der ihm aber nichts half, zog der englische Konsul ab.

Die inneren Gründe, aus denen die Kolonialfreunde in Deutschland hauptsächlich nach nationaler Betätigung jenseits des Ozeans verlangten, waren zweifacher Natur. Dabei ist merkwürdig genug, daß weder von dem einen noch von dem andern Motiv, das damals die Entscheidung für die Kolonialpolitik brachte, heute noch viel die Rede ist: auch ein Beweis dafür, wie schnell sich alle Verhältnisse bei uns entwickelt und verändert haben.

Zunächst hieß es: Deutschland braucht Land, um seine Auswanderung unterzubringen. Gerade in den letzten Jahren vor dem Erwerb unserer Kolonien waren die Zahlen der Auswanderung aus Deutschland beängstigend gestiegen. 1880 wanderten beinahe 120 000 Menschen aus, 1881 waren es 220 000, 1882 über 200 000, 1883 fast 175 000 — im Durchschnitt der vier Jahre von 1880 bis 1884 rund 175 000. Damals zählte Deutschland nicht wie heute nahezu 70 Millionen Einwohner, sondern erst zwischen 40 und 50 Millionen. Der Verlust war also unverhältnismäßig viel größer, als er heute wäre, selbst wenn die Zahlen noch dieselben wären wie vor einem Menschenalter. Sie sind aber nicht entfernt mehr so hoch, sondern betragen nur noch etwa den zehnten Teil von damals. Die Auswanderung aus Deutschland ist zahlenmäßig so gut wie bedeutungslos geworden und wird weit überwogen durch die Summe der jährlich nach Deutschland kommenden und dauernd hier verbleibenden Einwanderer aus andern Ländern.

Am Anfang der achtziger Jahre aber waren die Ziffern erschreckend hoch. Sie waren vor allen Dingen ein Beweis dafür, daß Deutschland noch kein im ganzen wohlhabendes Land war. Ein Land, das nicht zu stark bevölkert ist und eine reiche, gut entwickelte Landwirtschaft hat, ist imstande, seine Kinder bei sich zu behalten. Ein Land mit kräftiger Industrie kann Waren ausführen und von dem Gewinn seines Handels Lebensmittel und sonstigen Bedarf für den Überschuß seiner Bevölkerung kaufen. Wo sich aber eine so starke Auswanderung findet, wie vor drei Jahrzehnten in Deutschland, da ist es ein sicherer Beweis dafür, daß die Landwirtschaft nicht genug für den Unterhalt des ganzen Volkes leistet und daß auch nicht genug Güter für den gewinnbringenden Export ins Ausland erzeugt werden. Beides hat sich in dem heutigen Deutschland vollkommen geändert. Die Leistung unserer Landwirtschaft gegen die Zeit um 1880 ist im Verhältnis zu den angebauten Flächen auf mehr als das Anderthalbfache gestiegen, und wir können jetzt so viel Güter ausführen, daß wir die Menschen, die früher die Heimat verlassen mußten, bei uns behalten können.

Trotzdem: Hätte damals nicht die Frage, wo wir unsere Auswanderer so unterbringen könnten, daß sie nicht in der Fremde Kulturdünger für andere Nationen wurden, die Besten in unserm Volke so eifrig beschäftigt und den kolonialpolitischen Gedanken dadurch Kraft gegeben, so wäre es vielleicht nicht zum Erwerb unserer überseeischen Besitzungen gekommen. Das, was wir schließlich in Afrika und in der Südsee erhielten, war freilich als Siedlungsland zum größeren Teil wenig brauchbar, denn die guten Stücke der Erde waren schon vergeben, aber die Auswanderungs- und Ansiedlungsfrage trieb doch die Kolonialpolitik im ganzen vorwärts. Man entschloß sich, wenigstens das zu nehmen, was da war, und man hoffte, auf den afrikanischen Hochländern auch vielleicht Gebiete zu finden, wo deutsche Ansiedler sich würden niederlassen können. Wieweit sich solche Hoffnungen verwirklicht haben oder sich noch verwirklichen können, davon werden wir weiter unten noch ausführlicher reden.

Der zweite Leitgedanke hieß: Befreiung von dem Tribut, den wir dem Auslande für unsern Bedarf an Kolonialwaren zahlen müssen! In der Tat, wenn man sich vergegenwärtigt, wieviel Geld schon damals aus Deutschland für Bedarfsartikel hinausging, wie Kaffee, Kakao, Gewürze, Reis, überseeischen Tabak u. dgl. — Beträge, die sich heute noch bedeutend vermehrt haben —, so mußte man sich tatsächlich sagen, daß es ein großer Vorteil wäre, alle diese Waren in kolonialer Eigenwirtschaft zu erzeugen. Für Kaffee sind wir den Brasilianern, Holländern und den kleinen Republiken in Mittelamerika tributpflichtig. Gewürze beziehen wir aus englischen, holländischen und französischen Kolonien. Kakao kommt aus Südamerika, aus dem englischen Westafrika, aus Westindien und von der portugiesischen Insel São Thomé. Tabak, auch wenn wir nicht gerade an die kostbaren Havannasorten denken, wird aus Niederländisch-Indien, aus dem Orient, aus Nordamerika und andern Überseegebieten im fremden Besitz gekauft. Zusammen handelte es sich um Beträge von vielen hundert Millionen. Was schien natürlicher, als daß nachdenkende Wirtschaftspolitiker sich sagten: Diesen dauernden Abfluß an der deutschen Volkswirtschaft müssen wir abzuschaffen versuchen; wir sehen zu, daß wir frucht-

bare tropische Landstriche erwerben, in denen das Klima und der Boden günstig genug sind, um alle diese Kolonialwaren hervorzubringen, und dann ist uns geholfen.

Auch in dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse heute gegen früher sehr verändert. Wir führten im Jahre 1913 zwar Kaffee ein für 220 Millionen Mark, Tabak für 134 Millionen, Reis für mehr als 100 Millionen, Kakao für 67 Millionen usw., aber das Wertverhältnis dieser an sich ja sehr großen Summen zu den übrigen Stoffen, die Deutschland aus dem Auslande bezieht, ist heute ganz anders, als zu der Zeit, da wir unsere Kolonien erwarben. Wir sind seitdem ein gewaltiges Industrieland geworden, und die Beträge, die wir für Industrie-Rohstoffe ausgeben müssen, sind viel stärker gewachsen, als die für koloniale Nahrungs- und Genussmittel. Deutschland erzeugt innerhalb seiner eigenen Grenzen von dem Rohmaterial, dessen seine Industrie bedarf, nur zwei Dinge ungefähr in genügendem Umfange: Kohle und Eisen. Außerdem aber brauchen wir Baumwolle, Wolle, Kupfer und andere Metalle, Rohhäute, Felle, Rohseide, Kautschuk, Holz, Öle u. dgl. in gewaltigen Massen. Was wollen die 220 Millionen für Kaffee gegen die mehr als 720 Millionen für Baumwolle und Baumwollgarn sagen! Was die 100 Millionen für Reis gegen die 580 Millionen für Wolle und Wollgarn, die 134 Millionen für Tabak gegen die 400 Millionen für Kupfer, Zinn u. dgl. oder gegen die 410 Millionen für Rindshäute und Kalbfelle! Die Zeit, wo die deutsche Industrie sich in der Hauptsache mit der Wolle deutscher Schafe und mit Leder von deutschem Rindvieh begnügen konnte, ist lange vorbei. Wir leben, abgesehen vom Ertrage des deutschen Ackerers, davon, daß unsere Fabriken ihr Rohmaterial aus aller Welt beziehen, es verarbeiten und veredeln und die fertige Ware, soviel davon nicht im Innern gebraucht wird, ins Ausland verkaufen. Vor vierzig Jahren, auf der Weltausstellung in Philadelphia, wurde aus sachverständigem deutschen Munde über die Erzeugnisse der deutschen Industrie noch das Urteil gefällt „billig und schlecht“. Es war vielleicht schon damals etwas zu scharf und fand viel Widerspruch, aber ein Stück Berechtigung steckte doch darin. Noch in den achtziger Jahren glaubte England die deutschen Waren dadurch von der Einfuhr ins englische Gebiet ausschließen zu können, daß es ein Gesetz erließ, sie müßten den Stempel des Ursprungslandes tragen. Das, glaubte man, würde so viel wirken, wie wenn darauf gestempelt würde „billig und schlecht“! Die Rechnung war aber falsch, denn die Leistungen der deutschen Industrie hatten sich schon so verbessert, daß aus dem vermeintlichen Schandmal sehr bald ein Empfehlungsstempel wurde. In England selbst und in den englischen Kolonien begann man die Waren mit dem Stempel „Made in Germany“ (Gemacht in Deutschland) statt sie zu verabscheuen vielmehr zu suchen, denn die Bezeichnung bedeutete nicht mehr: billig und schlecht, sondern: billig und gut. Zuletzt waren die Engländer schon drauf und dran, ihr Gesetz über die Warenbezeichnung zu ändern, so daß nicht mehr das Herkunftsland darauf gedruckt werden sollte, sondern einfach die Bezeichnung „Im Auslande gemacht“. So hoffte man, die wider Willen den deutschen Artikeln gegebene Empfehlung wieder auszulöschen.

Die deutsche Industrie hat die große und schwierige Aufgabe glücklich gelöst, die Rohstoffe aus dem Auslande zu kaufen, Fabrikate aus ihnen herzustellen und aus dem Verkaufsgewinn nicht nur neue Rohstoffe zu bezahlen, sondern auch die Fabrikanlagen zu vergrößern, Kapital zu sparen, die Steuerkraft der Nation zu erhöhen, mit einem Wort aus einem wenig bemittelten Lande ein wohlhabendes zu machen. Das wurde dadurch erreicht, daß immer mehr Erfindungsgabe, Geist, Geschick, Geschmack und Arbeit in den Rohstoff hineingesteckt und dadurch bei den fremden Völkern der Anreiz zum Kauf deutscher Artikel erhöht wurde. Es gibt ein berühmtes Beispiel, um die Veredelung und Wertsteigerung des Rohstoffes durch die Verarbeitung deutlich zu machen. Ein Pfund rohes Eisen kostet wenige Pfennige, und ein Pfund Eisen zu Spiralfedern für Taschenuhren verarbeitet hat einen Wert von 10000 Mark. Dasselbe gilt, wenn auch nicht in demselben überraschenden Verhältnis, für die Verwandlung von Rohbaumwolle in feine Gewebe, von Kupfer in elektrotechnische Anlagen und Maschinen, von Holz in künstlerisch ausgeführte Möbel usw. Trotzdem bleibt es natürlich eine gewaltige Belastung für die deutsche Volkswirtschaft, daß sie ihr Rohmaterial so gut wie ausschließlich nicht aus deutschem Überseebesitz

beziehen kann, sondern es von Fremden kaufen muß. Die Vereinigten Staaten von Amerika z. B. erzeugen fast alles, was ihre Industrie braucht, innerhalb ihrer eigenen Grenzen, und England hat seine zahlreichen Kolonien als Lieferanten: Indien, Ägypten, Australien, Südafrika, Kanada, alles reiche Länder mit vielen und mannigfachen Produkten.

Der alte koloniale Werberuf: Schafft Land zur Erzeugung deutscher Kolonialwaren! — er hat sich also heute verändert in die Parole: Land für Industrie-Rohstoffe in deutschen Kolonien! Deutschland im ganzen ist so wohlhabend geworden, daß es nicht mehr viel darauf ankommt, ob wir einige hundert Millionen mehr oder weniger für überseeische Genußartikel aus Ausland zahlen oder nicht, aber die Tausende von Millionen, die unsere Industrie aus Ausland zahlen muß, um Material für ihre Fabrikation zu erhalten, die fallen allerdings ins Gewicht. Von den Flugschriften und Zeitungsartikeln, die vor dreißig und fünfunddreißig Jahren geschrieben wurden, um das deutsche Volk für den Beginn einer deutschen Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft zu begeistern, würden wir heutzutage kaum noch etwas brauchen können, um damit die koloniale Stimmung zu heben. Deutschland ist auch in seinem kolonialen Interesse über die alte Zeit hinausgewachsen. Dadurch aber wird das Verdienst unserer alten Vorkämpfer für den Erwerb deutscher Kolonien nicht geschmälert. Auch das, was sie über die Notwendigkeit gesagt haben, deutsches überseeisches Gebiet zu erwerben, kann eines Tages wieder volle Wahrheit werden, und in gewissem Sinne ist es auch heute noch eine Wahrheit. Es lohnt sich, gerade diese Frage näher zu betrachten, denn sie hängt auf das engste damit zusammen, was uns unsere Kolonien heute sind und was sie uns sobald wie möglich noch werden sollen.

Schon seit einer Reihe von Jahren haben wir keine eigentliche Auswanderung aus Deutschland mehr zu verzeichnen. Wenn von einem Volke, das beinahe 70 Millionen Angehörige zählt, jährlich 15—20000 Menschen die Heimat verlassen, um in der Fremde eine neue Existenz zu gründen, so besagt das so gut wie gar nichts, denn unter etwa 4000 Menschen kehrt nur einer dem Vaterlande den Rücken. Das kann einmal aus Unruhe und Abenteuerlust geschehen, das andere Mal, weil Verwandte jenseits des Meeres jemanden nach sich ziehen, und schließlich gibt es leider auch Fälle, in denen einer weniger ehrenhafte Gründe für den Wunsch hat, eine möglichst weite Strecke Salzwasser zwischen sich und sein angestammtes Vaterland zu bringen. Wie viele minder gut geratene Söhne und unbequeme Verwandte werden auch heute noch nach andern Weltteilen abgeschoben!

Abgesehen von all den genannten Gründen gibt es aber, wie wir alle wissen und oft genug in unserm eigenen Bekanntenkreise erfahren, innerhalb unseres Volkstums einzelne bestimmte Gruppen, in denen bewußt oder unbewußt das Verlangen nach Betätigung, nach Entfaltung ihrer Kräfte und Fähigkeiten auf einem größeren oder freieren Arbeitsfelde in der Ferne lebendig ist. Denken wir z. B. an die zahlreichen jüngeren Söhne unserer Großbauern und mittleren Gutsbesitzer. Das Land soll nicht unter die Kinder geteilt werden, um es nicht zu zersplittern, Auszahlungen an die Geschwister geben eine zu kleine Summe, um etwas Rechtes damit anzufangen. Lohnarbeit auf dem Lande, Industrie, Handwerk oder der Zivilversorgungsschein locken strebsamere und energische Naturen wenig. Die eigentliche Sehnsucht der meisten innerlich tüchtigen jungen Leute aus diesen Kreisen ist doch der Besitz und die schaffende Arbeit auf eigenem Grund und Boden. In Deutschland gibt es kaum noch eine Möglichkeit dazu. Wie selbstverständlich erhebt sich da die Frage, ob nicht irgendwo über See Land zu günstigen Bedingungen vorhanden ist? Dann kommt die Versuchung. In Kanada, hörte man, in Australien, in Neuseeland, in Brasilien, in Argentinien, in Chile oder sonst irgendwo unter einer fremden Nationalflagge gibt es reichlich und billig Land, Einwanderer werden gesucht, alle Bedingungen sind vorteilhaft, nur die angestammte Volks- und Staatsangehörigkeit muß aufgegeben werden.

Wir haben deutsche Ansiedler in Kanada erzählt, wie sie bereitwillig aufgenommen wurden, wie man ihnen gutes Land, das der Regierung gehörte, kostenfrei zuwies und wie sie dann nach einigen Jahren von der Behörde gefragt wurden,

ob sie bereit seien, den Eid als Untertanen des Königs von England zu leisten. Wenn ja, so sollten ihnen für ihr Land die Besitztitel, die es ihnen als dauerndes Eigentum sicherten, ohne weiteres ausgehändigt werden, wenn nein, so durften sie zwar auch noch auf dem zugewiesenen Stück bleiben, aber ohne Besitzpapiere und auf die Bedingung, es jederzeit zu räumen, sobald die Regierung es anderweit vergeben wolle. Man kann sich denken, wie bei einer solchen Gelegenheit die Wahl ausfällt. Mag auch das Herz noch einen Augenblick schwer werden beim Gedenken an die verlassene Heimat — das Land, das schöne, fruchtbare, weizentragende Land lacht doch und der Eid wird geschworen, der das alte Mutterland um einen Sohn, um eine Familie ärmer macht.

Wie viele Deutsche im Auslande hört man nicht sagen: Ja, wenn Deutschland selber Ansiedlungskolonien besäße, wo man leben könnte, wo es billigen Grund und Boden gibt, wie gerne wären wir dorthin gegangen! So aber, wo die Welt ohne Deutschland verteilt worden ist und wo es zu Hause für den Mann ohne Vermögen kein besseres Stück Ackerland, keine Aussicht auf schönes Vorwärtskommen mehr gibt, ist uns doch nichts anderes übriggeblieben, als uns im fremden Land niederzulassen!

Das ist nur zu begreiflich gedacht. Der natürliche und gesunde Mensch hat nun einmal die Sehnsucht, fast könnte man sagen: den Hunger nach Land, das er sein eigen nennen, das er bebauen und vorwärtsbringen kann.

Ein anderes Beispiel. Die Eltern haben ihrem Sohne mit Opfern und mit Mühe eine höhere Schulbildung geben lassen. Er hat vielleicht die Technische Hochschule oder die Universität besucht, ist Chemiker, Baumeister, Jurist oder dergleichen geworden. Überall aber ist der Andrang zu den offenen Stellen groß. Die Fabriken stellen selbst studierte junge Leute, Doktoren und was sie sonst sein mögen, nur mit einem winzigen Anfangsgehalt oder womöglich für den Anfang nur als unbezahlte Assistenten an. Die Wartezeit beim Gericht, bei der Verwaltung, bei der Rechtsanwaltschaft ist lang und wird immer länger. Die jungen Ärzte drängen sich in den Städten zusammen und die meisten sehen sich Jahre hindurch vergeblich nach genügend Patienten um. Der Kaufmann, der kein Vermögen hat oder nicht in ein Geschäft einheiratet, kann kaum noch daran denken, sich selbständig zu machen; es gibt Handlungsgehilfen mit grauen Haaren, mit Frau und Kindern. Wie oft kennt einer Jahre und Jahre das Mädchen, das er heimführen möchte, sobald er in eine Stelle kommt, die imstande wäre, die Familie zu tragen, aber sie müssen warten und warten, und aus dem Warten wird so manches Mal ein gezwungenes Verzicht.

Fast immer handelt es sich in solchen Fällen um die aufstrebenden Elemente im Volke, die aus kleinen Verhältnissen in größere empor wollen. Gerade darum, weil dies Emporstreben mit derselben Kraft durch unser ganzes Volk hindurchgeht, weil so viele sich bemühen, ihre Kinder weiter zu bringen als sie es selbst gebracht haben, ist der Wettbewerb in Deutschland so außerordentlich groß. Er würde erleichtert werden und es würde in geistiger wie in materieller Beziehung die größten Vorteile bieten, wenn Deutschland gleich England, Holland, Frankreich oder Rußland einen größeren Besitz in andern Erdteilen hätte, wo Techniker und Kaufleute, Beamte und Ärzte, Offiziere und Landwirte in Menge gebraucht werden. Besäßen wir ein wirkliches Kolonialreich, ein großes Überseegebiet, das einer Fülle von Kräften zu seiner Verwaltung, Sicherung und wirtschaftlichen Entwicklung bedarf, dann gäbe es auch für die Menge der aufstrebenden jungen Kräfte bei uns ein reiches Betätigungsfeld. In England oder in Holland gibt es seit Menschenaltern, fast könnte man sagen seit Jahrhunderten, kaum eine bessere Familie, die nicht Angehörige in allen fremden Weltteilen gehabt hätte oder noch besäße — im Staatsberuf, im Militärdienst, als Pflanzer, Farmer, Forscher, als Missionare und in allen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens.

Die eine englische Kolonie Indien zahlt alljährlich etwa 300 Millionen Mark an Pensionen für ehemalige Beamte und Offiziere, Engländer, die im kolonialen Heeres- oder Verwaltungsdienst gestanden haben, nach England. Fast dieselbe Summe soll von den englischen Beamten und Offizieren in Indien alljährlich als Erspar-

nisse nach Hause geschickt werden. Das bedeutet auf der einen Seite eine starke Ausbeutung des indischen Volkes und Landes, und es ist ein schweres Unrecht der Engländer, daß sie Indien in dieser Weise ausplündern. Aber wenn nur die Hälfte jener kolossalen Summe nach England ginge, so wäre die Bedeutung für den englischen Reichtum auch schon sehr groß. Unsere wenigen afrikanischen Kolonien, Länder, die erst ganz im Anfang ihrer Entwicklung stehen, kommen im Vergleich dazu gar nicht in Betracht.

Menschlicher Voraussicht nach wird uns der große Weltkrieg von 1914/15 eine Vergrößerung unserer Kolonien bringen, vielleicht ein wirkliches Kolonialreich oder doch den Anfang zu einem solchen. Es wäre aber gut, wenn alle Leute in Deutschland mit vollem Bewußtsein sich klarmachen wollten, wieviel für die Gesundheit und Kraft im Leben eines Weltvolkes, wozu wir Deutsche doch geworden sind, auf einen reichen Kolonialbesitz ankommt. Unsere Gegner, die uns neidisch überfallen haben, besitzen Kolonien in Fülle: England raubte sich Land um Land, Volk um Volk. Frankreich, das nicht einmal genug Menschen hat, um sein Gewerbe und seine Armee zu füllen, das feige den Kindersegen verschmährt und seine Kolonien weder besiedeln noch richtig ausnutzen kann, hat doch in Afrika einen halben Erdteil erworben und mißgönnt uns gleich England den Platz an der afrikanischen Sonne. Jahrzehntlang hat Deutschland zugesehen, wie die andern ihren Besitz vergrößern. Seit der Mitte der achtziger Jahre, der Zeit der bescheidenen kolonialen Erwerbungen Deutschlands, hat England seine indische Grenze weit ausgedehnt, außer Ägypten noch das ganze frühere ägyptische Gebiet am mittleren und oberen Nil sich angeeignet, die Burenrepubliken erobert und die besten Stücke von Westafrika kolonisiert. Rußland hat gewaltige Landflächen in Mittelasien erworben, den größten Teil der Mandschurei und die Oberherrschaft über Nord- und Mittelpersien. Frankreich hat sich in Hinterindien ausgedehnt, in Westafrika und in Marokko, auf der Insel Madagaskar, die so groß ist wie ganz Deutschland. Auf unser Teil dagegen entfiel während dieses ganzen Zeitraumes kein weiterer Erwerb als das kleine Kiautschou.

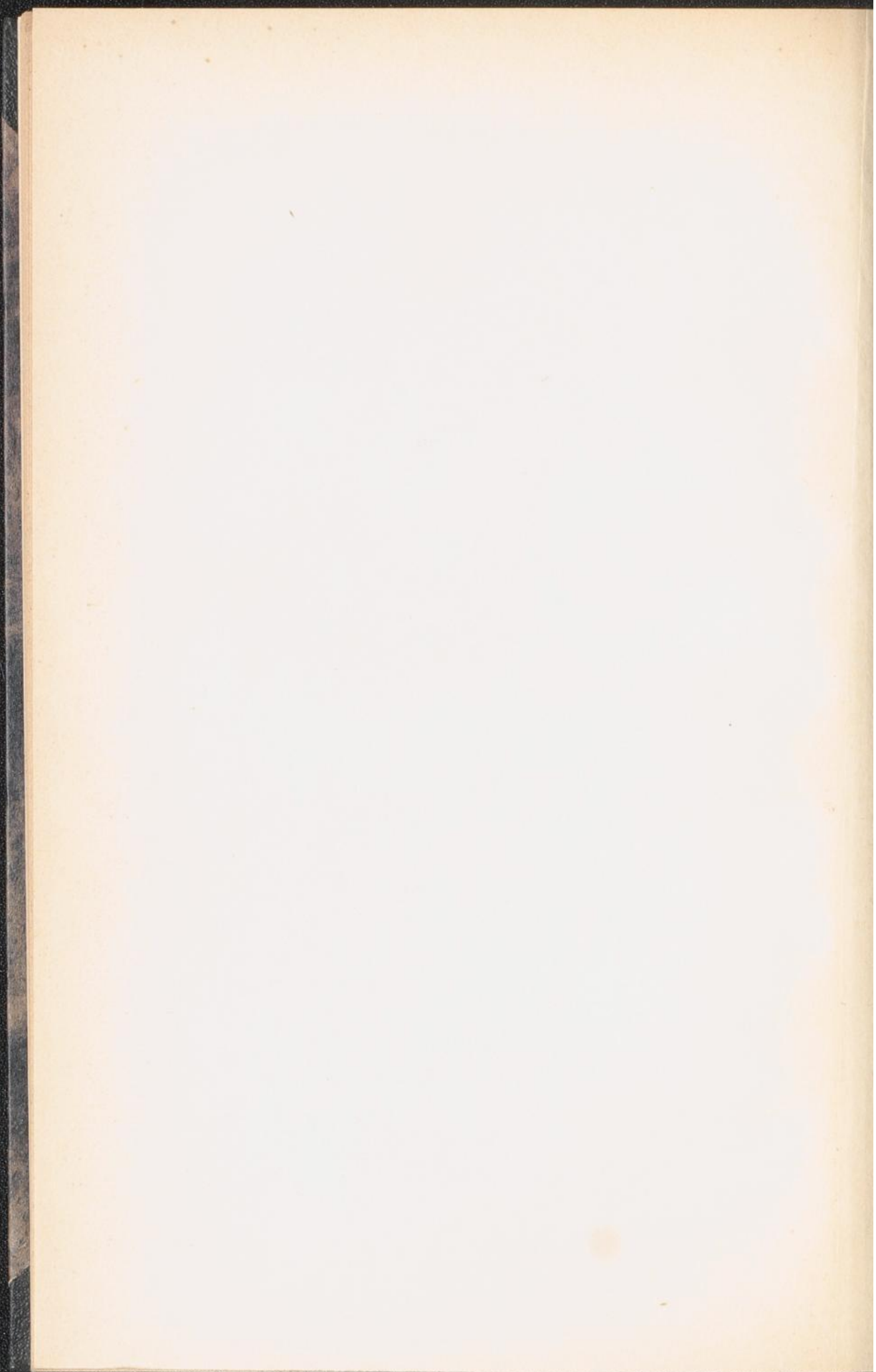
Bei derjenigen Art von kolonialer Zukunft, die wir bisher zu zeichnen versuchten, handelt es sich nicht um Ackerland für Massenansiedlung. In Massen zu Hunderttausenden, ja zu Millionen ist der Deutsche bisher nur nach Amerika gegangen. Dort winkte auch demjenigen, der nicht viel mehr mitbrachte als ein paar gesunde Arme, dazu Frau und Kinder, die mithelfen und schaffen konnten, die Möglichkeit, es zu etwas zu bringen. Man hat berechnet, daß in den heutigen Vereinigten Staaten 15 bis 20 Millionen Menschen entweder teils unvermischt deutscher Herkunft sind oder von Vaters oder Mutters Seite her deutsche Vorfahren haben. Wir freuen uns, daß die amerikanischen Deutschen in der schweren Zeit des Krieges ihrer alten Heimat gedacht und soviel sie konnten, dafür getan haben, daß der Feindschaft und Verleumdung der Feinde ein Gegengewicht entstand. Trotzdem sind sie aber auf die Dauer für uns verloren. Sie sind nicht mehr Deutsche, sondern sie sind Amerikaner geworden, ihre Arbeit und ihr Gut und Blut gehören, wenn die Pflicht ruft, nicht der alten, sondern der neuen Heimat. Sie haben den Eid als Bürger der großen Republik im Westen geschworen. Die allermeisten gingen als kleine Leute hinüber, ohne Besitz und mit wenig Bildung. Sie nannten kaum etwas von den tiefen Schätzen unserer geistigen Kultur ihr eigen. Bibel und Gesangbuch bildeten das einzige Band zwischen ihnen und der gemeinsamen deutschen Schriftsprache. Zu Hause redete ein jeder auch drüben seine alte Mundart, Schwäbisch, Pfälzisch, Bayrisch; Mecklenburger oder Oldenburger ihr Platt. Deutsche Schulen zu gründen und zu erhalten, kostete viel Geld. Trotzdem geschah es, und noch vor den Schulen wurden Kirchen gegründet und Prediger in der Muttersprache angestellt. Die Kinder aber mußten schon in die amerikanischen Schulen, mußten Englisch lernen, um vorwärtszukommen, und in der dritten oder vierten Generation sind die Dinge meistens so weit, daß die Jugend auch in der Kirche nicht mehr die Sprache ihrer Voreltern versteht und Gottesdienst in englischer Sprache fordert. Die ganze deutsche Arbeitskraft, der deutsche Fleiß und die deutsche Gewissenhaftigkeit aber sind dem neuen Lande zugute gekommen. Nichts bezeichnet diese Rolle



Die Übergabe der Engländer bei Sandfontein 25. September 1914.



Die Übergabe der Engländer bei Sandfontein 25. September 1914.



des Deutschtums in Amerika treffender, als das alte bittere Wort von Deutschen als dem Kulturdünger der Welt.

Wir sagten vorhin, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen von Massen- auswanderung nicht die Rede sein kann, weil unsere fort und fort wachsende Industrie die Arbeitskräfte an sich heranzieht, die früher auswandern mußten, um größeren Lebensspielraum zu gewinnen. Früher, als wir erst zwischen vierzig und fünfzig Millionen Menschen zählten und unser jährlicher Zuwachs nur etwas über eine halbe Million betrug, verloren wir ein Drittel davon Jahr für Jahr durch die Auswanderung. Heute sind wir beinahe siebenzig Millionen stark und vermehren uns jährlich um mehr als achthunderttausend Seelen, so daß man vermuten sollte, daß mit dem Engerwerden des Platzes in Deutschland auch die Auswanderung sich vergrößern würde. Das Gegenteil aber ist der Fall: Deutschland braucht nicht mehr Menschen zu exportieren, sondern es führt so viel Waren aus, daß seine gestiegene Bevölkerungszahl und sein vergrößerter Jahreszuwachs in der Heimat sich nähren können, ja wir nähren uns besser als früher und das Volk im ganzen wird wohlhabender. 1870 war die preußische Kriegsanleihe nur ein Zehntel so groß wie die erste Anleihe dieses Krieges, aber es war noch so wenig Kapital im Lande, daß es nicht einmal gelang, den zehnmal kleineren Betrag unterzubringen. Noch nach der Schlacht von Sedan mußte ein ziemlicher Teil der Anleihe ins Ausland verkauft werden, und die ausländischen Banken fanden sich zur Abnahme bereit, weil sie sich allmählich davon überzeugten, daß Deutschland siegen würde. Heute haben wir beim erstenmal das Zehnfache und beim zweitenmal das Zwanzigfache der Summe aufgebracht, die uns vor fünfundvierzig Jahren einmal aufzubringen nicht glückte. Dieses Erlebnis braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, und man wird begreifen, weshalb wir keine nennenswerte Auswanderung mehr haben.

Trotzdem: was einmal war und jetzt nicht mehr ist, das könnte unter Umständen doch wiederkommen, wenn auch vielleicht nicht in demselben Umfang. Menschlicher Voraussicht nach wird früher oder später der Zeitpunkt eintreten, wo unsere Industrie sich nicht mehr in demselben schnellen Tempo erweitert, wie in den letzten zwanzig Jahren. Die fremden Länder, die noch ohne rechten Verkehr sind, werden allmählich aufgeschlossen, die überseeischen Nationen, die jetzt unsere Abnehmer sind, gründen sich allmählich selber ihre eigene Industrie, der Weltmarkt fängt an sich zu sättigen. Unser deutscher Gewerbsfleiß wird trotzdem immer seine große Stellung behaupten, aber es könnte doch sein, daß er eines Tages auf dem Punkte ankommt, wo er genug Arbeiter hat oder der jährliche Mehrbedarf doch kleiner wird als jetzt. Dann könnte sich die Frage ergeben: Wo schaffen wir Siedlungsland für unsern Volksüberschuß? Davon kann doch keine Rede mehr sein, daß unser lebendiger gewordenes Nationalgefühl es sich wie früher gefallen läßt, daß Hunderttausende in die Fremde gehen und ihr Volkstum zugunsten anderer verlieren, Kulturdünger für fremde, uns eines Tages vielleicht feindliche Nationen werden! Keine deutsche Regierung könnte es wagen, solchen Verlusten an deutscher Volkskraft, wie sie noch vor einem Menschenalter als selbstverständlich hingenommen wurden, tatenlos zuzusehen. Das Volksempfinden würde einfach Abhilfe auf jeden Fall fordern: Seht zu, wo ihr Siedlungsland schafft, aber schafft welches! Deutsches Blut ist uns zu schade geworden, um die Kraft anderer Völker mit dem Besten zu nähren, was Deutschland zu geben hat.

Die geringe Auswanderung, die wir heute haben, braucht uns, wie gesagt, keine Sorge zu machen. Die Auswanderung der tüchtigen, strebsamen jungen Menschen, die nach einem größeren Betätigungsfeld verlangen, die können wir fördern, indem wir unser afrikanisches Kolonialgebiet vergrößern. Wir können sie ebenso fördern, wenn wir in freundschaftlicher Verständigung mit Völkern, die, wie z. B. die Türkei oder China, bereit sind, mit deutscher Hilfe eine neue Entwicklung einzuschlagen, Möglichkeiten nützlicher Betätigung für unsere vortwärtstrebenden Kräfte öffnen. Sollte es aber in Zukunft wieder einmal gelten, Zehntausende und Aberzehntausende von kräftigen Händen, die nur nach lohnender Arbeit suchen, nach Arbeit, die ihnen zu Hause nicht vorteilhaft genug gereicht werden kann, draußen in der Fremde solche Arbeit finden zu lassen, dann allerdings wäre es nötig,

wirkliches deutsches Besiedlungsland über See zu schaffen. Diese zukünftige Notwendigkeit steht für uns fest. Wo aber auf der Welt können wir noch hoffen, so viel Grund und Boden an Deutschland zu bringen, daß Hunderttausende von Deutschen zukünftig noch überseeische Wohnsitze unter dem Schutze und der Flagge des Reiches finden? Können uns unsere eigenen Kolonien in dieser Beziehung etwas bieten? Ist eine Aussicht vorhanden, durch Vergrößerung unseres Kolonialbesitzes in Afrika Vorsorge dafür zu treffen, was uns später nottun wird?

Südwestafrika ist ein trocknes Steppenland. Sein Klima ist im ganzen gesund, und ohne Zweifel vermag die deutsche Rasse, wie das Beispiel der Buren im übrigen Südafrika beweist, dort bodenständig Wurzel zu fassen. So erfreulich das ist, so dürfen wir aber doch nicht vergessen, daß die Regenarmut des Landes keinen eigentlichen Ackerbau in unserm Sinne erlaubt, sondern nur eine sogenannte extensive Viehwirtschaft. Feld- und Gartenfrüchte gedeihen, von seltenen Ausnahmen abgesehen, in Südwestafrika nur dort, wo künstliche Bewässerung möglich ist. Wasser in größeren Mengen aus den Tiefen der Erde heraufzuholen oder es durch Dammbauten aufzuspeichern, ist dort unten so kostspielig, daß es nur lohnt, wertvolle Gewächse zu bauen, wie Tabak, Obst, Wein, Gemüse. Dabei sind die Produktionskosten so hoch, daß an eine Ausfuhr nach Europa kaum mehr gedacht werden könnte. In den trocknen Gebieten des westlichen Nordamerika hat man es in den letzten Jahren mit einer besonderen Methode des Ackerbaues versucht, der sogenannten Trockenkultur. Man pflügt das eine Jahr während der kurzen und spärlichen Regenzeit den Boden tüchtig auf, damit der Regen sich einsaugen kann, und befestigt danach durch besondere Geräte die obere Erdschicht wieder so stark, daß möglichst wenig Feuchtigkeit verdunstet. Im nächsten Jahre wird kurz vor dem Eintritt der Regenzeit das Erdreich, das ziemlich feucht geblieben ist, von neuem gepflügt, die Saat wird eingestreut, sie keimt empor, und wenn die neuen Regen kommen, so dienen sie dem Wachstum bis zur Reife. Ohne dieses zweijährige System wäre Ackerbau überhaupt nicht möglich, weil die ersten Niederschläge allein schon zu dem Zweck darauf gingen, den Boden so weit zu durchfeuchten und aufzulockern, daß er bearbeitet werden kann.

Diese Trockenfarmerei hat man auch im englischen Südafrika und im deutschen Südwestafrika versucht. Die Versuche waren erst im Anfang und sollen vorläufig ermutigende Erfolge gehabt haben. Ob es möglich sein wird, auf diese Weise nennenswerte Ackerbauergebnisse zu erzielen, steht aber noch dahin. Besser ist es, wir rechnen in Südwest vorläufig nur damit, daß es ein Viehzuchtland ist, auf dem der einzelne Farmer Tausende von Hektaren Weideland besitzen muß, um einen guten Erfolg von seiner Wirtschaft zu haben. Die Farmen müssen sehr groß sein, denn erstens steht das Gras lange nicht so dicht wie zu Hause, zweitens muß die Weide das ganze Jahr hindurch dem Vieh zur Nahrung dienen, drittens müssen für besonders trockne Jahre nicht zu kleine Reserven an Futter unabgeweidet stehengelassen werden, viertens endlich wird der Wert eines Kindes von durchschnittlich 600 Pfund Schlachtgewicht — für Südafrika schon ein ganz gutes Ergebnis — in Zukunft auf dem Weltmarkt wohl nicht viel über 100 Mark betragen. Will Südwest Fleisch in verarbeitetem, konserviertem oder gefrorenem Zustand ausführen, so muß es seine Ware natürlich zu demselben Preis anbieten können, wie Argentinien, Australien oder Mexiko. Der Farmer drüben muß also schon sehr viele Rinder jährlich verkaufen können und braucht entsprechend reichlich Weideland, um einen guten Ertrag von seiner Wirtschaft zu haben.

Natürlich ist es möglich, durch Zucht von Wollschafen, Angoraziegen und Straußen die Erträge einer Farm zu vergrößern oder die Farmeinheiten zu verkleinern, so daß etwas mehr Ansiedler im Lande Platz finden. Solche Zuchten fordern aber viel Kapital, und auch sie werden nicht imstande sein, den Charakter der extensiven Wirtschaft im ganzen stark zu verändern. Sollte Südwestafrika in Zukunft einmal 100 000 oder 200 000 weiße Einwohner haben, so wäre das als ein gutes Ergebnis der Kolonisation zu begrüßen. Für die Ausfuhr der heimischen Industrie und für die Versorgung des Mutterlandes mit Fleisch, Wolle, Rohhäuten usw. bedeutet das schon sehr viel. Jede Ansiedlerfamilie kauft erfahrungsgemäß im jährlichen Durch-

Schnitt für 3000 bis 4000 Mark Waren, die aus Europa eingeführt werden müssen. Das kann mit der Zeit einen Import von Hunderten von Millionen nach Südwestafrika geben zum Nutzen der deutschen Industrie, und ebenso eine entsprechende Ausfuhr aus diesem Kolonialgebiet. Nur wird mit alledem Südwest immer noch kein Land für wirkliche dichte Massenbesiedlung.

In Ostafrika sind umfangreiche und in Kamerun sind gleichfalls nicht ganz unbedeutende Gebiete so hoch gelegen, daß Europäer sich dort klimatisch einwurzeln können. Wollen wir außerdem noch einen Blick in unsere hoffentlich zur Wirklichkeit werdende koloniale Zukunft tun, so ließen sich auch noch die Hochländer von Angola heranziehen, jenes zur Zeit noch portugiesische Kolonialgebiet, das im Norden an unser Südwestafrika grenzt. In Ostafrika, Angola und Kamerun kann oberhalb der Höhengrenze von 1200 bis 1400 Meter, wo die Fiebergefahr nicht mehr besteht oder nur gering ist, mit der Zeit, d. h. sobald genügend Eisenbahnen gebaut und die Verhältnisse auch sonst in jeder Beziehung vorbereitet sind, eine recht große Anzahl von Kolonisten untergebracht werden. Natürlich handelt es sich dabei um eine Arbeit von Jahrzehnten, aber zunächst besteht ja, wie wir sehen, in Deutschland noch gar kein Bedürfnis nach überseeischem Besiedlungsland für große Massen. Irgendeine Zahl, wieviel Menschen auf den Hochländern des tropischen Afrika, die uns heute schon gehören oder zukünftig etwa gehören könnten, im ganzen unterzubringen wären, kann natürlich nicht genannt werden. Immerhin ist es möglich, daß es sich in etwas entfernterer Zukunft im ganzen um eine Millionenziffer handeln könnte, namentlich wenn man die Wahrscheinlichkeit erwägt, daß sich auch bedeutende Mineral-schätze finden und städtische Siedlungen von größerem Umfang bilden könnten. Das sind Größen, die auch in Betracht kommen würden, wenn unsere Auswanderung wieder stärker wird, als sie heute ist. Trotzdem muß auf jeden Fall davor gewarnt werden, sich die Besiedlungsverhältnisse in Afrika selbst dort, wo das Klima wirklich Ackerbau erlaubt, gar zu ähnlich den Erfahrungen in Europa, in Nordamerika oder im gemäßigten Südamerika vorzustellen.

Es gibt in Ostafrika, im nordwestlichen Kamerun und in Angola umfangreiche Gebiete oberhalb der Fiebergefahr, wo es genug regnet, um europäische und halbtropische Kulturen anzulegen: Weizen, Kartoffeln, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, ja sogar Kaffee, Kautschuk, Sisalhanf, Erdnüsse zur Ölverwendung u. dgl. Diese Landschaften sind aber, eben wegen der günstigen Lebensbedingungen, die sie bieten, meistens auch schon von einer starken eingeborenen Bevölkerung besetzt. Das Hochland von Ruanda und Urundi z. B., zwischen dem Viktoria- und dem Tanganjika-see in Ostafrika, das über 1500 Meter durchschnittliche Meereshöhe hat und etwa so groß ist wie Bayern, wird auf 3 bis 4 Millionen schwarzer Bevölkerung geschätzt. Auch dort, wo die Neger nicht schon so zahlreich sitzen, muß doch mit ihnen als mit den vorhandenen Eigentümern im Grund und Boden, als den Arbeitskräften für die Ackerbestellung gerechnet werden. Der eigentliche Land- und Handarbeiter in Afrika wird immer der Schwarze sein, und für den weißen Mann wird es sich unter allen Umständen als unmöglich erweisen, in der gewöhnlichen schweren Arbeit mit ihm zu konkurrieren. Der deutsche Kolonist in Afrika, auch wenn er sich noch so bescheiden einrichtet, hat doch höhere Kulturbedürfnisse als der Neger. Er braucht Kleidung und Stiefel, er braucht seinen Hausrat, er braucht mancherlei Lebens- und Genußmittel, er will Bücher und Zeitungen lesen, will seine Kinder in die Schule schicken. Demgegenüber ist der Eingeborene unendlich bedürfnisloser. Der Weiße kann unmöglich ganz von den Naturerzeugnissen seiner eigenen Wirtschaft leben, sondern er muß bares Geld haben, um sich zu kaufen, was er sonst braucht. Dieses Geld erhält er für seine Produkte, der Schwarze aber, der auch Produkte verkauft — denn es ist natürlich unmöglich, die vielen Millionen Eingeborener von der Bodenbestellung auszuschließen — kann billiger verkaufen, weil er viel naturwüchsiger leben kann als selbst die bescheidenste weiße Familie. Niemand wird aus Deutschland nach Afrika auswandern, um dort auf eine tiefere, dem Dasein der Schwarzen entsprechende Lebensstufe herabzusenken. Wer auswandert und sich in einem überseeischen Lande eine neue Existenz gründet, tut das, um sich zu verbessern. Der Weiße aber, der mit dem Schwarzen als Kleinwirtschaftler konkurrieren wollte, indem

er auf einigen wenigen Morgen Land alles mit seiner eigenen Hände Arbeit schafft, müßte auch leben wie der Schwarze. Daß dies unmöglich ist, versteht sich von selbst. Daraus folgt aber, daß auch die kleineren Wirtschaftsbetriebe weißer Ansiedler in Afrika stets eingeborene Landarbeiter brauchen werden. Erst dann, wenn der Weiße seine höhere Intelligenz, seine Überlegung und seine Fähigkeit zum Organisieren der Arbeit mit in die Wagschale werfen kann, wenn er imstande ist, einige, seien es noch so wenige, eingeborene Hilfskräfte in Lohn und Brot zu nehmen, kann er daran denken, seine Erzeugnisse ebenso vorteilhaft auf dem Markte anzubieten, wie das von den Eingeborenen mit den Produkten ihrer sogenannten Volkskultur geschieht. Die einheimischen Volkskulturen dürfen wir nicht ausschließen, schon aus dem Grunde nicht, weil bei weitem der größte Teil unseres tropischen Kolonialbesitzes des Klimas wegen nur von Eingeborenen bearbeitet werden kann.

Um Ansiedler in Afrika zu werden, dazu gehört in jedem Falle etwas Kapital. In Südwest, wo gleich ein möglichst großer Grundstock für die Viehherde angeschafft werden muß, wo der Farmer einen Ochsenwagen braucht, Wasseranlagen errichten muß, seine Farm einzäunen will und wo die Erträge der Viehzucht erst nach Jahren bedeutender werden, gehört sogar eine ganze Menge Geld zur Gründung einer Wirtschaft. In Ackerbaugebieten kann man mit weniger auskommen, aber auch da werden selbst im Mindestfalle mehrere tausend Mark nötig sein, also ein Betrag, wie er der Mehrzahl der Auswanderer, wenn die Verhältnisse in Deutschland zukünftig wieder eine stärkere Sättigung des Arbeitsmarktes bedingen sollten, auf keinen Fall zur Verfügung stehen wird. Die Millionen von Auswanderern, die in früherer Zeit Deutschland verließen, sind alle mit ganz wenig Besitz in die Fremde gegangen. Sie hatten ihre Kleidung, etwas Handwerkszeug und Geräte, vielfach auch noch eine kleine Summe als Erlös für ihren verkauften Haushalt, aber in nicht wenig Fällen buchstäblich nichts als ihre Arbeitskraft. Damit kamen sie in Amerika, wo es in den Farmgebieten keine andern Arbeiter als Weiße gab und Arbeiter hohen Lohn erhielten, allmählich vorwärts und konnten sich unter vorteilhaften Bedingungen ein Stück Land erwerben. In Afrika aber hat der gewöhnliche Arbeiter, zumal der Landarbeiter, nichts zu erwarten, denn statt seiner ist der Schwarze da. Es bleibt also nur übrig, wenn unbemittelte deutsche Ansiedler nach Afrika gelenkt werden sollen, Ansiedlungsunterstützungen von Staats wegen zu geben. Das ist ein sehr schwieriger Weg, und die Mißerfolge auf ihm sind bisher zahlreich gewesen. Immerhin folgt daraus nur, daß man versuchen muß, es geschickter anzufangen als bisher, sobald es nötig wird, in dieser Weise vorzugehen.

Wenn wir uns alle Möglichkeiten und Gelegenheiten mit Erfolg ausgenutzt denken, so kann das zukünftige deutsche Afrika, auch was die Besiedlung mit kräftigen und bodenständig eingewurzelten deutschen Volksgenossen betrifft, in Zukunft ein schönes, stolzes Bild gewähren. Dann aber fehlt dem Deutschtum immer noch etwas Ähnliches, wie es die Angelsachsen, ja selbst unter den Romanen die Spanier und Portugiesen zustande gebracht haben. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind in politischer Beziehung kein englisches Kolonialgebiet mehr, aber in bezug auf Sprache, Kultur und nationale Sympathie bleiben sie dauernd im Bereich eines mächtigen englischen Einflusses. Das haben wir in diesem Kriege an der Parteinahme der amerikanischen Regierung für unsere Feinde, namentlich für England, genügend erfahren. Das englische Volk hat aber außerdem noch eine Anzahl wirklich bis heute politisch mit ihm zusammengehöriger Tochternationen gegründet. In Südafrika allerdings gehört die Zukunft wahrscheinlich weniger der englischen als der holländischen Sprache; Kanada dagegen, das fähig ist, ebensoviel Einwohner zu tragen wie das englische Mutterland, ist rein englisch, gegenwärtig wie zukünftig. Mit Australien und mit der großen, wunderbar fruchtbaren Doppelinsel Neuseeland steht es ähnlich. Hier wachsen große englisch redende und rein englische Kulturvölker empor. Die Spanier haben in den dreihundert Jahren ihrer politischen Herrschaft in Süd- und Mittelamerika ihre dortigen Kolonien nicht zu entwickeln verstanden, aber sie haben ihnen doch für die Zukunft die Grundlage spanischer Sprache und Kultur gegeben. Als Peru, Chile, Argentinien, Mexiko und die übrigen Republiken am Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erklärten, wurde

ihre gesamte weiße Bevölkerung ohne die Eingeborenen und Mischlinge nur auf etwa zwei Millionen Menschen geschätzt. Seitdem ist aber namentlich das spanische Südamerika innerhalb der gemäßigten Zone ein Einwanderungsgebiet großen Stils geworden. Auch die Portugiesen haben, wenngleich sie sich stark mit Negern und Rothhäuten vermischten, in Brasilien ein großes sprachliches und kulturelles Ausdehnungsgebiet geschaffen. In einem halben Jahrhundert wird das romanische Amerika sicher hundert Millionen oder mehr spanisch und portugiesisch redender Einwohner haben, also sehr viel mehr als die beiden Mutterländer Spanien und Portugal je an Menschen besitzen werden.

Gibt es noch eine Möglichkeit, daß zukünftig außerhalb Deutschland ähnlich große und geschlossene Herrschaftsgebiete deutscher Siedlung, deutscher Sprache und deutscher Kultur entstehen? Ausgeschlossen ist es nicht, aber im gegenwärtigen Augenblicke wäre es weder erlaubt noch klug, ausführlich über diese Dinge zu sprechen und im einzelnen zu untersuchen, welche Teile der außerdeutschen Welt für das Deutschtum im Sinne einer großen deutschen Kolonisation gewonnen werden können. Auch diese Frage hängt mit ihrer Entscheidung davon ab, welchen Ausgang der Weltkrieg nimmt — und die Reihe der Kämpfe, die sich vielleicht noch an ihn schließen werden!



## Deutsche Frauen.

Von Annie Jacker-Faber.

Wer ist denn draußen?

Der und der!

Wir wissen's wohl und halten still.

Und hoffen nur, daß der und der

Zurück uns kommen will.

Wer hat das Kreuz?

Nun, der und der!

Er hat es wohl, und doch und doch!

Hat er es noch? Trägt er es noch?

Wer weiß es denn? Wer weiß es denn?

Euch ward ein Kreuz, uns ward ein Kreuz!

Wir tragen mit die stolze Not,

Wir sind wie ihr vom gleichen Schlag —

Euch kommt ein Tag, uns kommt ein Tag,

An dem die Siegesfackel loht!



## Ostafrikanische Stimmungsbilder.

Von Leutnant Schulte, † bei Tanga 4. Nov. 1914.

### 1. Sonntagsleben.

Den Sonntag pflegt man mit Jagd oder Nichtstun zu verbringen, oder man macht einen Besuch auf der Nachbarpflanzung. Wir werden morgen wohl am Sigi sein, einem bedeutenden Fluß, hinter dem die wildreiche Umbasteppe beginnt. Wir gehen dazu noch heute abend, nach der Lohnauszahlung an die Arbeiter, mit Zelten, Safarilampen und Trägern bis zum Sigi, etwa drei Stunden durch den Urwald. Man muß bei dem Marsche die Büchsen gespannt halten, weil es viel Leoparden gibt. Vor Sonnenaufgang überschreiten wir mit zwei bis drei Leuten — das übrige bleibt am Sigi zurück — den Fluß, so daß wir bei Sonnenaufgang in der Steppe sind. Allerdings erschwert das Gras, das nach der Regenzeit weit über mannhoch ist, jetzt sehr das Gehen; trotzdem hoffe ich, mindestens einen Wasserbock, eine große Antilopenart, zu erlegen, wenn er zum Wasser wechselt. Mittags kann man bequem wieder zu Hause sein, und das selbstgeschossene Wild schmeckt dann prächtig.

Man lebt hier überhaupt sehr gut, was das Essen betrifft; Fleisch ist sehr billig, auch das von Haustieren. Unser schwarzer Koch, Mpishi, kocht ausgezeichnet, aber alles mit englischen und indischen Gewürzen, die hier sehr billig sind, da sie von



den Indern mit den Bombaydampfern mitgebracht werden. Es gibt besonders viel Reisgerichte, Perl- oder Rebhühner mit Reis, Ei, Curry und Chutney, das ist eingemachte Embe, die Frucht des Mangobaums, oder jetzt, in der Maiszeit, Maiskolben in Salzwasser gekocht, mit Butter und Mixed-Pickles, auch mit Wildfleisch gefüllte Zwiebeln und viel Obst nach dem Essen: Apfelsinen, von

denen drei Stück einen Heller kosten und die hier mit Messer und Gabel geschält und gegessen werden, Ananas, Bananen, Papien, die an kleinen Bäumen wachsen und wie Melonen schmecken, Emben, die etwas Terpingeschmack haben, aber herrlich munden, wenn man sich daran gewöhnt hat, Mustapheren, die zu Mus gekocht werden und erkaltet wie Erdbeeren mit Schlagahne schmecken, Mandarinen, Granatäpfel, Kapstachelbeeren und noch sehr viel anderes Obst. Nach dem Essen folgt dann wieder der übliche Kaffee und die Zigarre in den Bombaystühlen auf der Barasa (Veranda). Es wimmelt dann um die Lampen von Faltern, Heuschrecken, Gottesanbeterinnen, Käfern, Mücken und zahllosem Kleingetier. Die Nachteidechsen, ganz hellfarbig, fast durchsichtig und mit großen, schwarzen Augen, klettern an den Wänden und der Decke entlang und haschen, was sie kriegen können, die Fledermäuse fliegen in der Messe herum und fangen Mücken, und unsere Hauskatze mit ihren zwei Jungen hascht die Fledermäuse und Heuschrecken. Wenn aber die Sonne tiefer sinkt, dreht man den Bombaystuhl halblinks, damit einem der prächtige Sonnenuntergang hinter der Silhouette der Usambaraberge nicht entgeht. Die Sonne geht das ganze Jahr gegen 6 Uhr morgens auf und um 6 Uhr abends unter. Immer anders, aber immer schön. Es gibt fast gar keine Dämmerung; eben hast du noch gelesen und jetzt ist Nacht. Dann fangen die Grillen und Zikaden an zu zirpen, nein, zu schreien. In der Ferne singen Frösche, große Tiere, deren Kaulquappen wie kleine Fische sind. In den Dörfern wird die Ngoma, eine Art Trommel, geschlagen, und die Schwarzen tanzen. Man liest dann noch ein wenig, geht aber, da früh um fünf die Arbeit beginnt, bald unter das Moskitoetz zur Ruhe.

## 2. Auf der Elefantensährte.

Wir sitzen jetzt auf der Barasa und ruhen uns aus von einem anstrengenden Streifzug. Wir sind stundenlang in hohem Grase, durch dichten Busch, durch Wald und feuchte Täler hinter den Elefanten her gewesen. Es sind zwei, ein mächtiger, uralter Bulle, der Fährten hinterläßt wie Waschbecken groß, und eine weniger starke Kuh, die seit einiger Zeit auf dem noch nicht kultivierten Grenzgebiete der Pflanzung ihr Wesen treiben. Heute morgen hatte ich, als ich auf der Suche nach einem Warzenschwein zum Mittagessen war, ihre Spuren auf einer feuchten, schilfbewachsenen Lichtung im Walde entdeckt. Dreiviertel Meter waren die schweren Tiere in dem weichen Boden eingesunken. In der Mitte, wo noch Wasser steht und schöne, duftende blaue Lotusblumen wachsen, hatten sie sich gewälzt und unbarmherzig alle Blumen zerdrückt. Dann waren sie in den Busch gezogen. Es ist eigentlich unmöglich, ohne Hacken und Buschmesser in der unglaublich verschlungenen Vegetation vorwärtszukommen, die man hier „Busch“ nennt. „Busch“ sieht etwa so aus: Vereinzelte mittelstarke Bäume, dazwischen eine einzige Masse ineinandergewachsener, mehrere Meter hoher Dornsträucher, jede kleine Lücke ausgefüllt von kleineren, zähen, zumeist auch stacheligen Stauden, und das Ganze verwebt und zusammengehalten durch ein unentwirrbares Netz aller Arten und Größen von Schlinggewächsen und Lianen, für einen Menschen ohne Verletzung fast undurchdringlich. Dem dicken Fell des Elefanten aber schadet kein Dorn, und im Busch gibt es keinen Baum, den er nicht über den Haufen zu rennen vermöchte. Wo er durchgegangen ist, entsteht ein breiter, schöner Weg zwischen zwei dichten Mauern von Gestrüpp. Hin und wieder liegt ein gebrochener Baum quer darüber oder ein dicker Ast, den er sich zum Zeitvertreib mit dem Rüssel heruntergelangt hat. Wenn er so durch den Busch bricht, wie wir das heute gehört haben, vernimmt man weithin das Knacken und Knarren der brechenden Äste und das Prasseln des niedergetretenen Gestrüpps. Wir haben ihn leider nicht mehr zu sehen bekommen, da es schon Nacht wurde, obgleich wir sicher nicht mehr weit von ihm entfernt waren. Aber wir werden uns ein andermal vor Sonnenaufgang dort auf die Lauer legen, wo die Tiere zum Wasser gehen. Leider hat keiner von uns einen großen Jagdschein und Lizenz, einen Elefanten zu schießen, da man für zwei Tiere an tausend Rupien bezahlen muß, was doch sehr viel ist. Es genügt aber auch schon, ihn einmal in der Freiheit beobachtet zu haben.

## 3. Tropenfrühling.

Ich habe mir einige mannshohe Blütenstände der Aloe aus dem Fori (Wildnis) mitgebracht und sie in Blechtins in meinem Zimmer aufgestellt. Solch ein Zimmer schmuck würde bei einem Berliner Gärtner ein kleines Vermögen kosten!

In der Steppe ist jetzt ein sinnverwirrender, betäubender Duft. Alles blüht! Die Tamarinden, die hohen Schirmakazien, deren Blüten so herrlich duften, daß es Überwindung kostet, weiterzugehen, wenn man unter ihrem Blütendach steht, die Mimosen und zahllose andere Bäume und Sträucher, deren Namen ich nicht kenne. Die Duftwolken schwimmen ineinander und mischen sich zu einem berausenden Parfüm. Das Gras der Steppenlandschaft, die wie ein wohlgepflegter englischer Park mit weiten Rasenflächen, vereinzelt stehenden Bäumen, Baumgruppen und Büschen anmutet, tüpfelt sich bunt, gelb und rot. Große Büsche purpurner Rhododendrons, die fleischroten Blütenstände der Aloe, Amaryllis in weiß, rosa und karmin, giftgelbe Orchideen stehen auf dem satten Grün. Tropenfrühling! — Schwärme



von silbrigen und schneeweißen Eintagsfliegen, die das Licht lockt, fallen in mein Zimmer. Im Flattern an der Lampe und den Wänden verlieren sie die Flügel, die zart sind wie der Hauch der Seifenblase. Der Boden ist bedeckt von den feinen, geäderten Gebilden, als wenn ein Perlmutterglanz auf der harten, rohen Diele läge. Schwarze, kleine Ameisen kriechen in Scharen aus den Winkeln und durchs Fenster, bahnen Wege in dem Wirrwarr toter, seidenweicher Flügel und morden die waffenlosen, ihres Schmuckes beraubten kleinen Tierchen.

#### 4. Bergeinsamkeit.

Die Tage, die ich jetzt lebe, werden wohl die schönsten meines Lebens sein! So schön, weil ich zum erstenmal die langersehnte Freiheit genieße und weil ich in einer Umgebung lebe, die mich das so recht empfinden läßt. Aus dem weiten, ebenen Land um Muehsa, das mit zahllosen Eingeborenen- und Europäerpflanzungen



bedeckt ist, steigen ein paar steile, hohe Kuppen auf, Vorberge von dem felsigen, zerklüfteten Magrotto, einem Gebirgsstock, der selber wieder dem Usambaragebirge vorgelagert ist. Um eine dieser Kuppen mit samt ihren Ausläufern zieht sich die Pflanzung Tengeni herum und steigt aus der Ebene bis zum Gipfel. Dunkler, dichtlaubiger Manihot und Kautschuk

bedeckt wie alter Gebirgswald die Hügel, und nur die höchste Spitze ist offen und mit Mahalakis, einer Bohnenart, bepflanzt. Nicht weit unterhalb des Gipfels, am Ende des Kautschukwaldes, steht mein Blochhäuschen, vier Zimmer und eine Baraja, seitwärts Küche und Magazin. Hier hinauf in meine Bergeinsamkeit klimmt keiner herauf, der nicht muß. Hier lebe nur ich, hier herrsche ich. Der schöne, weite Blick, der vor Jahren von meiner Feste über die Ebene bis fast an den Indischen Ozean reichte, ist zwar jetzt von den aufstrebenden Baumkronen zum größten Teil verdeckt, aber ich brauche nur hinter meinem Hause ein wenig höher zu steigen, und vor mir liegt die unendliche Ebene, Maisfelder, Kautschukwälder, Urwald und Steppe. Weit hinten, bei klarem Wetter mit dem Glas zu sehen, nachts am Leuchtturm von Ulenge zu erkennen, liegt der Ozean. Und wenn ich mich wende: Graue, steile Felsen, schmale Schluchten und Kamine, durch die an Regentagen silbern glitzernde Wasser zu Tal stürzen, ein paar wetterharte, knorrige Bergbäume, die sich mit langen, suchenden Wurzeln an den nackten Stein klammern: das ist die Felswand von Magrotto. Und dahinter, durch eine tiefe Schlucht getrennt, der weite Zug der Usambaraberge, teils wild, teils sanfter ansteigend und dann von Kaffeepflanzungen oder dunklen Bergwäldern bestanden. Auch hier silberne Bäche und springende Kaskaden, wenn Regen niedergegangen sind. Wie bunte Flecken schimmern ein paar Europäerhäuschen, die an den Felswänden zu kleben scheinen, dort, wo die Kaffeepflanzungen liegen. Meine Arbeiter und den Koch habe ich weit unter mir angesiedelt, daß mir keiner meine Herrlichkeit hier oben stört. Hier bläst der Sturm und trägt Kühlung her, er vertreibt auch die unheilbringenden Moskitos. Nachts dringen die Laute der dichtbevölkerten Ebene, vom Wind getragen, bis herauf zu mir: die Trommel in den Dörfern, Gesang und Lärm beim Tanz. Vom Magrotto herüber und aus den Schluchten meines Reichs zittert nächtlich das Gebrüll der Löwen durch die Luft.

## Klein-Umeib und die Buschmannszeichnungen.

Von Elisabeth Rost, Karibib.

Die Ode, welche die nähere Umgebung Karibibs kennzeichnet, wird reichlich durch den Blick auf die vielgestaltigen Bergzüge entschädigt, die den flachen Kessel, in dem der Ort liegt, umgeben.

In jeder Tageszeit anders beleuchtet, aber immer gleich reizvoll, schließt im Nordwesten das Grongogebirge, ein mächtiger, langgestreckter Bergrücken, der sich in mehreren steilabfallenden Parallelfetten hinzieht, den Kreis. Klein- und Groß-Umeib liegen am Westabhang des Gebirges, und ersteres ist nach Ansicht vieler der schönste Platz unseres Schutzgebietes.

Von Karibib ist Umeib mit der Pferde- oder Mulikarre in einem Tage zu erreichen. Bequemer gestaltet sich die Fahrt von der Station Dnguati aus, die dem Gebirge 10 Kilometer näher liegt.

Frühmorgens noch vor Sonnenaufgang, zur jetzigen Jahreszeit (April) etwa um 6 Uhr, brachen wir auf, um das vielgepriesene Umeib auch einmal kennen zu lernen. Unser Biergespann trabte frisch los, aber kaum aus Karibib heraus, wurde der Weg sehr schlecht. Kilometerweit nichts wie tiefer Sand, in den die Räder der Karre tief einsanken; es hatte auch keinen Zweck, neben der ausgefahrenen Pad einfach durch den Busch zu fahren, wie sonst üblich, denn in dem furchtbaren Sand wucherten wild durcheinander Dorn- und Pferdebusch und dichtes Gras. Bald erreichten wir eine Straußenfarm und fuhren eine Strecke weit an deren Einzäunung entlang. Am Drahtgitter standen neugierig einige Strauße, die aber bei unserm Herannahen schleunigst die Flucht ergriffen, lebhaft mit den Flügeln schlagend und weit ausgreifend mit ihren langen Beinen.

Nach anderthalbstündiger Schneckenfahrt erreichten wir die Station Dnguati der Otavibahn, die Swakopmund mit dem Norden verbindet und die Erze der Kupferminen in Tsuniet und Grootfontein zur Küste befördert. — Von Dnguati aus wurde die Pad besser; nachdem wir einige kleinere Hügel überwunden hatten, näherten wir uns dem immer mächtiger vor uns aufragenden Grongogebirge.

Noch galt es das Khanrivier zu durchqueren, dann stieg die Pad über klippiges Gelände gegen den Fuß des Gebirges. Dicht fuhren wir an die steilen Abhänge heran und erkannten nun deutlicher die Zerrissenheit dieser schroffen, rötlichen Felswände. Hier und da kammerte sich dürres Buschwerk an Felsen an, auf den höhergelegenen Abhängen wuchs üppiges Gras. Am Fuße der Berge hingestreut, vereinzelt ein Wirrwarr von großen und kleinen Felsblöcken aus der Höhe herabgestürzt, andere noch oben drohend auf schmalen Graten, Zinnen und geneigten Flächen. Eines kleinen Anstoßes nur bedarf es, etwa eines starken Regens, und sie stürzen verderbenbringend in die Tiefe. Immer wieder schweifte der Blick zu den Höhen, zu den drohenden Wänden. Kleine Wasserrinnensale glänzten hier und da im Sonnenlicht; das Gebirge speichert viel Feuchtigkeit auf, da in der kalten, regenlosen Zeit die Seenebel vom Meer bis hierher ziehen. — Kürzlich war starker Regen gefallen, daher sickerte das Wasser in schmalen Felsrinnen, die es sich in jahrhundertelanger Arbeit gehöhlt hat, zur Tiefe; doch nur während der Nacht und der kühlen Morgenstunden, am Tage versiegt es wieder auf dem heißen Gestein.

Um eine weit vorgelagerte runde Felsklippe bog der Weg und schlängelte sich zwischen dem hohen Gebirgskamm und einigen vorgelagerten Felspartien hindurch. In einer Einbuchtung zwischen Steinblöcken und Büschen, der Boden mit dichtem grünen Gras bewachsen, machen wir den ersten Halt zum Frühstück. Herrlich frisch war es noch hier im Gebirge. Nur ein paar Schritte brauchte man in das Gestein hineinzuklettern, um die wunderbaren Höhlen, Schluchten und Felstürme zu finden. Seltene leuchtende Blumen und Pflanzen, manche in ihren intensiven Farben an unsere Alpenflora erinnernd, zarte bunte Gräser fanden wir, an sonnigen Stellen huschten schillernde Eidechsen und Gekkos übers Gestein, Papageien und Pfeffervögel flogen mit lautem Schreien ab und zu, und hoch über den letzten Felszinken kreiste ruhig im blauen Äther ein großer Geier.

Nach kurzer Rast ging es weiter. Nun sah man nur noch das nächste Stück der Pfade, denn so dicht schoben sich die Felsen ineinander, daß nirgends eine Spalte zu erspähen war, durch welche hindurch der Weg gehen mochte. Unwillkürlich dachte man an das Märchen aus Tausendundeiner Nacht: Sesam, öffne dich! Aber nach mancherlei Windungen kam man aus diesem Labyrinth mächtiger Blöcke heraus, da öffnete sich vor uns ein weiter Halbkreis glatter, steil ansteigender Bergwände, wie ein Amphitheater für Riesen erbaut anzuschauen. Unmittelbar aus dem grünen Boden herausgewachsen gigantisch aufgetürmte Felsblöcke, ein Bauwerk der Urzeit — die Burg der Riesen. Der frischgrüne Boden gab einen schönen Farbenkontrast zu dem rötlichen Gestein und dem tiefblauen afrikanischen Himmel.

Wir konnten uns von diesem so viel Naturschönheit ahnenden Platz noch nicht trennen, und da in Klein-Ameib auch die Wasserstelle, ein tiefer, stets Wasser haltender Schachtbrunnen ist, beschloßen wir, hier noch abzukochen. Etwas abseits fanden wir einen grünumbuschten Platz für die Mittagsrast, trotz der schon hochstehenden Sonne im Schlagschatten einer Felswand.



Feuerbohrender Afrikaner.

An eine behagliche Mittagsruhe war nicht zu denken; zu sehr neigte die Umgebung zu Kletterpartien und Entdeckungsfahrten; auch die hier befindlichen Buschmannszeichnungen galt es aufzusuchen.

Buschmannszeichnungen finden sich über ganz Afrika zerstreut, meist in Gebirgen mit glatten Felswänden. Sie stellen Szenen aus dem Tier- und Men-

schenleben dar, die zum Teil recht naturwahr sind, besonders wenn man die primitiven Steinwerkzeuge sieht, mit denen sie in die Felsen eingeritzt sind. Nach Ansicht vieler Forscher, die die in Belgien und Frankreich gefundenen Zeichnungen und Werkzeuge mit den afrikanischen verglichen, sind die Buschleute Afrikas, in den süd-afrikanischen Staaten bereits ganz ausgerottet, eines Stammes mit den Leuten der Steinzeit in Europa.

Während der Bambuse unser Mittagessen am Lagerfeuer bewachte, stiegen wir zur „Burg der Riesen“ empor, in deren Nähe sich die am leichtesten zugängliche Höhle mit Buschmannszeichnungen befinden soll. Das rötliche, glatte Gestein, glüh- heiß von der Mittags-sonne, klang unter jedem Schritt. Unsere Freude, die Füße auf festen Boden, ähnlich unsern Fußsteigen in Deutschland, setzen zu können, war fast kindlich.

Endlich fand einer unserer Gesellschaft eine Höhle, durch einen weit überragen- den, fast kugelförmigen Felsen gebildet, versteckt zwischen Felsblöcken, Riesenbällen vergleichbar. Mit lautem „Juchuh“ wurden wir herbeigerufen, und waren ganz überrascht von den naturgetreuen Zeichnungen. Um die äußere Rundung des Felsens zog sich friesartig eine Reihe von Bildern. Die Umrisse, eingeritzt, ließen schon deutlich die verschiedenen Arten von Wild erkennen. Giraffen, Schakale, Kudus, Gemsböcke, Zebras, Strauße usw. waren rötlich getönt. Ebenso einige Menschendarstellungen mit Bogen, Pfeilen und Jagdwaffen. In der Höhle selbst fanden wir noch eine alte Feuerstelle, die Wände angerußt und am Boden umher- liegend allerhand Scherben von Tongefäßen und Stücke von Steinwerkzeugen. Nur der windgeschützten und versteckten Lage der Höhlen ist es zu verdanken, daß man diese Spuren einer alten, im Aussterben befindlichen Rasse findet, denn die Busch- leute selbst sind schon seit hundert Jahren nach dem Norden gedrängt und auch dort nur noch in kleiner Zahl, als frei im Felde lebende Jäger eine gefährliche Be- völkerung.

Aber wir wollten noch weiter, nach Groß-Ameib, und brachen um 3 Uhr wieder auf, fuhren um die Westspitze des Gebirges herum und erreichten bald Groß-Ameib, eine Siedlung inmitten ausgedehnter Binnfelder gelegen, deren Abbau jetzt in An-

griff genommen wird. Zwei große Staudämme, der eine faßt 200000 Kubikmeter, versorgen den Betrieb mit Wasser. Beim letzten Regen waren sie vollgelaufen, und wir hatten den für unser Schutzgebiet so seltenen Anblick einer größeren Wasserfläche.

Von dem hochgelegenen Groß-Ameib aus hatte man einen unbegrenzten Blick auf die Namib und das gegenüberliegende Khangebirge. Khan- und Erongogebirge bilden die Grenze nach der Namib, der Sandwüste, die sich von Swakopmund und der Küste in einer Breite von 80 Kilometer ins Innere erstreckt. Bis zum fernem Horizont lag die Namib wie ein silbernes Band vor uns, aus dem nur hier und da einzelne spitze Bergkegel aufragten.

Auf demselben Weg wie gekommen fuhren wir zurück, aber von Klein-Ameib konnten wir uns noch nicht trennen. Vor der „Burg der Riesen“ machten wir halt zu nochmaliger Rast bis zum Abend, um den Aufgang des Mondes zu erwarten. Was ist wohl auch reizvoller als eine afrikanische Mondscheinfahrt.

Als die Sonne sank, vertieften sich die blauen Schatten in den Spalten und Schründen der Felsen. Die unteren Partien nahmen eine violette Färbung an, die oberen glühten noch rot. Immer höher stiegen die Schatten, bis über alle Abhänge tiefviolette Schleier wallten und nur der Himmel noch glühte und leuchtete, als ob die „Burg der Riesen“, das Weltall in Flammen ständen.

Da stieg langsam und feierlich der Mond herauf, und die Erregung dieses einzig schönen Sonnenunterganges löste sich im weichen Mondenschimmer, der alle scharfen Kontraste, allen Farbenrausch versöhnlich unter seinem Silbergespinste verbarg.

Die Heimfahrt war köstlich. Immer wieder wandte ich mich rückwärts nach dem Gebirge, das nun wieder groß und unnahbar dalag, nichts mehr von seinen tausend Wundern verratend, nur steile, langgestreckte Bergwände. Wo war die große Klippe, die wir umfahren hatten? Wo war die Schlucht, wo die Wände? Verschwunden die Zugänge, unentwirrbar ineinandergeschoben. Sesam war wieder verschlossen.



## Wiedersehen!

Von Unteroffizier Steuer.

Zog der Krieger wackre Schar  
Just an uns vorüber,  
Grüßten wir: „Auf Wiedersehn!“  
Zu dem Trupp hinüber.

„Wiedersehen!“ klang es dann  
Wohl aus hundert Kehlen,  
Doch im stillen dacht' man sich:  
Wird einst mancher fehlen. —

Weiß schon manch ein Mütterlein,  
Dessen Sohn verloren,  
Manches junge Frauenherz,  
Das der Schmerz erkoren.

Tränfle Gottes süßer Trost  
Auf die Armen nieder;  
Droben sehen wir sie ja  
Alle, alle wieder!

## Auf Expedition.

Von Dr. Paul Rohrbach.

In Kamerun sagt man „Expedition“, in Ostafrika „Safari“ und in Südwest „Pad“. Wer die drei Kolonien kennt, kann an den drei Worten ein Stück Kolonialgeschichte und Kolonialpsychologie ablesen. Als wir zuerst nach Kamerun kamen, dehnte sich an der ganzen Küste entlang viele Tage, ja Wochen weit landeinwärts nur der dunkle, weglose Urwald. An der Eingangspforte des Kamerunbeckens saßen die Dualas und machten eine Sperre, damit kein weißer Kaufmann selber an das Elfenbein der Binnenstämme herankam, und keiner von den Wald- oder Graslandleuten auf die Hülks im Wurifluß, auf denen die Weißen früher, als sie noch nicht Herren im Lande waren, wohnten und ihre Waren hielten. An der Batangaküste im Süden gab es überhaupt keinen Verkehr, weil sieben Tagemärsche



weit hinter Kribi der Wald unbewohnt war. Erst Dominik ließ den Weg durchschlagen, holte Leute heran und befahl ihnen, Dörfer zu bauen und Pflanzungen anzulegen, damit sich Trägerkarawanen verproviantieren konnten. Weit hinter dem Walde, in Adamaua, stieß man auf Stämme von hoher afrikanischer Kultur. Der Wald war geschichtslos; darum nahm man für das Eindringen in die Wildnis das mitgebrachte europäische Wort: Expedition.

Ostafrika dagegen war schon Jahrtausende lang von arabischen Handelszügen be- gangen worden, als es deutsch wurde. Wir haben ein Segelhandbuch, das bald nach der Zeit Christi verfaßt wurde, den Periplous des Roten Meeres (d. h. des westlichen Indischen Ozeans). Darin heißt es schon, man importiere nach Ostafrika Zeug, Waffen und Spirituosen und hole von dort Elfenbein, Schildpatt, Aromata und Sklaven. Von den Arabern, die zu diesem Zweck ins Innere gingen, hörten die Gewährsleute des Claudius Ptolemäus von den hohen Bergen unter dem Äquator, und daß der Nil aus großen Seen käme. Unter arabischem Einfluß bildete sich eine halbzivilisierte Küstenbevölkerung, und in ihrer Sprache, in Kisuaheli, nannten auch die Europäer den Marsch ins Innere mit dem alten Wort Safari.

Ähnlich war es, als wir nach Südwestafrika kamen. Schon seit dem 17. Jahrhundert knarrte der Ochsenwagen, den die Nachkommen der ersten holländischen Kolonisten am Kap gebrauchten, durch die Steppe; und die Kinder der Hottentotten und Bantustämme lernten das Joch des Buren auf dem Nacken tragen. Die Räder- spur, die sich durch Grasfeld, Sand und Klippen zieht, ist die Pad, und mit diesem niederdeutschen Wort wird auch die Reise bezeichnet. Man geht „auf die Pad“ und wünscht sich „gute Pad“. Ein Unterschied ist freilich zwischen dem Süden und den afrikanischen Tropen. Im Herero- und Namalande fährt man und reitet man, denn dort ist der tödliche Feind der Rinder und Pferde, die Tsetse, unbekannt; in Tsetsegebieten dagegen, wozu Ostafrika und Kamerun größtenteils gehören, geht man zu Fuß oder läßt sich tragen. Alle die großen klassischen Expeditionen, durch die Innerafrika erschleiert wurde, die Reisen Livingstones, Stanleys, Bissmanns, Peters' u. a., Zehntausende von Kilometern, sind als Fußmärsche ausgeführt worden. Seit die europäische Verwaltung aufkam und die Ansprüche über das Pionierzeit- alter hinausbwachsen, sucht man Reitpferde hinzubringen, wo es nur irgend geht; aber ich kenne viele alte Afrikaner, die, auch wo sie heute reiten könnten, die harte Gewohnheit des Marschierens an der Spitze der Karawane freiwillig beibehalten haben.

Ob Pad, Safari oder Expedition — die Hauptregel heißt: Keine unnützen Ansprüche! Am schönsten ist es in Südwest. Auf der Ochsen- oder Maultierkarre liegen Proviant und Decken, Wasserfaß, Feldstuhl und Eisenblechkoffer. Zur Mittagsrast und Nachtruhe wird ausgespannt, der Bambuse kocht und schmort aus der Konservendose — „Ein“, sagt der Afrikaner meistens — oder von einem geschossenen Stück Wild irgend etwas zusammen. Der geröstete Kaffee wird mit dem Gewehrkolben im Deckel des Kochgeschirrs zerdrückt, wer „Fettlebe“ machen will, nimmt auch Dosenmilch und Zucker mit, aber oft genug sieht die Brühe nicht von Milch, sondern von Lehmwasser wie Milchkafee aus, und zur Nacht gibt es ein Schaffell als Matratze, einen Boilach zum Zudecken und den Sattel unter den Kopf. Ich habe ein paar hundert Nächte so geschlafen und bin jedesmal von neuem glücklich, wenn ich unter einem südafrikanischen Dornbusch liege und das Kreuz und die Magellanischen Wolken über mir sehe. Wenn man sich hinlegt, ist manchmal eine Decke zuviel; nach Mitternacht wacht man auf und zieht sich fröstelnd die zweite über; eine Stunde vor Sonnenaufgang klappern einem manchmal unter drei Wolldecken die Zähne vor Frost, und im Juli—August kommt es vor, daß man beim Aufstehen eine dünne Eishaut in der Blechwaschschüssel eindrücken muß.



Das wunderbare Schlafen unter freiem Himmel ist in den Tropen leider nicht möglich. Auch in der Trockenzeit muß der Europäer dort sein Zelt und sein Feldbett mitführen, demnächst sind die wichtigsten Stücke Moskitonez und Badeschüssel. Zelt, Bett, Tisch und Stuhl sind zusammen fünf Trägerlasten. Ein halbes Duzend Koffer braucht der Europäer für Kleidung, Wäsche, Stiefel u. dgl. Auf weite Reisen, wie auf meiner Expedition nach Neukamerun — vierzig Tagemärsche von Kribi bis Singa am Ubangi —, müssen eine Menge Proviantlasten mitgenommen werden: Mehl, Zwieback, Zucker, Kaffee, Kakao, Fleisch-, Obst- und Gemüsekonserven, Petroleum, Kerzen, Munition, Apotheke usw. Unter 20 bis 25 Lasten geht es kaum ab. An Bedienung braucht man einen Boy, einen Koch und einen Waschmann. Wer im amtlichen Auftrage oder mit Regierungsempfehlung reist, bekommt auch noch einen oder zwei schwarze Soldaten mit. Natürlich sind auch in Innerafrika die Ansprüche verschieden. Als ich mit Oberstabsarzt Kuhn auf der Schlafkrankheits-Expedition in Neukamerun war, trafen wir eine englische Dame in mittleren Jahren, die aus purem Wissensseifer in Afrika umherzog. Sie hatte ein winzig kleines Zelt, übernachtete aber meist in Negerhütten, dazu ein paar Kleidungsstücke, einen Kochkessel und als eisernen Proviant eine Last Reis. Auch wer Sinn für das Spartanische auf Expedition hat, kann aber über solche Einfälle nur die Achsel zucken, denn der Reisende riskiert dabei sein Leben, das er doch durch sein Unternehmen bereichern will.

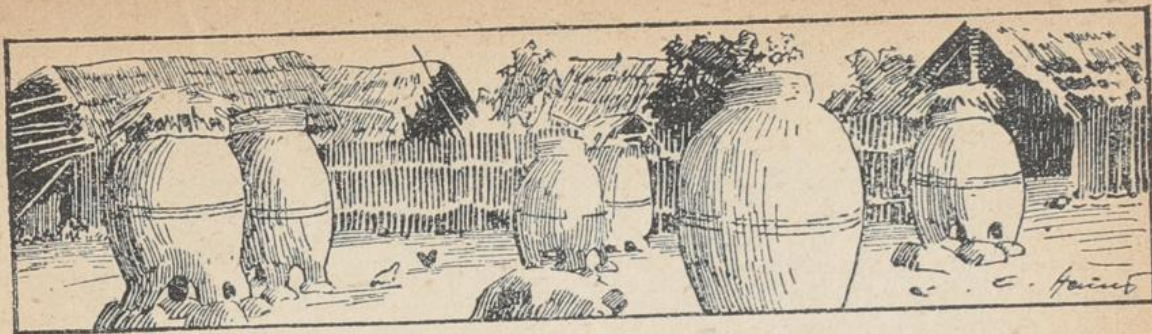
Es gibt vielerlei gesundheitliche Vorsichtsmaßregeln in Afrika. Die drei ersten heißen: Nimm vorbeugend Chinin, trinke kein ungekochtes Wasser und sei vorsichtig mit Alkohol. Die vierte heißt: Schlafe nicht in Negerhütten und meide jede intime Berührung mit dem eingeborenen Wesen. Die Hütten und auch die häufig gebrauchten Karawanen-Rastplätze sind nicht nur voll gewöhnlichen Ungeziefers, sondern auch voll Becken, die gefährliche Krankheiten übertragen können. Außerdem gehört im tropischen Innerafrika gute Ernährung und Körperpflege für den Europäer nicht allein zu den Annehmlichkeiten, sondern auch zu den Notwendigkeiten des Daseins. Kraftproben sind töricht; die kann man eher in Südwest machen. Wer vernünftig lebt und auf die Forderungen des Klimas Rücksicht nimmt, vor allem die vier oben genannten Regeln beobachtet, braucht in Kamerun oder Ostafrika auf einer größeren Expedition kaum mehr gesundheitliche Besorgnisse zu haben, als auf einer

Fußwanderung in Europa. Das Unheil fängt meistens erst dort an, wo die Leute glauben, sie könnten in Innerafrika ebenso leben und namentlich ebensoviel Spirituosen konsumieren wie zu Hause. Mit Malaria, mit Dysenterie und vielleicht sogar mit der Schlafkrankheit ist es für den Europäer leichter fertig zu werden, als mit dem afrikanischen Alkoholteufel. Der ist der eigentliche Schrittmacher für die Tropenkrankheiten.

Wie sieht ein Expeditionstag aus? Früh um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr wird das Lager geweckt. Eine Stunde später, sobald das erste Dämmerlicht den Weg erkennen läßt, muß abmarschiert werden, um vor der größten Tageshize wieder Lager schlagen zu können. Die Träger schnüren ihre Lasten, der Koch bereitet Frühstück, der Boy serviert bei Laternenschein, das Zelt wird abgebrochen, das Bett zusammengepackt. Wer von den Negern von gestern noch etwas übrig hat, verzehrt es zur Stärkung, dann wird bei den Lasten angetreten, ein Pfiff des schwarzen Headmans oder begleitenden Soldaten, und die Karawane setzt sich in Marsch, der Weiße voraus. Ein leichter Eingeborenenpfeer dient ihm häufig als Stock, die Boys tragen Gewehr, Feldflasche, Kamera. Fünf Marschstunden, auf die einschließlich der Pausen selten mehr als 20 Kilometer gerechnet werden können, sind der Tagesdurchschnitt. Der Europäer könnte mehr machen, aber die Träger mit 60 Pfund auf dem Kopf haben reichlich genug damit. Tageslohn und Verpflegung, die auch für den Rückmarsch der abgelösten Träger gewährt werden muß, machen eine Mark pro Kopf aus. Mit den Dienerlöhnen und den sonstigen Ausgaben kostet also die Fortbewegung für jede 20 Kilometer im Durchschnitt vielleicht 50 Mark — in Deutschland auf der Eisenbahn I. Klasse Schnellzug 1,50 Mark! Um 11 Uhr spätestens sollte man an Ort und Stelle sein. Dann wird dem Dorfhäuptling aufgegeben, wieviel Verpflegung von den Feldern herbeizuschaffen ist. Meist dauert das einige Stunden; dann fangen die Träger zu kochen an. Für den Weißen ist das Zelt aufgeschlagen, Bett und Liegestuhl im Schatten eines Baumes bereitgestellt, und vor allen Dingen, wenn kein kühler Bach oder Fluß ohne Krokodile und Glossinen (Schlafkrankheitsfliegen) beim Dorfe fließt, kommt die Badeschüssel ins Zelt. Man wechselt Wäsche und Anzug, streckt sich in den Stuhl, raucht eine Zigarre, wenn man welche hat, und wartet aufs Essen. Nach dem Essen Siesta, und danach Arbeit. Die sieht je nach dem Zweck der Reise sehr verschieden aus: Tagebuch führen, Ethnographika sammeln, zoologische und botanische Objekte präparieren, Eingeborenenpalaver, ärztliche Untersuchungen, Linguistik, Routenaufnahmen.

Um 6 Uhr sinkt die Sonne und eine halbe Stunde später ist es Nacht. Das Abendbrot kommt, und je nach Lust und Kraft geht es dann beim Schein der Expeditionslampe mit Schreiben und Präparieren noch weiter oder nicht. Die schönste Stunde ist abends nach dem Essen am Lagerfeuer beim Mondschein, wenn das Laub der Mangobäume sich leise bewegt, Singsang und Schwazen und Tanzgestampf von den entfernt gelagerten Trägern herüberdringt und das Bewußtsein einer guten Tagesleistung den Reisenden erfreut.





## Die Kolonien und die heimische Landwirtschaft.

Von Dr. P. Hillmann.

Für die Klärung der Frage über den Nutzen und die Beziehungen der Kolonien zur heimischen Landwirtschaft befinden wir uns in einer ganz eigenartigen Zeit: unsere heimische Landwirtschaft bemüht sich gerade mit Aufbietung aller Kräfte, diejenigen Stoffe zum Teil zu ersetzen und zu entbehren, die sonst aus den Kolonien kommen. Deutlich ergibt sich aber auch gerade jetzt aus manchen Erscheinungen, daß unsere heimische Landwirtschaft die Kolonien nicht entbehren kann. Wir wollen aber nicht allein diese wirtschaftlichen Fragen erörtern, sondern sie nur voranstellen als das praktisch Zunächstliegende, und später auch auf andere Gesichtspunkte zurückkommen.

Wie steht es zunächst mit der Deckung des Bedarfs an den wichtigsten Bedürfnissen des täglichen Lebens jetzt ohne Zufuhr aus den Kolonien? Tatsächlich haben unsere Kolonien bisher außer der Lieferung von Luxusstoffen und Früchten wenig zur Ernährung beigetragen. Daß es so ist, weiß heute, wo das Problem der Ernährung weiten Kreisen mit unermüdlicher Geduld klargemacht wird, jedermann, und die Erkenntnis, daß der Hungerplan unserer Feinde einzig und allein an der Leistung unserer heimischen Landwirtschaft zuschanden geworden ist, hat sich immer mehr Bahn gebrochen.

Wenn wir nun die einzelnen von den Kolonien uns zugeführten Stoffe und ihre Verwendung einer Besprechung unterziehen, so ergibt sich:

1. Ernährung: Zur Ernährung des Volkes mit Brotgetreide haben unsere Kolonien bisher gar nicht beigetragen. Die deutsche Landwirtschaft hat den Beweis geliefert, daß sie besonders unter Zuhilfenahme der Kartoffeln die Ernährung des Volkes mit pflanzlichen Stoffen, in erster Reihe Brot, bei einigermaßen günstigem Wetter und entsprechender Sparsamkeit reichlich durchführen kann; denn wir haben im vorigen Jahre eine kaum mittlere Ernte und trotz der verspäteten Regierungsmaßnahmen ausreichend Brot gehabt.

2. Vieheinfuhr: Die deutsche Vieheinfuhr war gering, die Einfuhr von Futterstoffen belief sich auf einen Wert von einer Milliarde Mark. Wenn nun auch stellenweise auf Grund von agrilkulturchemischen Lehren, welche auch zu übermäßiger Verfütterung von Eiweiß anregten, wo eine entsprechende Ertragsleistung wegen geringerer Leistungsfähigkeit des Viehs in züchterischer Beziehung nicht vorhanden war, verschwenderisch mit Futtermitteln umgegangen wurde, so wird doch, wenn wir später wieder diese Unmassen Fleisch vertilgen wollen wie vor dem Kriege, die Einfuhr kolonialer Futtermittel aufs neue einzusetzen haben. Es ist zu hoffen, daß dann unsere Kolonien manche Futtermittel, die wir aus jetzt feindlichen Ländern bezogen haben, ersetzen können, wie z. B. die russische Futtergerste durch Hirse, und daß wir uns dadurch immer unabhängiger vom Ausland machen.

3. Fette und Öle: An Fetten und Ölen bestand schon vor dem Kriege Mangel. Der Ölfruchtbau (Raps und Rübsen) ist in Deutschland zurückgegangen, und wenn er sich auch wieder etwas heben sollte auf Kosten des Zuckerrübenbaus, so ist an eine Deckung des Bedarfs an Speisefetten u. dgl. im eigenen Lande nicht zu denken. Die Hauptlieferranten sind bekanntlich die Ölpalme, die Kokospalme (Kopra), Erdnuß, Sesam, Baumwollsaamen und die Sojabohne, welche in Deutsch-

land nicht wächst, trotzdem sie oft empfohlen wird. Die Preßrückstände geben uns außerdem wertvolle eiweißhaltige Futterstoffe, die Ölkuchen, die dann auch der tierischen Fettproduktion zugute kommen.

4. Faserstoffe: Der Mangel an denselben macht sich erheblich bemerkbar, da der Leinbau in Deutschland sehr zurückgegangen ist; ferner fehlen gröbere Faserstoffe zur Herstellung von Säcken und Bindegarnen für Bindemähmaschinen, welche aus Jute und Hanf gewonnen werden. Diese Faserstoffe allein aus heimischem Hansbau gewinnen zu wollen, dürfte in Friedenszeiten unrentabel sein, wenn auch jetzt beachtenswerte Bemühungen in die Wege geleitet sind, den Hansbau zu fördern, so daß derselbe wieder dauernd ein Bestandteil der heimischen Landwirtschaft werden wird. Hanf dient für alle besseren Produkte, daneben der Sisal der Sisalagabe, welcher besonders in Ostafrika gewonnen wird. Die Jute liefert gröbere Faser für den großen Bedarf an Säcken usw. Wir wollen nur wünschen, daß der Bedarf an Jute in Zukunft aus unsern eigenen Kolonien gedeckt wird, während bis jetzt England in Indien ein Monopol darauf besitzt. Besonders erwünscht wird es auch in Zukunft sein, wenn wir den Amerikanern für Baumwolle nicht mehr tributpflichtig bleiben. Die Landwirtschaft hat an dieser Frage das größte Interesse, weil die Rückwirtschaftlicher Erzeugnisse bei Handelsverträgen auch zu Rücksicht auf Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus Nordamerika führte.

5. Wolle: Auch die nötige tierische Wolle für unsere heimische Industrie kann die heimische Landwirtschaft nicht mehr liefern; auch hier fingen gerade unsere Kolonien an, eine ergänzende Rolle zu spielen neben der großen Einfuhr aus Australien, Kapland und Argentinien.

6. Reizstoffe: Eine Reihe von entbehrlichen Reizstoffen kann natürlich die heimische Landwirtschaft ebenfalls nicht herstellen, wie Tee, Kaffee, Kakao und die hochwertigen Tabake.

Es zeigt sich also klar, daß, wenn Neuwerbungen von Kolonien bei Friedensverhandlungen in Aussicht ständen, wir sowohl Kolonien haben müßten mit für den tropischen Pflanzenbau günstigen Verhältnissen, als auch Länder, welche für Wollschafzucht geeignet sind. An Einfuhr von Schlachtvieh sind wir nicht interessiert, wenn wir die nötigen kolonialen Futtermittel erhalten. Eine begrenzte Einfuhr von Fleisch und Konserven, wie Fleischextrakt, würde aber vielleicht doch zum Teil ergänzend für den heimischen Markt wirken können.

Vor dem Kriege hat man auch schon angefangen, die Versorgung mit tropischen Früchten, besonders mit Bananen, aus eigenen Kolonien in die Hand zu nehmen.

Die Ausfuhr von wertvollem Zuchtvieh, Saatgut u. dgl. nach den Kolonien wird in wirtschaftlicher Beziehung immer nur eine verhältnismäßig geringe Rolle spielen, aber doch das Interesse für die Kolonien bei unsern Landwirten außerordentlich anregen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die heimische Volkswirtschaft trotz der außerordentlichen Bemühungen der heimischen Landwirtschaft koloniale Erzeugnisse dauernd nicht entbehren kann. Sie wird dieselben selbstverständlich lieber aus eigenen Kolonien beziehen als aus fremden Ländern. Es bleiben auch für künftige Zeiten die Ziele der kolonialen Bestrebungen, welchen sich jetzt mit Recht auch viele Landwirte widmen und wie sie durch die Kolonialabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft verkörpert werden, dieselben wie vor dem Kriege.

Eine zweite wichtige Frage ist, ob wir ein großes Interesse an Siedlungskolonien haben. In den letzten Jahren ist die koloniale Siedlungsfrage ganz zurückgetreten, weil es sich zeigte, daß wir keinen Überschuß hatten an ländlicher Bevölkerung, welche geeignete Siedler für Kolonien in großen Massen ergeben hätte, auch sind die für kleinere bäuerliche Siedlungen geeigneten Gebiete in den bisherigen Kolonien beschränkt und wahrscheinlich auch bei Friedensverhandlungen wenig ausdehnungsfähig. Auch in Zukunft werden wir derselben kaum bedürfen. Wenn die Lücken geschlossen sein werden, die der Krieg in die Reihen der gebildeten Jugend gerissen hat, werden wir die Kolonien aber wieder sehr nötig haben, um dem Überschuß an unternehmungslustigen gebildeten jungen Leuten, die sich dem Schul- und Examenzwang des heimischen Bürokratismus wenig gern fügen, wieder Gelegenheit

zu geben, sich für das Vaterland in den Kolonien hervorragend zu betätigen, um keinen zu großen Überschuß an jungen studierten Leuten, Referendaren u. dgl., zu produzieren, die in ihrem Beruf wegen zu langsamen Vorwärtstommens nicht froh werden. Auch für die jüngeren Söhne unserer Landwirte, die es aus pekuniären Gründen schwer haben, sich in der Heimat selbständig zu machen, sind koloniale Ansiedlungsmöglichkeiten vorhanden. Hier war bereits ein kleiner Anfang gemacht worden.

Ein Bedürfnis nach kolonialen Kleinsiedlungen wird nicht vorliegen, besonders wenn wir vielleicht in Europa Grenzländer erhalten, welche nach Art der Durchsetzung der deutschen östlichen Provinzen mit Ansiedlern der Ansiedlungskommission u. dgl. zu heben sind.

Theoretiker haben vorgeschlagen, für die Zukunft alle großen Güter aufzuteilen, um die Ernährungsmöglichkeiten des deutschen Volkes zu vermehren, aber ebenso wenig wie wir in den Kolonien allein mit Eingeborenenkultur vorwärtskommen werden, wenn nicht eine Reihe von großen Pflanzungen als Pioniere des Eingeborenen für rationelle Kultur vorhanden sind, ebensowenig werden wir in Deutschland große Güter entbehren können, deren belebendes Beispiel man in manchen Provinzen sehr genau verfolgen kann; so sind manche Teile der Rheinprovinz zum Teil wegen dieses Mangels in landwirtschaftlicher Beziehung weit zurück. Es hat eine besonders große Anzahl von landwirtschaftlichen Winterschulen als Ersatz eingerichtet werden müssen, welche doch nicht ganz dasselbe wie das praktische Beispiel wirken können. Für die Kolonien ist wiederholt nachgewiesen worden, wieviel Mehrerzeugnisse für den Handel und die Heimat Pflanzungswirtschaft liefert gegenüber Eingeborenwirtschaft. Ebenso hat es sich auch gezeigt, daß während des Krieges mit Lieferung von Getreide usw. die größeren Güter sich erheblich leistungsfähiger gezeigt haben als die kleineren Betriebe, welche einen verhältnismäßig sehr viel größeren Anteil der Erzeugnisse für sich selbst und ihren meist größeren Viehstand verbrauchen, und auch der Arbeitsaufwand kleinerer Wirtschaften ist verhältnismäßig größer als bei den großen Flächen der großen Güter, welche mit Maschinen unter besserer Ausnutzung derselben bearbeitet werden.

Für die Zukunft wird das Ideal sein: allgemeine Verbreitung eines tüchtigen, leistungsfähigen, selbständigen Bauernstandes, ein Kleinbesitz, der die überschüssigen Arbeitskräfte für größere Wirtschaften liefert, und ein Großgrundbesitz, welcher in Beziehung auf praktische Kenntnisse im Gewerbe und wissenschaftliche Durchbildung hoch dasteht, um in landwirtschaftlicher und politischer Beziehung die Führung der Landwirte zu bilden. Ohne denselben wäre wahrscheinlich ein Teil der vor dem Kriege geäußerten, oft unreifen Gedanken seitens mit der Landwirtschaft wenig vertrauter Politiker herrschend geworden, wie z. B. den Getreidebau ganz einzuschränken, Weidebetrieb in größerem Maße einzurichten usw. Wir wären wahrscheinlich in diesem Kriege damit verloren gewesen!

Wenn man sich ausrechnet, wieviel Menschen dazu gehören würden, um nur die Hälfte unseres Großgrundbesitzes im Deutschen Reich durch Kleinbesitz zu verwalten, so kommen Zahlen heraus, die die Unmöglichkeit der schnellen Verwirklichung derartiger Vorschläge vor Augen führen.

Es gab im Deutschen Reich nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jahrgang 1914, im Jahre 1907:

|         |   |
|---------|---|
| 3378509 | landwirtschaftliche Betriebe unter 2 Hektar Fläche,                 |
| 1006277 | "                  "                  zwischen 2 und 5 Hektar,      |
| 1065539 | "                  "                  "                  5 " 20 "   |
| 2262191 | "                  "                  "                  20 " 100 " |
| 23566   | "                  "                  von 100 Hektar und darüber.   |

Nehmen wir nur an, die letzteren Betriebe, also diejenigen mit 100 Hektar und darüber landwirtschaftlich benutzter Fläche, würden zur Hälfte parzelliert in Anbaustellen, so würden, da die gesamte nutzbare Fläche dieser Güter 7055018 Hektar betrug, wenn man rechnet, daß zur Hälfte Anbaustellen zu 20 Hektar, zur Hälfte Anbaustellen zu 1 Hektar geschaffen werden, aus 3527509 Hektar durch zwei = 1763755 = 88187 Wirtschaften zu 20 Hektar und 1763755 Wirtschaften zu 1 Hektar, im ganzen 1851940 bäuerliche und Kleinwirtschaften geschaffen werden können. Sollte

die Zahl von 1 und 20 Hektar zu klein erscheinen, so ist dazu zu bemerken, daß auch viele Wirtschaften unter 100 Hektar im jetzigen Verlauf der Kolonisation aufgeteilt werden, so daß die Berechnung, auch wenn die Flächengröße erhöht würde, annähernd die gleiche bliebe, und wenn auch in Wirklichkeit die Ausmessungen meist andere wären, dürfte man doch auf  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Millionen Gründungen kommen.

In der Zeit der größten Abwanderung, im Jahre 1881, hatten wir 210547 Auswanderer nach dem überseeischen Ausland, darunter 87312 weibliche Personen. Wir können vielleicht annehmen, daß hierunter 30 bis 40000 für ländliche Siedlung geeignete Familien waren. Bei nur einer Million Gründungen könnte sich bei Aufteilung der größten Güter zur Hälfte, also 20 Jahre, ein Auswandererstrom von 50000 ländlichen Familien auf die größten Güter Deutschlands ergießen. Daraus ergibt sich, daß, abgesehen von der Frage, welche wir als offen betrachten wollen, ob dadurch mehr Nahrungsmittel für das deutsche Volk geschaffen würden, die Verminderung der großen Güter nicht gut mit einem Schläge betrieben werden kann, sondern eine Frage der allmählichen Entwicklung ist, und daß es an Ansiedlungsmöglichkeiten in Deutschland nicht fehlt, besonders wenn man noch die großen Flächen der Öbländereien, die jetzt zum Teil durch Gefangene nutzbar gemacht werden, mit in Betracht zieht.

Wir sind dabei von der Annahme ausgegangen, daß zur Siedlung nur ländliche Familien geeignet sind und im allgemeinen nicht städtische Familien, welche zur Zeit von industriellen Krisen brotlos geworden sind. Es liegt also kein ernsthaftes koloniales Siedlungsbedürfnis für uns vor, wenn wir die Kolonisation im eigenen Lande ihren ruhigen Gang weitergehen lassen. Einzelne, alle Jahre ein paar hundert, die für koloniales Leben Interesse haben und die Kolonien schon als Soldat bei der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika oder als Unteroffizier kennen gelernt haben, werden vorzüglich für Besiedlung der Kolonien bei den beschränkten Siedlungsmöglichkeiten geeignet sein. Mehr braucht unsere Landwirtschaft nicht. Wenn dann noch mancher Landwirt, welcher aus dem größeren und mittleren Besitz stammt, sich in den Kolonien eine Pflanzung oder Farm gründet, so wird die übermäßige, zu höheren Preisen vielfach führende Nachfrage besonders nach Gütern mittlerer Größe im eigenen Lande sich vermindern. Daran hat auch unsere Landwirtschaft Interesse, so daß ebenso wie beim Ersatz der heimischen Bodenproduktion durch koloniale Stoffe auch eine Erweiterung der Möglichkeit für junge Landwirte geschaffen wird, das Ziel der meisten strebsamen Menschen zu erreichen, sich eine möglichst selbständige und verantwortungsvolle Tätigkeit, lieber noch auf eigene Rechnung als auf fremde, zu erringen.

Wenn nun Landwirte aus größeren Wirtschaften in die Kolonien gehen, werden sie nicht das Streben haben, die Güterpreise bei uns in die Höhe zu treiben. Ein besonderes Abschiebungsbedürfnis von landwirtschaftlichen Kleinsiedlern ist auf Jahrzehnte hinaus nicht vorhanden. Es brauchen nur diejenigen hinaus, denen die deutsche Unternehmungslust im Blute steckt, die deswegen auch die deutschen Kolonien besonders fördern können.

Im ganzen sehen wir daraus, daß unsere Landwirtschaft mehr Interesse daran hat, die heimische Bodenproduktion aus den Kolonien für eigene Bedarfsartikel zu ergänzen, als Auswanderungs- und besonders geeignete Siedlungsgelegenheiten zu schaffen, während mehr gelegentlich gebotene Expansionsmöglichkeiten auch hier mit Freuden zu begrüßen wären.





## Skizzen aus Westafrika.

Von H. Küster.

### I.

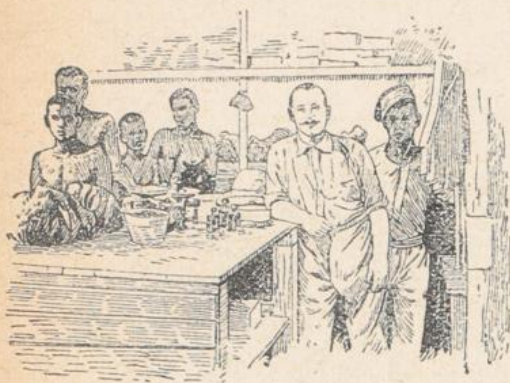
### Mein erster Tag im Dienst.

Mit einem sogenannten Pulverdampfer der Woermann-Linie — die Ladung bestand in der Hauptsache aus Schießpulver in Fässern — war ich nun vier Wochen unterwegs gewesen. Die Reise war hochinteressant und belehrend durch das an der afrikanischen Küste fast täglich wechselnde Bild der verschiedenen Hafenplätze. Fast überall kamen und gingen farbige Deckpassagiere und man lernte so die mannigfachsten Typen der Bevölkerung dieser Seite des schwarzen Erdteils kennen. Das untere Deck war ihnen überlassen und sie richteten sich hier mit dem freimütigen Anstand der Naturkinder häuslich ein. Ihre Sitten und Gebräuche zu beobachten, ihrem Singen und Plappern zu lauschen, wurde man zuerst nicht müde. Die Gelegenheit, schon jetzt das Pidgin-Englisch, die Verkehrssprache zwischen Weißen und Schwarzen, zu erlernen, ließ ich mir nicht entgehen, und ich hatte an dem Ersten Offizier unseres Dampfers, dem die Regelung der oft schwierigen Zahlungsverhältnisse, Verpflegung usw. oblag, einen vortrefflichen Lehrmeister. Wo sich Zeit und Gelegenheit bot, war ich ans Land gegangen und mir wird die Brandung von Bonte in Togo unvergeßlich sein. Damals war die Landungsbrücke noch nicht vorhanden und man wurde in „Brandungsbooten“ ans Ufer gerudert. Einem glücklichen Stern, der Tüchtigkeit unserer Bootleute und — einem bei Antritt der Reise versprochenen fürstlichen Trinkgeld hatten wir es zu danken, daß wir in der Brandung nicht kenterten, sondern heil und gesund, wenn auch von Rässe triefend, wieder an Bord gelangten. Der letzte meiner Reisegefährten hatte sein Ziel erreicht, und nun, richtig reiseermüde und des Schlaraffenlebens auf dem Schiffe überdrüssig, sehnte ich mich nach geregelter Arbeit.

Wir hatten mit anbrechender Dunkelheit den letzten Hafenplatz verlassen, und morgens, die Sonne tauchte eben aus ihrem feuchten Meeresbette auf, erreichten wir die Reede, wo auch mir die Trennungsstunde schlagen sollte. Allerlei Gedanken kamen mir. Wie werde ich mich in die so neuen, fremden Verhältnisse finden? Werde ich lebend, werde ich gesund die Heimat wiedersehen?

Von den Schattenseiten, dem Klima und den sonstigen Schrecknissen der vor mir im Sonnenschein liegenden Küste, hatte ich bereits genug gehört. Vom Dampfer, der vor der Brandung schwer stampfte, konnte man mit dem Fernrohr das Land erkennen. Von dem Grün des gleich hinter dem Strand beginnenden Urwaldes hoben sich die wenigen weißen Häuser leuchtend ab. Nun war der Ankerplatz ausgelotet und zum letzten Male hörte ich das Kommando „Scheet de Kanon aff!“ Mit dem Knall des Schusses rasselte der Anker in die Tiefe. Die Winden klapperten und die Boote wurden ins Wasser geschwungen, um sofort beladen zu werden. Ein für unsere Firma bestimmter großer eiserner Leichter wurde der Einfachheit halber von oben ins Meer gelassen. Vom Strande näherten sich bereits einige Boote. Da sich zu meiner Abholung niemand einfand, hieß es Abschied nehmen. Mit Scherzworten von dem Kapitän und den Offizieren, mit metallischem Händedruck von

den Stewards war die Trennung schnell überstanden. Dann kletterten der Erste Offizier und ich über die Keeling, die schwanke Strickleiter hinunter in das unten heftig auf und nieder tanzende Boot. Eine recht gefährliche, doch mir längst vertraute Sache. Unter dem eintönigen Gesang der schwarzen Ruderer ging es der Küste zu. Nach Passieren der Brandung lief das Boot mit einem starken Ruck auf den Sand. Die Jungen sprangen sofort hinaus und zogen es mit den wiederkehrenden Wellen noch höher auf den Strand. Jetzt wurden wir auf dem Rücken der Bootsleute durch das Wasser vollends ans Ufer getragen und — ich hatte den Ort erreicht, der mir drei Jahre lang Heimat sein sollte. Durch den tiefen Sand wateten wir dem nächsten Hause zu und dort erschien in der geöffneten Tür mein zukünftiger Chef. Schon etwas vertraut mit afrikanischer Kleidertracht, bot doch sein Anblick ein ungewöhnliches, farbenprächtiges Bild dar. Die kleine, ausgemergelte Gestalt, mit ledergelber Haut, war angetan mit einer rosafarbenen weiten Schlafhose, die in weißen Socken steckte. Ein blaues, vorn ganz geöffnetes Sporthemd,



die Ärmel aufgeschlagen, bedeckte den Oberkörper. Auf dem Kopfe hatte er einen roten türkischen Fez und an den Füßen grüne Filzpantoffel. Freundlich uns begrüßend, bot er uns den üblichen Erfrischungstrunk (cocktail). Ich musterte die mir neue Umgebung und ich selbst wurde von den von allen Seiten herbeieilenden Schwarzen einer eingehenden Kritik unterworfen. In aller Form wurde ich nun den Angestellten als der zukünftige Vorgesetzte, dessen Befehlen unbedingt Folge geleistet werden müsse, vorgestellt. Die Schwarzen nannten mich den „Smallmaster“

(kleiner Herr) zum Unterschied von meinem Chef, den „Bigmaster“ (großer Herr). Mein Chef war aber trotzdem körperlich kleiner als ich. Nun bekam mein mir zugewetzter Boy (Diener) den Auftrag, mich auf mein Zimmer im Wohnhause zu führen. Mit dem Bemerkten, meine Garderobe etwas zu vereinfachen und dann so schnell wie möglich mit beiden Beinen ins Geschäft zu springen, wurde ich entlassen. Auf meinem Zimmer fand ich bereits mein Gepäck vor, und ein kurzer Blick genügte, die einfache Einrichtung zu übersehen. Den größten Teil des Stübchens nahm das Bett mit dem darüber halbachtinartig ausgepannten Moskitoneß ein, sonst war nur das Notwendigste vorhanden, wie eine Kommode, Tisch, Waschtisch, zwei Stühle, Spiegel und an den Wänden Garderobehaken. Meine Koffer auszupacken und mich einzurichten, hatte ich keine Zeit. Nach dem Vorbilde meines Chefs und unter dem Einfluß der Hitze gestaltete ich rasch mein Äußeres etwas afrikanischer und meldete mich bei ihm am Strande. Er übergab mir einen großen Bund Schlüssel, einen Paß und Ladefcheine und erklärte mir die verschiedenen Lagerhäuser. So hatten wir getrennte Schuppen für Salz, Pulver, Manufaktur- und Eisenwaren usw. und ein Haus für „Diverse“. Das Ufer bot jetzt den Anblick, als ob ein Schiff gescheitert sei und Kisten, Tonnen, Ballen usw. von den Wellen regellos an den Strand geworfen wären. Nun stand ich bei 35° R Hitze diesem Durcheinander und den mich dumm anglohenden 25 Schwarzen gegenüber. Mein Vorgesetzter war nach den mir gegebenen kurzen Erläuterungen zu seiner Arbeit im Verkaufsladen zurückgekehrt. Schier entgeistert waren die Neger, als ich ihnen in dem ihnen bekannten Englisch meine Anordnungen zurief, und innerlich dankte ich meinem Lehrmeister, dem Ersten Offizier des Schiffes, als es verstanden wurde und die Sache ins Rollen kam. Nachdem die Waren mit den Schiffszetteln verglichen waren, wurden sie in die verschiedenen Lagerhäuser gebracht. Dabei gewann ich auch gleich die Überzeugung, daß die Neger Arbeit in unserm Sinne nicht kennen und das Sprichwort „Zeit ist Geld“ für sie keine Bedeutung hat.

Da der Dampfer für uns nicht viel Ladung gebracht hatte, war ich bald damit fertig, und als die Schiffszettel „stimmend“ gezeichnet waren, ging es zu dem

inzwischen im Wohnhause angerichteten Frühstück. Auf der breiten, um das ganze Haus laufenden Veranda, gegen die Sonne geschützt, stand der einladend gedeckte Frühstückstisch, und die aufgetragenen europäischen Delikatessen mundeten vortrefflich. Getränke aller Art standen zur Verfügung. Dazu das im Sonnenlicht glitzernde Meer, die von der leichten Seebrise sich bewegenden Palmen und der tiefblaue, wolkenlose Himmel, man kam in Versuchung zu rufen: „Wie ist es hier schön in Afrika!“ Bei einer Pfeife Tabak, hingestreckt in den longchairs (Faulenzer, Stühle), erzählte mir mein Vorgesetzter, er sei bereits längere Zeit ohne jede Hilfe gewesen und daher seien die Lager, die Bücher usw. sehr in Unordnung geraten, so daß er sich meiner Ankunft doppelt freue. Er ließe mir nun völlig freie Hand und ich könnte alles nach meinem Dafürhalten organisieren. Zuerst sollte ich neben anderm mit der Lageraufnahme beginnen und außerdem sei gerade jetzt Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden. Und Arbeit gab es denn auch in der folgenden Zeit für mich mehr als genug. Nach dem Frühstück fand ich Gelegenheit, mich mit dem Abfertigen der Trägerkarawanen, welche die Produkte, Gummi und Elfenbein, von unsern Filialen im Innern des Landes brachten, unter Anleitung meines Chefs zu befassen. Die Lasten wurden nachgewogen und mit der Faktura verglichen. Dann wurden Lasten zu 50 Pfund wieder fertiggemacht und nach Möglichkeit die Wünsche der Faktoreileiter berücksichtigt. Verlangte Artikel, die bei uns nicht mehr am Lager waren, wurden durch andere ersetzt, und dazu gehörte, wie ich bald herausfand, eine eingehende Kenntnis der Bedürfnisse der in den verschiedenen Landschaften wohnenden Eingeborenenstämme. So wurde



Schimpanse.

z. B. von einem Volk im Innern gern Rum gekauft, von einem andern aber verschmäht; diese bevorzugten rote Perlen, jene schwarze oder blaue; hier wurde Messingdraht momentan viel gehandelt, dort konnte man alles für Salz haben; diese Stämme wünschten nur blaue, einfarbige Tuche, andere nur rotgemusterte, usw. Außerdem mußte man so ungefähr wissen, wie umfangreich die Läger auf den Faktoreien waren mit Bezug auf die verschiedenen Artikel. Die Träger waren im Innern angeworben und erhielten an der Küste die Bezahlung für volle Belastung hin und zurück. Außer dieser Bezahlung, die in Waren bestand, bekamen sie noch Beköstigung für die Rückreise in Gestalt von Reis, getrockneten Fischen, Rum, Salz und Tauschartikeln, und man mußte die Preise aller dieser Artikel kennen und wissen, welche Sachen in Frage kamen. Nachdem alles geregelt war, wurde die Faktura ausgefertigt, der Begleitbrief geschrieben und dem headman (Anführer) ausgehändigt. Zwischendurch kamen noch kleinere und größere Karawanen, die für eigene Rechnung reisten und Produkte brachten. Da der Neger der geborene Händler ist und sich von dem Wert der von ihm gebrachten Ware teilweise einen übertrieben hohen Begriff macht, auch durch allerhand Schliche und Pisse das Gewicht des Gummis und Elfenbeins zu erhöhen versucht, gestalteten sich diese Geschäfte recht zeitraubend. Es hieß dabei eine eiserne Ruhe verbunden mit bestimmter Freundlichkeit zu bewahren. Wenn auch nur in ihrer Einbildung schlecht bedient oder ungeduldig, unfreundlich behandelt, so erzählten es diese Leute auf dem Heimwege jedem ihnen begegnenden Trupp und der Schaden war groß. Dazu kam, daß der Schwarze gewohnt ist, nach Abschluß eines Geschäfts ein Geschenk zu erhalten. Dies war aber durch Vereinbarung der Firmen untereinander bei einer Geldstrafe, aus leicht erklärlichen Gründen, untersagt, und man mußte sich einiges Geschick darin aneignen, den „Kunden“ über diesen etwas schmerzlichen Punkt hinwegzuhelfen. Im Innern wurde dieses Geschenk gleich mit kalkuliert, wogegen es an der Küste, der Konkurrenz wegen, nicht angänglich war. Doch erfreute sich unser Haus eines vorzüglichen Rufes bei den Farbigen, und voll Neid sahen die andern Firmen, wie es in unserer yard (Hofplatz) eigentlich nie leer wurde.

Großen Schwierigkeiten sah ich mich dergestalt gegenüber. Dann kam dazu noch eine Dollarrechnung, nach der ein Dollar auf der einen Seite ein bestimmtes Quantum Produkte, auf der andern europäische Waren bedeutete. Bares Geld kursierte recht wenig. Schnell war es Mittag. Nach einem geradezu üppigen Mahle wurde auf den auf der Veranda überall herumstehenden Liegestühlen oder in den Hängematten ein kurzes Mittagschläschen gemacht. Dann wurde wieder intensiv bis 5 Uhr gearbeitet. Da es gerade Sonnabend war, so erhielten die Arbeiter auch ihre Wochenrationen, bestehend in einem bestimmten Quantum Reis, Blättertabak, Rum, Salz, getrockneten Fischen und Tauschartikeln, wie Kalkpfeifen usw. Je nach ihrer besonderen Arbeit, ihrer Arbeitszeit oder ihrem Alter war die Menge verschieden groß und ich mußte fleißig Notizen machen. Rum war auch dieses erledigt. Ein schneller Rundgang überzeugte mich, daß alle Fenster und Türen verschlossen waren, und jetzt lechzte der Körper förmlich nach einem kühlen Bade. Doch nicht im Meere, sondern in einem im Schatten liegenden Badehäuschen wurde durch ein Brause- und Wannenbad in einer Quelle entnommenem Wasser der Körper erfrischt. Im Meere wurde nicht gebadet, weil die Haut durch das andauernde Schwitzen zu empfindlich ist und man den „Roten Hund“, eine heftig und lange Zeit juckende Hauterkrankung, sich zuziehen würde; auch waren die Quallen und zuweilen Haifische eine unangenehme Zugabe. Als ich von der schmutzigen, schweißdurchtränkten Kleidung befreit, angeregt durch das Bad, in einen reinen, leichten Schlafanzug (pyjama) schlüpfte, stellte sich auch ein gesunder Hunger ein und rasch ging es zum Abendessen. Später erschienen die Nachbarn, um den neuen „Küster“ (hergeleitet von Küste) zu begrüßen. Bei einer nicht endenwollenden Ananasbowle wurde natürlich von der Heimat gesprochen, die durch mich den Leuten wieder nähergerückt war. Es wurde gesungen und die alten „Afrikaner“ gaben manches interessante Erlebnis zum besten. Doch endlich war auch der reichhaltige, mannigfache „Stoff“ erschöpft und der letzte Gast wurde durch seinen Boy heimgeluchtet. Kurz wurde noch das kommende Tagewerk besprochen und ich konnte jetzt mein Zimmer, in dem mich mein Boy erwartete, aufsuchen. Recht eigenartig nutete es mich an, als ich mich unter das Moskitoneß zum Schlafen niederlegte. Der Raum innerhalb dieses Netzes war durch heftiges Wedeln mit einem Tuche von meinem Diener „moskitorein“ gemacht worden. Lange wollte sich, trotz der Müdigkeit, kein Schlaf einstellen. Das ungewohnte Donnern des Meeres gegen die Küste, das Konzert von unzähligen Zikaden und Grillen, die undefinierbaren Geräusche, die aus dem nahen Urwalde tönten, das Toben, Singen und Trommeln der Schwarzen in den Unterkunftshäusern, dazu die nachts herrschende, beinahe unerträgliche Hitze bewirkten, daß ich mich schlaflos auf meiner Kopfkissenmatratze umherwarf. Der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht betrug nur 2 bis 3 Grad und nachts strömte die feuchte, schwüle Luft aus dem Walde dem Meere zu, während tagsüber die sengende Hitze durch einen Luftzug vom Meere gemildert wurde. Doch endlich, mir schienen Stunden vergangen zu sein, erbarmte sich Gott Morpheus meiner und zauberte mir im Traume Bilder aus der fernen Heimat vor.

## II.

### Schlangeneßen.

An einem breiten Strome, eingebettet in ausgedehnte Mangrovwaldungen, lag unsere Faktorei, bestehend aus dem Wohnhaus mit dem Store, Lagerschuppen von ansehnlicher Größe, Arbeiterwohnungen, Werkstätten, einem Landungssteg mit Kran und mehreren Viehställen; dazu ein Slip für unsere Barkassen und andern Fahrzeuge. Bei Ebbe ragten die Wurzeln der Mangroven in einem fast undurchdringlichen Gewirr bis über Mannshöhe aus dem Schlamm heraus. Man konnte auf diesen Wurzeln oder im Kanu unter Benutzung der Rinnale tief in das Innere dieser Sumpflandschaft, die durch bunte Vögel, Schmetterlinge, Papageien, Krokodile und Schlangen belebt war, eindringen. Da wir zahlreiche Enten, Hühner und Schafe hielten, so waren die Krokodile und Schlangen recht häufig unbetene Gäste bei uns.

Eines Tages arbeitete ich mit einigen Boys, worunter man schwarze Arbeiter aller Altersklassen versteht, im Lagerichuppen, als plötzlich auf dem Plage zwischen den Häusern ein großes Geschrei anhub, unterbrochen von dem kläglichen Blöken der Schafe. Die Jungen stürmten aus dem Schuppen heraus, und der letzte, den ich noch eben erwischen konnte, rief mir zu: „Big Snake liif.“ (Eine große Schlange ist da.) Schnell holte ich meinen Karabiner aus dem Wohnhause und lief dem Geschrei der Jungen nach. Unterwegs erblickte ich ein von der Schlange erdrücktes ausgewachsenes Schaf. In der Eile glitt ich von den feuchten Wurzeln der Mangroven ab und stak mit beiden Beinen in dem zähen Schlamm; ich arbeitete mich weiter und erblickte bei einer Biegung das eigenartige fesselnde Bild des Kampfes der Boys mit der Riesenschlange. Diese hatte aufgebäumt, und während sie mit weit aufgerissenem Rachen und mit Stößen nach allen Seiten sich der Angreifer zu erwehren suchte, schlichen sich einige Leute von hinten heran und trennten durch furchtbare Hiebe mit den haarscharfen, von ihnen gewandt gehandhabten Zuckerrohr-Hauern die Ringe der Schlange von dem Stamm, nach jedem Hieb zurückspringend. Dabei herrschte ein Tumult und eine Aufregung sondergleichen.

Die funkelnden Augen, die athletischen, nackten, schlammbespritzten Körper der Jungen in ihren tollkühnen Sprüngen, dabei die unvergleichliche, üppige Tropenvegetation mit ihren satten Farben und über allem die Sonne in ihrer strahlenden Helle, dies alles gab ein so überwältigendes Bild, daß ich zum Gebrauch des Gewehres nicht kam. Dies wäre auch gefährlich gewesen, weil ich leicht einen der sich wie toll gebärdenden Boys hätte treffen können.

Nun war das Ende des Dramas da, und beladen mit den noch zuckenden Teilen des riesigen Schlangenkörpers zogen wir unter dem Jubel der Jungen in die Faktorei ein. Die Schlange war von einer Länge und Dicke, wie ich sie in zoologischen Gärten noch nicht gesehen habe.

Jetzt machten sich alle Leute an das Enthäuten und Ausweiden des Kadavers, und ich wurde gebeten, zur Feier des Tages eine Extraration Salz zu stiften. Auf meine erstaunte Frage bekam ich zu hören, daß sofort mit dem Essen begonnen werden sollte. An wirkliches Arbeiten war nach dem Abenteuer doch nicht zu denken, und so ließ ich mich nicht lange bitten, gab ihnen das Salz und wünschte guten Appetit zum Schlangenessen. Ein mir gutmütig angebotenes Filetstück lehnte ich bestens dankend ab.

Der Heißhunger der Schwarzen auf Fisch- oder Fleischkost ist infolge ihrer vorwiegend vegetarischen Lebensweise derartig, daß man sagen kann, sie essen beinahe alles. Als ich ihnen einmal Vorhaltungen darüber machte, wie sie Ratten und Mäuse verschlangen und sich über den angetriebenen Kadaver eines Krokodils hermachen wollten, antworteten sie, es sei doch meat (Fleisch), also könnten sie es doch essen. Und so wird denn von ihnen alles gegessen, was da flucht und krencht und was man allenfalls in ihrem Sinne als Fleisch bezeichnen könnte. So sah ich sie Affen, Hunde, Katzen, Papageien usw. mit dem größten Wohlbehagen verspeisen, und man wird sich danach nicht wundern, noch von Menschenfressern in Westafrika zu hören, wenn vielfach bei ihnen wohl auch religiöse Gründe mitsprechen.

Eine recht sonderbare Meinung erhielten meine Boys eines Tages von den Weißen im allgemeinen und im besonderen von mir.

Die Affäre mit der Riesenschlange war schon längst vergessen und das Tier selbst ohne Schaden verdaut, als ich zum Frühstück einige tins (Konjervendojen) zum Öffnen ausgab.

Ganz überrascht und entsetzt stürzte der Koch in mein Zimmer und erzählte, in dem einen Tin seien Stücke einer ihm unbekanntem Schlange, ob ich das wüßte und ob ich die essen wollte. Ich hätte ihnen doch neulich gesagt, wir Weißen äßen kein Schlangenfleisch. Meine Erklärung, daß das keine Schlange, sondern eine Art



Fisch sei (Mal in Öl), wurde mit ungläubigem Lächeln aufgenommen, und die Jungen haben es jedenfalls nicht begreifen können, daß ich diese dünne „Schlange“ verzehrte und das mir von ihnen vor einiger Zeit angebotene tüchtige Stück der erlegten Schlange ausschlug.

### III.

#### Weihnachten im Busch.

Weihnachten des Jahres 19.. nahte heran. Ich leitete damals eine Faktorei im Innern Kameruns. Inmitten zweier großer Dörfer beherrschte mein etwas erhöht liegendes Wohnhaus die Umgegend. Die Urwaldvegetation trat bis dicht an die Dörfer heran. Da mein nächster weißer Nachbar über drei Tagereisen von mir entfernt wohnte, so unterblieb das häufige Besuchen aus naheliegenden Gründen.

Unter meinen Stamarbeitern, Weyboys aus Liberia, machte sich bereits tagelang vorher eine freudige Bewegung im Hinblick auf das Fest bemerkbar. Ein lebhafter Meinungsaustrausch fand darüber statt, ob sich ihr jesiger „Massa“ wohl so nobel zeigen würde, wie sie es in vorhergehenden Jahren bei andern Herren gehabt hatten. Auch Erinnerungen an gewesene Feste wurden wieder munter. Auf meine Frage, was sie denn unter dem Christmas-Fest verstanden und wie sie sich seine Feier gedacht hätten, erwiderten sie, dann brauchten sie tagelang nicht zu arbeiten, ich würde ihnen ja plenty (viel, viel) Rum und Tabak, auch ein großes festliches Essen geben, und fortwährend könnte „play“ (Spiel, Gesang, Tanz) gemacht werden. Damit hatten sie dann den Idealzustand der westafrikanischen Neger erreicht. Mir selber war gar nicht so festlich zumute. Die Weihnachtspost war immer noch nicht eingetroffen, meine Vorräte waren aufgezehrt, und der neue Proviant blieb wie gewöhnlich länger aus als erwartet. Für alle Fälle hatte ich mir jedoch eine Flasche Wein zurückgelegt. Dazu kam das Bewußtsein, ganz allein, ohne eine mitfühlende „weiße Seele“ gerade diesen Tag erleben zu müssen. Von meinem Nachbar hatte ich nämlich erfahren, daß er eine längere Kontrollreise unternommen habe.

Endlich brach der Weihnachtstag an. Die Hoffnungen und Wünsche meiner Jungen wurden am frühen Morgen prompt vom Weihnachtsmann erfüllt und nun entwickelte sich auf dem Hofe meiner Faktorei ein echt afrikanisches wild-fröhliches Leben und Treiben. Selbstverständlich nahmen die Bewohner der beiden Dörfer in zwangloser, ausgiebiger Weise daran teil, denn der Versuchung mitzufeiern kann der Neger nicht widerstehen. Bald wurde ich durch die afrikanische Trommeltelegraphie von dem Herannahen einer großen Karawane unter Leitung eines Weißen benachrichtigt, und nicht sehr lange dauerte es, so konnte ich in dem an der Spitze Marschierenden zu meiner großen Freude meinen Nachbar erkennen. Er hatte es an diesem Tage doch nicht so allein im „Busch“ aushalten können, und da auch sein europäischer Proviant zu Ende war, so hatte er gehofft, bei mir ein recht feucht-fröhliches Weihnachtsfest feiern zu können. Nun, daraus wurde allerdings nichts. Aber festlich und froh war es trotzdem. Ein Hammel mußte sofort sein Leben lassen, einige Hühner wurden geschlachtet, und als wir an festlich geschmückter Tafel saßen, vor uns die letzte Flasche Wein, waren wir auch zufrieden. Dann wurde geschlafen, um die größte Hitze vorübergehen zu lassen. Nachmittags gab's Kaffee, und zum Abendessen, das im wesentlichen dasselbe Gesicht wie das Mittagessen zeigte, tranken wir das in Afrika so beliebte limeswater (Zitronenwasser). Zwischendurch belustigten wir uns an dem Treiben der Schwarzen. Noch lange nach Mitternacht saßen wir beim dampfenden Tee, während zu uns herein das nicht endenwollende Singen und Trommeln der Schwarzen tönte. Manche Pfeife wurde leer geraucht, manches Lied rang sich aus dem Schatze der Erinnerungen los, und immer wieder fanden wir Stoff zum Plaudern über die Heimat, über die Lieben daheim.

Später hatte ich unmittelbar an der Küste eine herrlich gelegene Faktorei zu verwalten. Schlanke Palmen wiegten ihre Wipfel in der warmen, vom Seewinde leicht bewegten Luft, gleichmäßig donnerte der Ozean gegen die Felsen und der Urwald drängte sich bis dicht an das Ufer des Meeres. Wieder war es Winter geworden, d. h. es herrschte die heißeste Zeit des Jahres. In Gedanken erwog man

bereits, wie sich wohl in diesem Jahre das Weihnachtsfest gestalten würde. Da, einige Tage vor dem Fest, kam ein Eilbote von der Zentrale; der Hauptagent ließ mich zu sich bitten. Schnell das Pferd gesattelt, und in schlankem Trabe, links den Urwald, rechts die See, erreichte ich nach Durchquerung einiger Flüsschen in wenigen Stunden mein Ziel. Hier wurde mir nun folgendes eröffnet: Die afrikanische mündliche Post, auch Buschklatsch genannt, hatte meinem Chef zugetragen, daß einer meiner Kollegen, der im Innern auf einsamer Buschfaktorei arbeitete, heftig erkrankt sei. Ein kürzlich dort durchreisender Unteroffizier der Schutztruppe, der auch krank war, habe nun der Befürchtung Raum gegeben, daß der betreffende Herr, nach seinem damaligen Aussehen, heute wohl kaum noch zu den Lebenden gerechnet werden dürfte. Seinen Posten habe er trotz Zuredens des Unteroffiziers nicht verlassen wollen und, so schloß der Hauptagent seine Ausführungen, es sei Eile dringend geboten, damit das große Warenlager nicht ohne Aufsicht bliebe. „Sie sind der einzige, der das dortige Geschäft und die Gegend kennt, und falls Herr D. wider Erwarten noch am Leben ist und sein Zustand es erlaubt, so schicken Sie ihn unverzüglich an die Küste. Falls er bereits gestorben ist, so wissen Sie ja auch, was zu tun ist.“ Zum Troste und als Weihnachtsgeschenk gab er mir noch eine Kiste Zigarren und eine Flasche besonders guten Kognak. Als alles Nötige besprochen war, ritt ich wieder heim. Meine Gefühle zu schildern, als ich trübsinnig im Dunklen am Ufer des Meeres entlang trabte, dürfte mir heute schwer fallen. Am andern Tage ging es an der Spitze einer erlesenen Trägerschar in den Urwald hinein. Der strömende Regen verbesserte die Stimmung auch nicht, und mißmutig patschten die Träger hinter mir her. Wer es nicht selbst erlebt hat, wird die Strapazen kaum begreifen, die ein Marsch im Urwald bei Regenwetter verursacht. Rässe überall, sogar die Kleidung in den Blechkoffern wird feucht. Feuer ist abends an den Lagerplätzen nicht anzuzünden, kaum mag man etwas „kalte Küche“ zu sich nehmen. Den Luxus eines Zeltes kannten wir Kaufleute nicht. Auf kaum erkennbaren Pfaden geht es vorwärts, Sümpfe und Moräste werden passiert, reißende Flüsse müssen durchwaten oder durchschwommen, gefallene Baumriesen überklettert werden. Bergauf, bergab geht es und man hat Gelegenheit, sich über den Orientierungssinn der Schwarzen zu wundern. Endlich, nach Tagen, hatten wir den geschlossenen Urwaldgürtel hinter uns und konnten nachts unter Dach und Fach, d. h. in den verräucherten Negerhütten, schlafen. Und in solcher Hütte feierte ich Weihnachtsabend. Reiche Genüsse und große Annehmlichkeiten hatte ich ja nicht zur Verfügung, aber immerhin bereitete es mir eine große Freude, daß ich die Briefe meiner Lieben beim dürftigen Schein einer Laterne lesen konnte. Sie waren mir durch Eilboten von der Küste nachgesandt worden und kamen, wenn auch spät abends, doch noch rechtzeitig in meine Hände. Und so habe ich denn, ungeachtet des lauten Nachtlebens des nahen Urwaldes, still und friedlich, im Geiste in der Heimat weisend, Weihnachten gefeiert. Kein Lichterbaum, kein Gabentisch waren mir bereitet und doch zog die Weihe der Heiligen Nacht in mein Herz hinein.

Bald näherten wir uns dem Ziel meiner Reise. Von mir eingezogene Erkundigungen widersprachen sich und konnten mir die Gewißheit nicht geben, ob mein Kollege noch am Leben sei, und klopfenden Herzens zog ich eines Tages endlich in das Dorf, in dem mein Freund wohnte, ein. Die Einwohnerschaft, die mich von früher kannte, begrüßte mich stürmisch, und als ich hörte, daß „Massa“ D. noch am Leben sei, ging es im Lauffschritt dem am Ende des Dorfes erhöht liegenden Hause zu. Die Tür öffnete sich und in ihrem Rahmen stand, auf zwei Stöcke gestützt, ein alter, ausgemergelter, vollbärtiger Mann, in dem ich nur mit Mühe meinen Kollegen erkennen konnte. Vor Freude liefen ihm die Tränen über die Backen, daß gerade ich, wie er es sich ausgemalt hatte, gekommen war; kaum wollten die zitternden Knie ihn noch tragen. Auch mich übermannte die Freude, und Wehmut mischte sich



hinein über den bejammernswerten Zustand, in dem derjenige sich befand, den ich zuletzt gesund und kraftstrotzend gesehen hatte. Nach aufmerksamer, guter Pflege — ich hatte Medikamente, stärkende Weine usw. mitgebracht — erholte er sich so weit, daß er später die Reise nach der Küste in der Hängematte aushalten konnte. Hier erreichte er gerade noch einen nordwärtsgehenden Dampfer und kam damit glücklich in die Heimat.

Wieder befand ich mich im Innern des Landes, weitab von jeglicher Kultur. Mein Verkehr beschränkte sich auf einen in der Nähe wohnenden baumlangen, dünnen Norweger. Um die Weihnachtszeit des Jahres 19.. fühlte dieser sich nicht recht wohl und hatte bald Anzeichen des sich einstellenden Malariafiebers. Als alte Afrikaner legten wir diesen nicht viel Gewicht bei, doch immerhin sah ich mich gezwungen, die Vorbereitungen zum Fest allein zu treffen. Der Weihnachtstag brach an; er wurde von den Schwarzen in der üblichen Weise durch Essen, Trinken und Tanzen verbracht. Spiele und Sportkämpfe, die ich veranstaltete und wofür ich kleine Preise stiftete, belustigten mich sehr. Nach dem Mittagessen besuchte ich meinen Nachbar und fand, daß sich sein Zustand wohl verschlimmert hatte, daß aber doch zu ernstlicher Besorgnis Veranlassung nicht vorhanden war. Auch war es nicht sein erstes Fieber, wie er mir noch lächelnd versicherte. Nun suchte ich einige in der nahen Umgebung gelegene herrliche Aussichtspunkte auf. Weithin schweifte mein Auge über bewaldete Berge, silberhelle, rieselnde Fließchen und die in das Grün eingebetteten braunen Hütten der Eingeborenen. Dazu der lachende, klare Himmel. Ein von mir immer wieder gern gesehenes Bild. Eben vor der so früh einsetzenden kurzen Dämmerung erreichte ich mein Haus wieder. Die Stunden des Abends vergingen schnell mit Lesen und Rauchen und bald nach dem Abendessen begab ich mich zu Bett.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als an die Haustür gepocht wurde. Nachdem ich öffnete, stand dort der Hausboy meines Nachbars. Atemlos vom Laufen und vor Entsetzen bebend, rief er: „My Massa lif for die, he wants kill us.“ (Mein Herr ist im Begriff zu sterben, er will uns töten.) Ich erfuhr dann, daß Herr T. in seinen Fieberdelirien mit dem Revolver umhergeschloß, tobte und phantasierte. Nun war Eile geboten. Mit einigen Jungen, auf die ich mich einigermaßen verlassen konnte, machte ich mich auf den Weg. Wir hatten Urwald zu durchwandern und einen reißenden Fluß auf darübergelegten Baumstämmen zu passieren. Bei der herrschenden Dunkelheit und dem flackernden Licht und unter den gegebenen Verhältnissen kein schöner Spaziergang. Das Getier der Nacht wurde aufgeschreckt und man hörte nicht zu erklärende Töne und Geräusche. Endlich sahen wir das erleuchtete Haus und vernahmen das Toben und Schießen des Kranken. Furchtsam drängten sich die Schwarzen an mich heran. Als ich in einiger Entfernung Herrn T. bei seinem Namen rief, antwortete er sofort mit einem Schuß nach der Richtung, in der wir uns befanden. Nun war guter Rat teuer und es hieß vorsichtig sein. Da das Haus aus Bambusstäben bestand, deren Verbände sich im Laufe der Zeit gelockert hatten, so konnte man ziemlich gut die Räume übersehen. Während ich durch Steinwürfe, die prompt durch Schüsse erwidert wurden, die Aufmerksamkeit des Erkrankten nach der einen Seite lenkte, durchschnitten meine Jungen geräuschlos die Stäbe an der entgegengesetzten Seite des Hauses. Nur das Versprechen einer extra großen Ration konnte sie zu diesem immerhin gefährlichen Tun veranlassen. Nachdem ein genügend großes Loch geschaffen war, achtete ich genau darauf, wann die Kammer des Revolvers leergeschossen war, und nach dem letzten Schuß drangen wir durch die Luke der Hauswand auf den Kranken ein. Nach einem erbitterten Kampfe, bei dem es reichlich Püffe und Stöße von seiten des in seinem Fieber riesenstarken Norwegers regnete, konnten wir ihn gefesselt auf sein Bett legen. Damit schien auch sein Toben gebrochen und das Fieber lenkte in andere Bahnen ein. Wie hatte der arme Mensch sich in den wenigen Stunden seit meinem letzten Besuch verändert. Erst jetzt sah ich, daß er ein künstliches Gebiß getragen hatte, das aber verloren gegangen war. Dadurch hatte sein verzerrtes Gesicht einen noch schrecklicheren Ausdruck bekommen. Die stieren Augen waren blutunterlaufen und der Schaum stand ihm vor dem Munde.

Nun blieb mir nichts anderes übrig als bei ihm zu wachen und, soweit es in meinen Kräften stand, ihm Erleichterung zu schaffen. Unartifizielle Laute,

Schmähungen gegen mich und alle Welt entfuhrn seinem zahnlosen Munde, dann schien sein Geist im Etternhause zu weilen und bald weinte er wie ein Kind. Dies ging so stundenlang. Trübselig brannte die Lampe, langsam, entsetzlich langsam verging die Nacht und erschütternd waren die letzten Kämpfe des Erkrankten.

Als die kurze, bleiche Morgendämmerung heraufkroch, hatte er ausgelitten und ich drückte ihm die Augen zu.

Nun sandte ich Eilboten nach der Küste und der nächsten, tagweit entfernten Militärstation. Bald mußte ich, der schnellen Auflösung wegen, den Toten bestatten. Unter hochaufragenden Palmen fand ich einen stimmungsvollen Begräbnisplatz, und in ein weißes Laken gehüllt, überantwortete ich ihn seinem Grabe. Dort möge er in fremder Erde, fern der Heimat, sanft ruhen! Jetzt endlich konnte ich müde und matt mein Haus wieder aufsuchen und ernste Gedanken bewegten mich. Hatte der Tod meines Nachbars mir doch wieder gezeigt, welchem Schicksal auch ich ausgesetzt war, und immer zu Weihnachten besuchen meine Gedanken auch das ferne Grab im schwarzen Erdteil.



Europäerfriedhof in Garua.

## Sicke und Gründer.

(Von den Franzosen in Marokko erschossen.)

### Von Caliban.

Umsonst all unser heißes Flehn und Tränen und Gebete —  
Des letzten Morgens Silberhauch weht um die Minarette,  
Des letzten Morgens Sonne wird sich in vier Augen spiegeln,  
Die adlig deutsche Treue nun mit ihrem Blut besiegeln.

Das war's, wes man sie schuldig fand: daß sie im wüsten Toben  
Rühn ausgeharrt und vorm Gericht noch kühn den Blick erhoben,  
Daß niemand reich genug, ihr Herz, ihr treues Herz zu mieten,  
Daß sie nicht judasseige Gott und Vaterland verrieten.

Falsch Zeugnis, feiles Richterpack, befohlen ihr Verderben...  
Der Morgen funkelt silberblau... Sie wußten stolz zu sterben.  
Der eine sprach: „Zielt gut, doch löst vorm Schuß mich aus den Stricken!“  
Sprach sein Genoss: „Ihr schämt euch nicht, mir ins Gesicht zu blicken?“

Ihr schämt euch nicht — ihr wähet die Tat verschollen im Gewimmel;  
Ich aber sage euch: Dies Blut schreit wie Orkan zum Himmel,  
Und dieser Augen letzter Glanz zuckt wie in Wetterflammen  
Empor zu Gott, dem Richter-Gott, und Gott wird euch verdammen.

(Aus dem „Tag“.)

## Eine Erinnerung an den Hereroaufstand in Deutsch-Südwestafrika 1904.

Von Farmdirektor **Weber-Orab.**

Es war am 22. Januar 1904. Beinahe drei Wochen bereits dauerte der Aufstand der Hereros. In Windhuk hatte sich alles versammelt, was noch rechtzeitig aus der Umgegend den plündernden Eingeborenenhorden entfliehen konnte. Die meisten hatten nur das nackte Leben gerettet. Das wertvolle Vieh mußte zurückgelassen werden. Manche hatten die Viehherden in die Berge getrieben und hofften, es so den räubernden Banden zu entziehen. So auch mein Nachbar



Samuel Maharero.



Hendrik Witbooi.

Rusch, dessen Farm Lichtenstein zirka 20 Kilometer östlich von Windhuk liegt. Einige treugebliebene Eingeborene waren bei dem Vieh zurückgeblieben. Am 21. Januar nachmittags brachte nun einer derselben die Meldung, daß Hererobanden doch das Vieh von R. aufgestöbert und in Richtung Schaffluß abgetrieben hätten. Sofort beschloß R., mit einigen Bekannten die Verfolgung der Räuber aufzunehmen.

Von Hauptmann v. Francois, dem damaligen Kommandanten von Windhuk, erhielten wir sofort die Erlaubnis, uns zehn geeignete Bekannte auszusuchen und zu versuchen, das Vieh wiederzuerlangen. Außerdem gab er uns zwei Bastardsoldaten als Führer mit. Mit Tagesgrauen ritten wir unter Führung des Herrn Gouvernementssekretärs v. Miewitecki, zehn Deutsche, zwei Bastardsoldaten und ein Hottentott, mein eingeborener Diener, von Windhuk ab. Es war ein gewagtes Unternehmen, denn von den Außenstationen waren nur spärliche Nachrichten nach Windhuk gekommen. Wir wußten nicht, ob und wo wir auf feindliche Banden stoßen würden, die sogar bis Klein-Windhuk hereingekommen waren und geplündert hatten. Doch wohlgenut ritten wir durch Klein-Windhuk-Avis in die Auasberge hinein. An zerstörten Farmen, Hoffnung, Kapps Farm, Undekaremba, ging es vorüber. Überall ein Bild der Verwüstung und Zerstörung. Doch wir konnten uns nicht aufhalten. Unser Ziel war die Station Hohewarte am Schaffluß. Gegen 10 Uhr vormittags näherten wir uns derselben. Wir hofften, daß sich hierher die geflüchteten Farmer mit ihren Familien zurückgezogen hätten; aber sicheres war nicht bekannt. Hohewarte gehört der Firma v. Brockdorff & Schuster. Es befand sich hier ein Kaufladen. Das auf einer Höhe liegende Farmgebäude war groß und geräumig und geeignet zur Verteidigung gegen Eingeborene. Vorsichtig ging es heran. Da sahen wir von weitem auf dem Hause die schwarzweißrote Flagge wehen, und nun wußten wir, daß sich unsere Landsleute gegen die Feinde behauptet hatten. In schlankem Trabe ging es zur besetzten Station hinauf.

Zubelnd begrüßten uns die Eingeschlossenen, unter denen sich, wie wir gehofft, verschiedene Farmer aus der Umgegend befanden. Seit Ausbruch des Aufstandes waren sie von allen Nachrichten abgeschlossen. Fragen flogen hin und her. Wir erfuhren, daß die Hereros mehrmals die Station beschossen hatten. Doch hatten sie sich niemals nahe herangewagt. Die umliegenden Farmen seien zerstört, alles ausgeraubt.

Nachdem Mensch und Tier sich ausgeruht, ging es am Nachmittag weiter. Wir durften keine Zeit verlieren, wenn wir den Viehräubern den Weg abschneiden wollten. Hier am Schafflusse liegen die einzelnen Farmen nahe beieinander. Überall dasselbe Bild der Verwüstung. Vorsichtig näherten wir uns jedem Gebäude. Aber vom Feinde keine Spur. Alles verlassen. Abgeschlachtetes Vieh, verbrannter Hausrat lag überall umher. Gegen 4 Uhr erreichten wir den Platz des Farmers W. Hier beschloßen wir kurze Rast zu machen und dann nach Hohewarte zurückzukehren, denn ein weiteres Reiten wäre zu gefährlich gewesen, da wir uns der vom Feinde besetzten Gegend näherten. Langsam ging es zurück. An der Spitze, zirka 30 Meter vor uns, die zwei Bastardsoldaten und mein Hottentott. Plötzlich sahen wir dieselben stocken, hin- und herreiten und im Galopp kam einer derselben auf uns zugesprengt. Höchstens vor einer Stunde, lautete seine Meldung, ist ein großer Trupp Eingeborener mit viel Vieh über den Weg gezogen. Die Spur liegt breit und offen da. Nun gab es kein Halten. Wie stark der Feind sei, wurde nicht gefragt. Im Galopp ging es den Spuren nach. Schon nach einer Viertelstunde sah man Vieh zwischen den Büschen weiden, Rauch stieg gen Himmel, Menschen sah man herumlaufen. Wir stießen auf die gänzlich überraschten Eingeborenen, die sich hier zur Nachtrast eingerichtet hatten. Vom Pferde herunter, das Gewehr an die Wade und feuern war eins. Vollständig überrascht, versuchte der zirka 50 Mann starke Feind nur wenig Widerstand. Seine Kugeln gingen zu hoch. Bald wandte er sich zur Flucht, Vieh und alles andere zurücklassend. Unsere Kugeln hatten aber auch zu gut getroffen. Zwanzig tote Hereros blieben auf dem Platze.

Da es dunkel zu werden begann, mußte das Vieh schnell zusammengetrieben werden, um noch vor Einbruch der Nacht Hohewarte zu erreichen. Langsam nur ging es mit dem glücklich erbeuteten Vieh vorwärts. Die Dunkelheit brach herein. Weg und Steg nicht zu sehen. Endlich blizt Licht auf, die Feuer von Hohewarte leuchten uns entgegen. Die Posten riefen ihr „Halt! Wer da!“ Stolz zogen wir mit unserer Beute bei Feuerschein in die Farm ein, wo man uns bereits sorgend erwartet hatte.

Am nächsten Morgen wurde Kriegsrat gehalten. Herr v. Niewitecki, dessen besonnener Führung hauptsächlich der bisherige Erfolg zu verdanken war, sandte Meldung an Herrn Hauptmann v. François und bat um Verstärkung, um nach dem zirka 20 Kilometer entfernten Platze Seeis reiten zu können, von wo auch noch keine Nachrichten eingetroffen waren. In der Nacht bereits trafen zehn Mann von Windhuk ein. Mit Tagesanbruch ging es von Hohewarte ab. Die Spitze, wieder unsere Eingeborenen und zwei Deutsche, Riep und Bachmann, voran. Letzterer fiel wenige Wochen darauf bei dem Überfall bei Ovifokerero. Kurz hinter Hohewarte bereits meldete dieselbe drei feindliche Eingeborene, die sich im Galopp bei unserm Nahen zurückzogen. Nun waren wir gewarnt. Wir wußten, daß der Feind uns erwartete. Jetzt hieß es, so schnell als möglich die Höhen vor Seeis zu erreichen, um nicht abgeschnitten zu werden. In schnellem Trabe ging es weiter, das Gewehr schußbereit. Da tauchen nach zirka einstündigem Ritte jenseits des Seeisflusses Berittene auf, die im Galopp die Höhen vor uns zu erreichen suchen. Doch wir sind früher da und eröffnen das Feuer auf den zirka sechzig Mann starken, gut bewaffneten Feind. Wir sind im Vorteil, denn die Eingeborenen befinden sich unter uns in der Fläche und bieten gute Ziele. Wir gehen gedeckt hinter Büschen vorwärts. Zirka 3 Kilometer entfernt liegt die Station Seeis, auf deren Binnen die schwarzweiße Fahne weht. Da kommen im Flußbiviere, unterhalb der Feste, Reiter heran. Erst halten wir sie für Hereros. Doch schon eröffnen sie das Feuer auf die vor uns liegenden Feinde. Es waren Leute aus Seeis, die uns zu Hilfe kamen. So auch von der Flanke angegriffen, zieht sich der Feind zurück, seine Verwundeten

und Toten mitnehmend; aber fünf gesattelte Pferde fielen in unsere Hände, darunter eines, das dem Farmer J. erst vor einigen Tagen gestohlen worden war. Wie bei Hohewarte hatte der Feind meist zu hoch geschossen. Wir hatten nur zwei Verwundete, die Farmer Mayburg und Modler. Im Triumph ging es nach Station Seeis hinein. Hier fanden wir wieder mehrere geflüchtete Farmerfamilien. Auch Seeis war öfters von den Hereros beschossen worden.

Eine sofort ausgesandte Patrouille stellte fest, daß sich der Feind ganz zurückgezogen hatte. Wir beschloßen deshalb, noch nachts wieder aufzubrechen. Frauen und Kinder wurden auf Wagen und Karren geladen, und bei Mondschein ging es vorwärts. Nur die Besatzung und einige unverheiratete Farmer blieben in Seeis zurück.

Vorsichtig zogen wir dahin, denn ein Überfall war jederzeit zu erwarten. Doch ungefährdet kamen wir mit Sonnenaufgang nach Hohewarte. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter. Unser erbeutetes Vieh nahmen wir selbstverständlich mit. Ohne Abenteuer trafen wir am 28. Januar früh in Windhuk ein. Die Bevölkerung begrüßte uns mit Jubel, befand sich doch manch Verlorengeliebter unter den Ankommenden. Das Vieh, das erste, das den Hereros wieder abgenommen worden war, konnte seinen Eigentümern zurückgegeben werden.

Einige Monate später waren die Hereros durch unsere tapferen Truppen aus Deutschland zersprengt und unterworfen. Mit ihrem Eintreffen war unsere kriegerische Tätigkeit zu Ende. Doch gern denke ich noch heute an unsere Patrouillenritte im Januar und Februar des Jahres 1904.



### Alte und Enkel!

Es wurden die Väter gepriesen  
Als mutige Löwen im Streit,  
Die Weichlinge nannten sie Riesen;  
Ihr Schwerthieb schlug tief und schlug breit,  
Ihr Speer fuhr durch Roß und durch Reiter,  
Durch Panzer und Schild wie der Blitz.  
Sie fürchteten Gott und nichts weiter,  
Und hielten nur Tugend für Witz.

(Ernst Moritz Arndt über die Väter —  
und der Enkel heißt Hindenburg!)



## Sieben Jahre in Deutsch-Ostafrika.

Von Berthold.

Im September 1908 trat ich mit Dampfer „Feldmarschall“ von Hamburg meine Reise nach Daréssalam an, um in einer für mich neuen Welt mein Glück zu versuchen; Frau und drei Kinder ließ ich vorläufig noch in Deutschland. Ich hatte den festen Entschluß gefaßt, mich als Pflanzer niederzulassen, aber der Mensch denkt und Gott lenkt, die Sache kam anders. Nach vier Wochen langer, schöner Reise betrat ich zum erstenmal unsere schöne Haupt- und Hafenstadt Daréssalam. Schwarze eilten auf mich zu, um mein Hab und Gut, einen Blechkoffer, zu tragen; beinahe wäre noch die schönste Kauferei unter den schwarzen Brüdern entstanden, ein jeder wollte tragen. Da kam ein Askari (Soldat), regelte die Sache und begleitete mich zum nahegelegenen Zollamte. Hier kam ich mit einem freundlichen Beamten des Zollamts in ein Gespräch. Er erkundigte sich, woher ich komme und was ich in Afrika zu tun gedenke. Ich sagte ihm, daß es mein Wunsch sei, mich als Pflanzer hier anzusiedeln, doch er gab mir den Rat, da ich ein Handwerk erlernt hatte, erst dieses zu ergreifen, wobei sich mir am besten Gelegenheit biete, die Verhältnisse und die Sprache der Eingeborenen kennen zu lernen, namentlich weil ich wenig Geld besaß. Er wies mir auch ein gutes Logis für billiges Geld nach, wohin mich der Eingeborene führte.

Frohen Mutes schlenderte ich am folgenden Tage in der schönen, sauberen Stadt Daréssalam herum und konnte sagen: ich wandle unter Palmen. Aber ich war nicht hierher gereist, um spazieren zu gehen, sondern um der Kolonie nützlich zu sein und festen Fuß zu fassen. Arbeiten war meine Parole. Mein Wirt gab mir bereitwilligst Auskunft, wo lohnende Arbeit zu finden war. Am nächsten Morgen, früh 7 Uhr, dampfte ich ins Innere

Afrikas und ich erreichte den damaligen Endpunkt der Bahn, Morogoro, um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags. Hier wandte ich mich an meinen Vorgesetzten und erhielt meine Safari-(Reise-)Ausrüstung, bestehend aus Zelt, Sonnensegel, Bett, Moskitonez, Tisch, Stuhl und Lampe. Mit Hilfe der Eingeborenen war bald auf einer von mir ausgesuchten kleinen Anhöhe mein Zelt aufgeschlagen, und ich war häuslich eingerichtet. Nun schaffte ich mir einen Boy (Diener) an, der pro Monat 10 Rupien

(13 Mark) erhielt, mit dem Versprechen, daß, wenn er seine Sache gut mache, ich ihm noch etwas zulegen würde. Ich hatte aber einen Oberganner erwischt; er verbrauchte in einer Woche 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Würfelzucker und 6 Flaschen Himbeersaft, und so einen sparsamen Leibdiener konnte ich nicht gebrauchen. Mit Hurra ging es zum Zelt hinaus. Eine andere Kraft wurde geholt, die sich mit



den Worten einführte: Großer Herr, ich habe Hunger, gib 5 Kupien Vorschuß. Er machte auch wirklich eine Leidensmiene, als wenn er vierzehn Tage nichts mehr gefuttert hätte, aber sein Dienst währte ebenfalls nicht lange; gar bald war der Vogel ausgeflogen auf Nimmerwiedersehen. Nun holte ich mir wieder einen andern, denn ohne Boy geht es einmal nicht. Mit diesem hatte ich etwas mehr Glück, er arbeitete gut, war sauber und betrog mich nur um Kleinigkeiten, wovon ich erst später erfuhr, z. B. das Pfund Rindfleisch kostete 15 Heller auf dem Markt, er verlangte mir 20 Heller pro Pfund ab; er war halt ein Geschäftsmann, der für sein Fortkommen bedacht war, und tat die 5 Heller in seine eigene Tasche.

Meine freie Zeit benutze ich zum Herumstreifen in dem schönen Uugurungebirge, das sehr reich an Glimmer ist. Dort sind auch einige Glimmerwerke entstanden. In der Umgegend sind mehrere Farmen, wo größtenteils Kautschuk und Baumwolle gepflanzt wird, auch ist eine schöne Spinnerei vorhanden; der Ort scheint einer guten Zukunft entgegenzugehen.

Bald bereitete ich mich auf die Ankunft meiner Familie vor. Eine größere Wohnstätte mußte geschaffen werden. Da ich die Sprache nun leidlich beherrschte, war auch diese Schwierigkeit schnell überwunden; mit Hilfe der Schwarzen war bald ein Strohhhaus hergestellt. Meine Familie holte ich von Daresalam ab. Meine Frau begrüßte die Villa mit den Worten: In so einer Strohbude soll ich wohnen? Schnell hatte sie sich aber eingerichtet, und nun begann ein neues Leben. Ohne mich um die häuslichen Angelegenheiten kümmern zu müssen, konnte ich jetzt ungestört meinem Berufe nachgehen; Gott sei Dank, ich war jetzt wirklich zu Hause und hatte wieder meine Ordnung. Auch mit dem eingeborenen Dienstpersonal hatten wir keine Sorgen mehr; meine Frau, die sich schnell in die Sprache und die Verhältnisse der Eingeborenen hineinsand, kam gut mit den Schwarzen aus, und der Boy blieb sechs Jahre in unserm Dienst.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalt verließen wir Morogoro und gingen 200 Kilometer weiter ins Innere nach dem Ort Gulare; auch hier waren wir bald heimisch. Neben meinem Berufe wurde ich eifriger Jäger, und die Freude bei meinen Kindern war groß, wenn ich mit einem Stück erlegten Wildes heimkam. Deutsch-Ostafrika hat einen reichen Wildbestand. Der Jäger hat im Urwald und auf der Steppe ein abwechslungsreiches Bild; in großen Herden kommen und gehen Strauße, Giraffen, Zebras, Antilopen usw. Eine der schönsten Wildarten dort ist wohl die Schraubenantilope (Kudu) mit ihrer schönen Bauart und ihrem stolzen Gange. Auch fehlt es nicht an Raubtieren; der Simba (Löwe) ist auch noch stark vertreten, aber den Menschen weniger gefährlich, meistens holt er sich seine Mahlzeit aus den Viehkrälen der Eingeborenen.

Während meiner Tätigkeit in Afrika habe ich meinen Wohnplatz öfters gewechselt und bin mit verschiedenen Volksstämmen zusammengekommen: Massais, Watuffis, Wagogos, Wanjamwesis und wie sie alle heißen, bin aber immer gut mit diesen Leuten ausgekommen. Bei der Niederkunft meiner Frau kamen viele Eingeborene gelaufen, brachten Milch, Eier, Früchte, und jedes wollte den kleinen Mtolo (Kind) sehen, auch waren die Schwarzen sehr lieb zu meinen Kindern. Man konnte sie ihnen gut anvertrauen. Die Eingeborenen ernähren sich meistens von Ackerbau und Viehzucht. Für Arbeitszwecke am Bahnbau wurde mit Vorliebe der Wanjamwesiastamm genommen. Das sind kräftige und ausdauernde Neger.

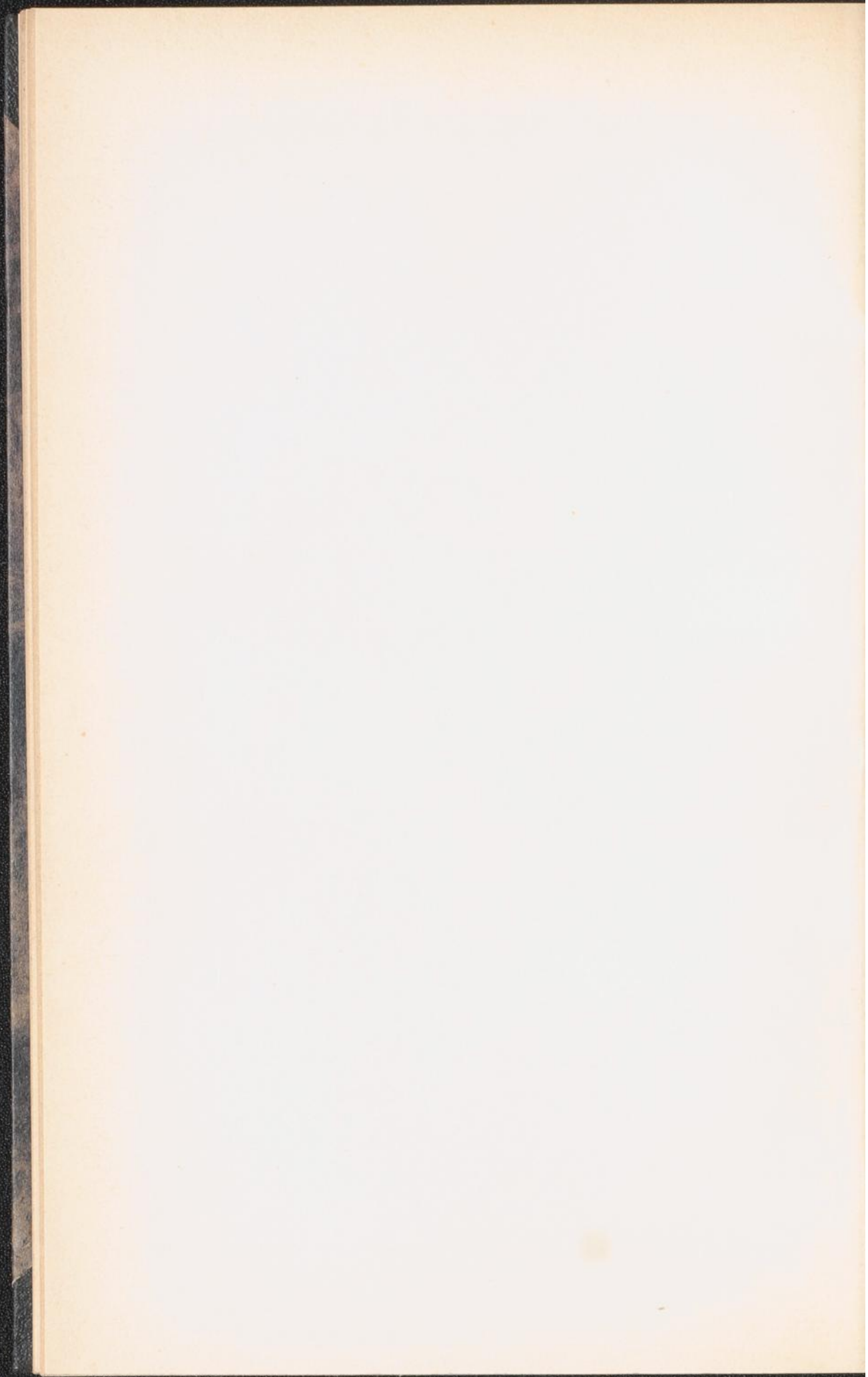
Mit der Gesundheit hatten wir das erste Jahr an Malariafieber zu leiden, das bekommt aber ein jeder Europäer, und die Krankheit ist nicht so gefährlich, wenn man sie richtig nimmt. Am gefährlichsten in Afrika ist das Wasser. Man soll es nie unabgekocht trinken, denn gar zu schnell bekommt man die gefährliche Dysenterie. Auch ich war einer von den Leichtsinrigen und habe es schwer büßen müssen. Hatte aus einem Fluß Wasser getrunken und nur zu bald kamen die Folgen. Ich lag schwerkrank ein halbes Jahr im Krankenhause, mußte auf Anordnung des Arztes mein mir so lieb gewordenes Afrika verlassen und trat am 17. Juli 1914 schweren Herzens mit meiner Familie die Heimreise nach Deutschland an. Im Roten Meer erhielten wir an Bord Nachricht vom Kriege. Ich dachte an meine liebe Kolonie. Mit Bolldampf ging es nun weiter, und wir erreichten glücklich Neapel. Hier mußten



Erfirmung der englischen Stellung bei Garua 29. August 1914.



Erfürmung der englischen Stellung bei Garna 29. August 1914.



wir von Bord. Ich fuhr mit einem italienischen Dampfer nach Genua, von dort mit der Bahn über Ala, Innsbruck und München nach Dresden, wo ich am 14. August ankam und mich der Militärbehörde zur Verfügung stellte. Bin der festen Überzeugung, daß sich unsere Kolonisten gut schlagen werden und die Herren Engländer eine harte Nuß zu knacken bekommen. Mein Herzenswunsch ist es, daß das habgierige Volk seinen Lohn erhält!



### Wie man mit Engländern umgehen muß.

Eine zeitgemäße Ahlanderinnerung wird im „Türmer“ wieder aufgefrischt. Sie soll von dem greisen Münchner Schriftsteller Georg Morin erzählt worden sein. Als dieser einmal im Jahre 1848 eine Rheinfahrt machte, stiegen in Speyer ein Herr und eine Dame an Bord des Schiffes, und der Kapitän bemerkte sofort, daß die neuen Fahrgäste der gefeierte Dichter Ludwig Uhland und seine Gattin seien. Die Kunde verbreitete sich rasch, und bald war Uhland der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Dabei hatte man den Witterungsumschlag ganz übersehen. Ein furchtbares Gewitter brach herein, und alles flüchtete in die Kajüte. In dem engen Raum stand nur ein Sofa, und auf diesem lag langausgestreckt ein Engländer, anscheinend unbekümmert in einem Buche lesend. Es fiel dem jungen Mann auch nicht ein, der Dame Platz zu machen, und Uhland sagte bedeutungsvoll zu seiner Frau: „Du siehst, wo England Platz genommen, hat Deutschland allemal das Nachsehen!“ Morin ging nun auf den unhöflichen Menschen zu und bat ihn, der Dame Platz zu machen. Der Engländer tat, als verstände er nicht Deutsch. Da trat noch ein Heidelberger Student heran und wiederholte das Ersuchen auf Englisch. Der Engländer lehnte brüsk ab. Ein Blick des Einverständnisses ward da zwischen Morin und dem Heidelberger Studenten getauscht, und schon wurde der junge Mann höchst unsanft an den Armen und Beinen gepackt und trotz seines Sträubens von dem Sofa entfernt. Mit einem Fluch sprang der Sohn Albions vom Boden auf und schloß die Tür der Kajüte von außen. Morin aber trat auf den schwäbischen Dichter zu, zog den Hut und sagte: „Sehen Sie, mein Herr, wenn Deutschland ordentlich auftritt, muß England Platz machen!“

(„Tägl. Rundsch.“)

## Eine Kaffernhochzeit in Südwest.

Von Frau Dr. Böhmer.

**K**arl-Joseph und Petrina hatten Hochzeit. Eben bewegte sich der Brautzug unter den Gefängen der Hochzeitsgäste von dem Kirchlein durch die glühende Mittagssonne nach der entfernt liegenden Werst. Karl-Joseph hatte zur Feier des Tages einen schwarzen Gehrock und ebensolchen steifen Hut angelegt, der dem schwarzen Gesicht gar sonderlich stand. An dem ganzen Kerl waren die Augäpfel und der Stehfragen das einzige Weiße, und er führte mit vollendeter Würde seine



ihm eben angetraute Petrina am Arm. Von dieser sah man nur ein helles Kattunkleid und ebensolche Schürze. Ihre Schönheit hatte sie durch ein großes, über den Kopf gestülptes Tuch verborgen, unter dem sie keinen Ausblick hatte und sich willenlos von ihrem Ehemann ins Ungewisse führen lassen mußte. Nur die Hand mit einem großen gelben Taschentuch — war es der Rührungstränen oder des Schweißes wegen? — blieb unablässig in Bewegung. Hinter dem Brautpaar folgten die „Brautführer“ mit ihren „Damen“ am Arm, feierlich und sich ihrer Würde bewußt wie irgendein Weißer in gleicher Situation. Ihnen schlossen sich die übrigen, mit Liederbüchern bewaffneten Hochzeitsgäste an, die die Musik für den Zug nach der Werst liefern mußten.

In dieser herrschte reges Leben. Die zurückgebliebenen „Aubaase“ und „Aumamas“ hatten inzwischen rüstig geschafft, die Kessel auf das Feuer gestellt, und als der Hochzeitszug den Festplatz erreichte, brodelte das Mahl schon lustig. Drei riesige Kochkessel standen mitten auf der Straße und bargen große Mengen von Tee, Reis und Ziegenfleisch. Die ganze Werst war beteiligt und befand sich in freudigster Erregung. Welche Fülle von Genüssen stand ihr bevor! Das Brautpaar mit den Honoratioren und den Sängern saß in einem niedrigen Pontok in qualvoller Enge. Auch dieser war festlich hergerichtet. Der Erdboden war mit Ochsen- und Ziegenfellen bedeckt, die Wände verzierte künstlerischer Wandschmuck, wie ihn sich eine Kaffernseele nicht schöner denken konnte. Da sah man Reklameplakate wie „Steckenpferd-Lilienmilchseife“, „Detkers Puddingpulver“, „Trinkt Sinalco“. Einzelne Seiten aus Katalogen mit Abbildungen von Schuhen, Hüten und Kinderwagen waren als Bildschmuck verwendet, aber das wertvollste Gemälde bildete ein ausgedehntes Stiekmusteralbum. Auf der Erde waren einige Kisten von etwa 30 Zentimeter Höhe nebeneinandergestellt, darauf ein rotfarbener Bettbezug als Tischtuch gelegt, und um diesen improvisierten Tisch hockten die Festgäste, aus Tassen und Töpfen Tee trinkend, indem die Gefäße von einem zum andern weitergegeben wurden. Sanitäre Bedenken kennt der Eingeborene nicht. Mit tierischer Gier war alles dem Genuß des Essens hingegeben. Reis und Ziegenfleisch wurden zwar auf Tellern herumgereicht, doch langte jedermann mit der Hand hinein und stopfte sich den Mund voll. Allein das Brautpaar durfte ungestört essen. Die andern Gäste im Pontok hatten die Verpflichtung, für die Tafelmusik zu sorgen, und sie sangen mit lauter Stimme ihre Choräle, wobei sie nach jedem Lied die Pause benutzten, sich auf die Knochen zu stürzen. Sie knabberten höchst vergnügt an ihnen herum und legten die abgenagten Knochen den Weibern in den Schoß aufs Festgewand.

Draußen, außerhalb des Pontoks, herrschte ein buntes Leben. Alles fand seines Lebens Hochgenuß in den unererschöpflichen Vorräten von Reis, Fleisch und Tee. Nicht alle hatten ein hochzeitlich Gewand an, und Etikettenzwang gab es augenscheinlich nicht. Mehrere Männer trugen schwarze Gehrocke, die ihnen die Kauf-

leute als getragene Kleider für teures Geld verkaufen. Bei einem Manne hatte das Geld zu der dazugehörigen Hose offenbar nicht gereicht, denn er verzichtete auf dieses Kleidungsstück und trug seinen Gehrock auch ohne Hose mit Würde. Ein anderer kannte weder Hose noch Rock, sondern begnügte sich mit einer hellen Weste, die sich auf dem braunen Körper sonderbar ausnahm. Am schönsten wirkte jedenfalls eine alte faltige Mumama, die als einziges Kleidungsstück mit sichtlichem Stolz eine Studentenmütze auf dem Kopf trug, deren grellrote Farbe zu dem verrunzelten Gesicht und dem braunen Körper in lebhaftem Kontrast stand. Die Kleiderunterschiede brachten jedenfalls keine Zwietracht hervor; in fröhlicher Einigkeit saßen die mit und die ohne Festgewänder beieinander und licherten und grienten in heller Lebensfreude. Erst am Abend begann der Tanz, der bis in die Nacht hinein dauerte.

Ein Zusammentanzen von Männern und Weibern kennen die Eingeborenen nicht. Die Weiber saßen im Halbkreise, klatschten nach dem Takt in ihre Hände und sangen dazu eine eintönige Melodie. Die Männer stellten sich einzeln oder paarweise hintereinander auf und sprangen und stampften nach dem Geklatsche der Weiber den Erdboden mit solcher Wucht, daß er erdröhnte. Sie geraten durch diese Tänze und das dazu genossene selbstbereitete Honigbier schließlich in solche Verzückung, daß sie erst bei Morgengrauen aufhören. Natürlich kommen bei solchen Festen oftmals Ausschreitungen vor, so daß die Missionare die Tänze häufig verbieten.

Im ganzen gibt es wohl kaum ein lebensfroheres, heitereres Völkchen, als die Eingeborenen Südwests. Kennen sie doch keine Sorgen! Nahrungs- und Kleider-sorgen drücken sie nicht, denn sie wissen, daß ihr Herr verpflichtet ist, für Kleider und Kost zu sorgen. Und sollten sie zeitweise ohne Versorger sein, dann behelfen sie sich ohne Kleider mit Feldkost, so wie sie es gewohnt waren, bevor die Weißen ins Land kamen. Außerdem ist der Eingeborene seinen Stammesbrüdern gegenüber äußerst freigebig und teilt den letzten Bissen und die letzte Jacke mit seinem Genossen. Das einzige, was imstande ist, die schwarze Negerseele zu bedrücken, ist die Verpflichtung, arbeiten zu müssen. Der Hang zur Trägheit beherrscht den Eingeborenen so, daß man mit Recht sagen kann, drei schwarze Dienstboten ersetzen nicht einen weißen. So kam der Stoßseufzer einem schwarzen Diener aus vollstem Herzen: „Ich möchte so gern sterben.“ Auf Befragen, woher denn solcher Lebensüberdruß komme, erwiderte er treuherzig: „Weil ich, wenn ich dann in den Himmel komme, nicht mehr zu arbeiten brauche.“





## Aus afrikanischer Wüste und Steppe.

Von Offiz.-Stellvertreter Eugen Deisz.

Schwer und drückend legt sich die trostlose Öde der Namib mit der unheimlichen Totenstille der Sandwüste auf die Seele des Wanderers. Mit keuchendem Atem stampft das müde Pferd durch die weichen Sandmassen, die kaum hörbar seinen Schritt dämpfen. Zuweilen ein helles eisernes Klängen, wenn seine Hufe an einen Stein gestoßen haben. Sonst kein Laut, kein Vogel, kein Tier, keine Pflanze, alles Leben ist hier ausgelöscht. Kleine runde Kuppen, halb im Sand vergraben, und verwitterte granitene Felsriffe unterbrechen da und dort das Einerlei der weiten Sandflächen und der aneinandergereihten Sandberge und Wanderdünen. Wüste im wahrsten Sinne des Wortes. Heiß und grell schickt die Sonne ihr Licht auf diese stille tote Welt herab.

Fast den ganzen Tag weht ein scharfer Wind aus Südwest. Er schafft jene bizarren Formen der Dünen und Bergklämme, die unsern Schneeverwehungen an steilen Hängen ähnlich sind. Wie Schneewände zusammenstürzen, rutschen die losen Sandmassen und begraben Mensch und Tier. Jeder Laut verhallt in diesen unendlichen Weiten. Schnell deckt der nachrieselnde Sand die Spuren zu. Nach Monaten oder nach Jahren, wenn der Wind die Sandhügel wieder verseht hat, geben sie ein bleiches Gerippe oder eine Mumie frei. Wenn man die Wanderdünen hinter sich hat, erscheinen allmählich die ersten Spuren der Vegetation in Gestalt von buschartigen Euphorbien, die eher einem abgenützten, in den Sand gesteckten großen Besen als einer lebenden Pflanze gleichen. Dann treten baumartige Aloes auf, dann zwerghafte Akazien, und endlich künden die ersten Grasbüsche, daß man die Übergangszone von der Wüste zur Steppe erreicht hat.

Morgenstunde auf Bergeshöhe, die unendliche Steppe zu Füßen, welch unbeschreibliches Empfinden! Eine feierlich andächtige Stimmung zieht durch die Seele beim Anblick der ungeheuern Steppe, wie sie — ein schlafendes Meer von Dorngebüsch — mit majestätischer Ruhe in unermesslichen Weiten vor dem Auge des Beschauers liegt.

Wie mächtig wirken hier die großen einfachen Linien der Landschaft. Der weite Horizont, das trockene Flußbett, wie es, von Büschen und Bäumen eingefast, als dunkelgrüner Streifen durch das weite Feld zieht, und die nackten Bergzüge, die in scharfen Umrissen aus dem blauen Duft der Ferne aufsteigen. Sonst nichts mehr als ein großer blauer Himmel und eine leuchtende glühende Sonne.

Bist du es, unendliche Steppe, die das unbewußte Heimweh und die große Sehnsucht nach weiten sonnigen Fernen in den Herzen so vieler Menschenkinder wachruft? Wie furchtbar sind die Schrecken des Todes, die du dem Fremdling bereitest, der deine Irrwege betreten hat, wie entsetzlich die Qualen des Durstes, und dennoch bist du die große Sehnsucht aller jener, die in deine Seele schauen durften, denen du in stillen Stunden etwas von deinen Geheimnissen offenbart hast, und die dich und deinen großen Frieden lieben.

Wie zaubervoll sind deine milden Nächte, wenn das Heer der Sterne flimmert und zum Lied der Grillen das Heulen hungriger Raubtiere schaurig in der Stille der Nacht verklingt. Groß und schön bist du im flimmernden Sonnenbrand, wenn

die Fata Morgana ihre Zauberbilder malt, groß und schön im Abendfrieden, wenn die Sonne sinkt und die Spizen der fernen Berge vergoldet, während violette Schatten langsam aus der Tiefe steigen; riesengroß und gewaltig bist du, wenn die Elemente toben, wenn die Sandstürme rasen, wenn der Himmel seine Schleusen öffnet und die Blitze zucken und die Donner krachen.

Die Steppe ist keine Ebene. In raschem Wechsel sehen wir sanft ansteigende und kurz abfallende große Flächen, einzeln stehende Berggruppen, die, großen Pilzen gleich, unvermittelt aus dem Boden gewachsen sind, wellenförmiges Land mit breiten Mulden dazwischen, tief eingeschnittene Wasserrinnen und breite trockene Flußbetten. Stundenlang reiten wir dahin an den langen Ketten der Tafelberge, und tagelang dehnt sich wieder die weite Grassur, die uns von dem scheinbar so nahen blauen Gebirge am Horizonte trennt. Die reiche Gliederung der Steppe kommt bei den großen Entfernungen nicht von weitem her zum Ausdruck, und der alles nivellierende Busch, der in losen Beständen das Land bedeckt, täuscht dem Auge des Reisenden eine mehr oder minder ebene Fläche vor.

Seit einigen Wochen hat die Regenzeit das harte rissige Erdreich befeuchtet und allenthalben sproßt das Gras und grünen die Büsche. Kurz ist des Lenzes Wonnezeit; unter glühender Sonne dorrt das Gras auf dem Halm und das Grün der Büsche verliert seine frische Kraft.



Am Fuß unserer Berge zieht eine vom Regenwasser ausgewaschene breite Mulde hin. Sie ist mit niederen Schirmakazien bestanden, die aus der Ferne verwilderten Obstbäumen gleichen. Kleine grüne Papageien fliegen laut schreiend ab und zu, und an den Zweigen der Dornbüsche sieht man die Nester der Webervögel. Mittels eines einzigen langen Grasshalms hängt dieser Vogel sein Nest, das einem umgekehrten Trichter gleicht, so an die Zweige der Büsche, daß es frei in der Luft schwebt und daher weder von Raubtieren noch von Schlangen besucht werden kann.

In der Nähe einer rotblühenden riesigen Aloe steht ein mannhohes Termitenhügel, ein stummes Denkmal schaffender Kraft dieser kleinsten Kinder der Steppe. Unter den Tieren der Steppe ist das Erdschwein der gefährlichste Feind der Termiten, denn in großen Massen dienen sie ihm zu seiner Ernährung. Das Tier gleicht in der Hauptsache unserm Schwein, hat aber den Kopf und den langen Rüssel des Ameisenbären. Die ziemlich niederen Füße haben sehr starke Krallen, die es dem Tier ermöglichen, seine weitverzweigten Gänge 2 bis 3 Meter tief in die Erde zu graben. Das Erdschwein ist ein Nachttier, und nur äußerst selten bekommt es ein Mensch lebend zu Gesicht. In der Trockenzeit scheint es seinen „Winterschlaf“ zu halten, denn nur in der Regenzeit findet man seine Spuren in der Steppe. Dann besucht es nachts die Termitenhügel, in die es mittels seiner scharfen Krallen große Löcher gräbt. In diese steckt es seine überaus lange Zunge, um die massenhaft daran lebenbleibenden Termiten zu verzehren. Ich habe ein auf nächtlichem Ansitz geschossenes Erdschwein gesehen, dessen Magen nichts als Termiten enthalten hat.

Zahlreiche Spuren von Pavianen, Straußen und Springböcken, die hier noch in größeren Herden leben, bedeckten den Boden des Feldes. Menschenspuren führten uns zu verlassenen Feuerstellen, wo zerschlagene Knochen und Schalen von Straußeneiern uns sagten, daß hier vor nicht langer Zeit Buschleute — diese ruhelosen Nomaden der Steppe — ihre Lagerplätze gehabt hatten.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß in unserer Zeit noch Menschen in solch primitiven Verhältnissen leben wie die Buschleute Südafrikas. Ein altes Taschenmesser bei den Männern, einige Perlenschnüre bei den Weibern und ein Kochtopf sind gewöhnlich die einzigen Gegenstände europäischer Herkunft, die man bei ihnen findet. Die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Kulturmenschen — Obdach und Kleidung — machen dem Buschmann keine Sorge. Wüste und Steppe sind sein Heim, der Dornbusch sein Haus und ein gegerbtes Fell seine Kleidung; seine Nahrung ist das Wild und die Früchte und Wurzeln des Feldes, seine Arbeit die

Jagd. Bogen und Giftpfeil sind die Erzeugnisse seiner eigenen Kunst. Aus dem Röhrenknochen eines Gazellenlaufes raucht er Tabak oder getrocknete Kräuter, der Kürbis und das Straußenei sind sein Wassergefäß, das Gehäuse der Schildkröte sein Behälter für Riechstoff und Feuerzeug. Aus dem Honig wilder Bienen braut er ein berauschendes Bier, und im Besitz eines Weibes, hat er bei vollem Magen keine weiteren Wünsche.

Wir haben die Wasserstelle erreicht und abgefattet. Unsere Pferde schlürfen das gelbe lehmige Wasser einer Pfütze hinunter, die den vielen Spuren nach von allem möglichen Wild besucht und verunreinigt worden ist. Zum Glück haben menschliche Gäste vor uns starkes Dorngesträuch über die schwach fließende Quelle gelegt, so daß wir noch genießbares Wasser schöpfen konnten. Bald brannte ein Feuer und kochte der Kaffee. Wir aßen Bülltong, das ist Wildfleisch von Antilopen, zu langen dünnen Streifen geschnitten, gesalzen und getrocknet. Es ist dann steinhart und kann so monatelang aufbewahrt werden. Weil es sich leicht in den Satteltaschen unterbringen läßt, ist es als Proviant bei Reisen zu Pferd sehr beliebt. Als dann unsere Buren vom Krieg gegen die Engländer und von der Jagd erzählten, da war jene nicht mit Worten zu beschreibende Stimmung da, wie sie eben nur am Lagerfeuer in der Einsamkeit der Steppe denkbar ist.

Im Laufe des Mittags hatte der heiße Ostwind einen Schwarm Heuschrecken gebracht, dessen Vorbeifliegen wir fast eine Stunde lang beobachten konnten. Auch hier wieder, wie bei den Termiten, imponieren die zahllosen Massen dieser Tiere, in deren Existenz aber leider kein für den Menschen nützlicher Zweck zu erkennen ist. Wo ein Schwarm sich niederläßt, da fällt auch der letzte Grashalm ihrer Freßwut zum Opfer, und der Farmer kann für sein Vieh neue Weidegründe suchen.

Die Heuschrecken kommen nicht jedes Jahr, meist aber nach einer starken Regenzeit, wenn durch reichlichen Graswuchs die Natur ihre Lebensbedingungen geschaffen hat. Es scheint, daß zur Belegung ihrer Eier außer der Wärme auch ein gewisser Grad von Feuchtigkeit erforderlich ist.

Ihre Bekämpfung ist möglich, solange sie sich als sogenannte Fußgänger nur hüpfend fortbewegen können. Sobald sie fliegen, ist nichts mehr gegen sie auszurichten. Die Schwärme der Fußgänger werden vernichtet, indem in der Richtung ihres Vormarsches in entsprechender Entfernung ein metertiefer breiter Graben in der ganzen Breitenausdehnung des Schwarmes ausgehoben wird. An seiner Stirnseite sind Wellblechplatten senkrecht aufgestellt, weil an deren glatten Flächen die Tiere nicht hochkommen können. Sobald die Spitze des oft mehrere hundert Meter tiefen Schwarmes das Wellblech erreicht hat, treiben die Eingeborenen den Rest unter Johlen und Schreien vollends in den Graben hinein, der dann so rasch als möglich zugeschüttet wird. Vögel aller Art folgen den Schwärmen, und auch der Buschmann verschmäht sie nicht zu seiner Speise. Wenn sie ihre Eier in den Sand gelegt haben, scheint ihre Bestimmung erfüllt zu sein. Ein warmer Ostwind, dem sie sich zum Fluge anvertrauten, nimmt sie zuweilen mit über die Namib hinweg ins Meer, wie da geschrieben steht, daß er auch den Fischen Speise gibt zu seiner Zeit.

Mit sinkender Sonne brechen wir auf. Unser Weg führt durch die weite Steppe, die wir bei Tagesanbruch von der Höhe der Berge überschaut haben. Welch ein weites sonniges Land ohne Menschen, und zu Hause hat die Heimat nicht mehr Raum für ihre Kinder! —

Vor zehn Jahren noch hat man Südwest fast ausschließlich als Weideland für extensive Viehwirtschaft bezeichnet, heute weiß man, daß große Teile des Hererolandes bei entsprechender Bodenbearbeitung — dem sogenannten Trockenfarmsystem — für den Ackerbau geeignet sind. Wenn auch das regenarme Namaland für einen Anbau nicht in Betracht kommt, so lassen sich doch durch mancherlei Maßnahmen weite, bis jetzt unbewohnte Flächen mageren Weidelandes so verbessern, daß sie besiedelt werden können und dem Farmer ein auskömmliches Dasein gestatten. Der heutige Zustand, daß der Farmer weder durch Aussaat von Gras noch durch Anpflanzen von Futterbüschen auf die Besserung seines Weidelandes hinarbeitet, muß nicht notwendig fortbestehen.

Wie die Zeiten der Elefanten und Nashörner vorüber sind, wie der Buschmann und der arbeitscheue Eingeborene dem Vordringen des werteschaffenden Kulturmenschen haben weichen müssen, so sind auch deine Tage, weite unbewohnte Steppe, gezählt. Menschen werden kommen, andere als die, denen du bisher ein friedliches Obdach gegeben hast. Sie werden in deine Tiefen eindringen und das allbelebende Wasser schöpfen, das du dort verborgen hältst. Der Pflug wird breite Furchen in dein Antlitz graben, und wo bisher deine scheuen Kinder, das Wild, flüchtigen Fußes seine Spuren in deinen weichen Sand gedrückt hat, werden friedliche Herden fetter Wollschafe sich von deinen Büschen nähren.

Träume deinen tausendjährigen Traum zu Ende, schlummernde Steppe, eine junge Generation schaffensfroher Menschen, deren Heimatland nicht mehr Raum genug für sie hat, wird in Bälde Einlaß begehren in dein Reich. Öffne ihnen deine Pforten und gib ihnen ihr täglich Brot!

## Selig sind, die da Leid tragen.

Von Hermann Crebbin.

Schreibe: Selig, selig die Wunden und Wehen,  
Die bluten und stolz ihre Straße gehen,  
Die missen, was ihre Lieb' war und Weide  
Und fest sind in ihrem Herzeleide,  
Die traurig sind und froh erscheinen  
Und all ihre Tränen nach innen weinen.  
Selig die Herzen, die dulden und schweigen  
Und nachts vor ihrem Gott sich neigen,  
Die hier kein Leid mehr mag gefährden:  
Ja selig! Sie sollen getröstet werden.

(„Tägl. Rundsch.“)

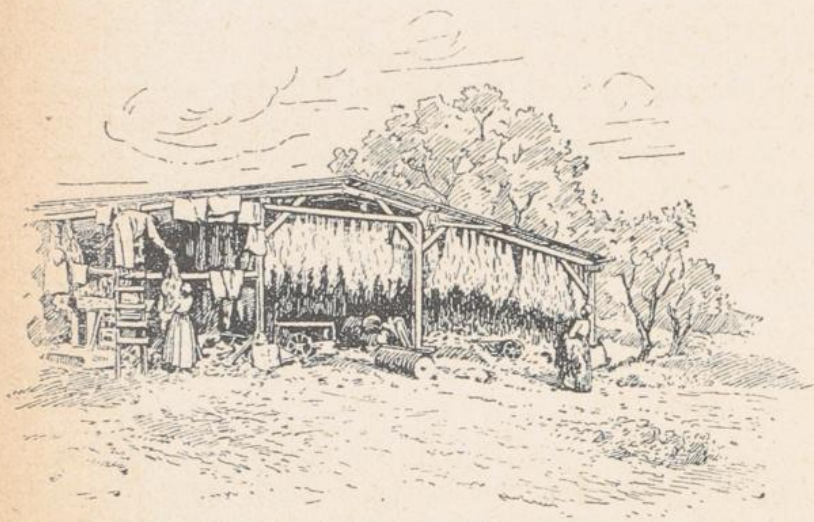


## Die Deutsche Kolonialschule.

Von E. A. Fabarius.

**W**ozu eine Kolonialschule? Die beste Schule für die Koloniararbeit sind doch die Kolonien selber, und hier in der Heimat kann man gerade das nicht lernen, was in den fernen, überseeischen Ländern für Leben und Arbeit die Hauptsache ist — dort gilt die Weisheit und Wahrheit des Wallensteiner Soldatenliedes: „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein!“

Gewiß, so ist's. Aber gerade dies Beispiel gibt zu denken. Auch der Soldat, der Offizier kann die wichtigsten, wertvollsten Stücke seines Berufes und der Kriegskunst nur im Kriege lernen; aller Friedensdrill, alles Exerzieren, alle Manöverübungen, alle Kriegsgeschichte und Kriegskunst sind nur die Grundlagen, Vorbereitungen, und sie bleiben Theorie gegenüber der ernstesten, schwierigsten und schwersten Praxis des Krieges, des Feldzuges. Trotzdem aber wird der Soldat im Frieden der Heimat



Tabaktrockenschuppen in Kamerun.

schon in der Kaserne, auf dem Exerzierplatz und Schießstand eingeübt, vor allem aber der Offizier, der werdende Führer, wird von Anfang an in eine sorgfältige Friedensschule genommen, nach allen Richtungen hin, und wird auf Kriegsschulen und Kriegsakademien vorbereitet. Je höher und innerlich fester gegründet eines Volkes Kultur ist, um so sorgfamer arbeitet es an der praktischen und theoretischen Vorbildung seiner Wehrmacht, nicht zum wenigsten seiner Offiziere. Das zeigt ein Blick auf Vorgeschichte und Erfahrung dieses Weltkrieges, ein Vergleich etwa zwischen Deutschland und Italien. Auch für England hat sein in schier ununterbrochenen Kolonialkriegen der letzten Jahrzehnte geübtes kleines Söldnerheer von erprobten Berufssoldaten nicht die Kriegserfolge schaffen können, die es in seiner beliebten Anbetung der reinen Praxis sich gerade auch im Heer- und Kriegswesen versprach. Die Zeiten sind überhaupt vorbei, wo nach Art der Wallensteinschen oder Napoleonischen Heereseinrichtungen die tüchtigen Soldaten in schneller Anwerbung gewissermaßen nur auf der Straße aufgelesen zu werden brauchten, um dann zu schnellen Siegen geführt zu werden, oder die Feldherren, oft noch blutjung, mit dem Marschallstab im Tornister, plötzlich im Felde erst entdeckt wurden und sich dann in der täglichen Schule des Krieges zu den geschickten und ruhmbedeckten Führern entwickelten. Um nur von einem zu reden — man verfolge doch die Lebensgeschichte Hindenburgs einmal von Kadettenkorps an über Kriegsschule, Kriegsakademie hinaus bis zum Siege von Tannenberg, um zu verstehen, wie sehr, ja wie ausschlaggebend für den Soldaten die stille, oft recht über die Achsel angesehene Friedensarbeit, auch die der Theorie und Schule, ins Gewicht fällt bei dem späteren Erfolg draußen im Felde!

Die gleichen Gesichtspunkte und Erfahrungen gelten auch für den Kulturpionier, den Kolonialarbeiter, der als Führer und Leiter draußen im

ernsten Ringen und Kämpfen seinen Mann stellen soll, zur Entwicklung und Förderung unserer wirtschaftlichen, kulturellen Kräfte im kolonialen Neulande, zur Hebung und Wehrung aller Belange des Mutterlandes, zur Ehre und Größe des Vaterlandes!

Unter diesen Gesichtspunkten hat man vor Jahren die Deutsche Kolonialschule ins Leben gerufen. „Angesichts der täglich wachsenden Aufgabe des steigenden Wettbewerbs Deutschlands mit andern Weltwirtschaft und Weltpolitik treibenden Völkern wurde es“, wie der Lehr- und Anstaltsplan der Deutschen Kolonialschule das hervorhebt, „in nationalen Kreisen immer mehr als ein dringendes Bedürfnis empfunden, für diese Aufgaben einen Teil unserer deutschen Jugend besonders vorzubereiten und auserlesene Söhne aus den tüchtigsten Kreisen unseres Volkes, insbesondere von Landwirten, Beamten, Pfarrern, Ärzten, Lehrern, Kaufleuten und Offizieren, in die überseeische Arbeit einzuführen.“

Auch die besonderen Zwecke und Ziele dieser Kriegsschule für den wirtschaftlichen, kulturellen Kolonialdienst lassen sich nicht gut anders in Worte fassen, als kurz und knapp schon in den ersten Veröffentlichungen von mir geschehen ist mit den Worten:

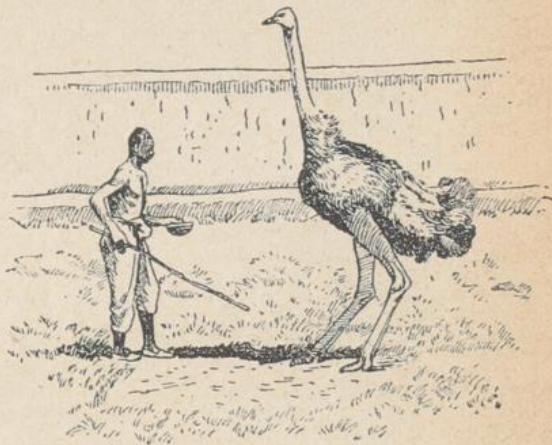
„Die Deutsche Kolonialschule bereitet in erster Linie praktische Wirtschafts- und Plantagenbeamte, Pflanzer, Landwirte, Viehzüchter sowie Wein- und Obstbauer für die deutschen Kolonien und überseeischen Ansiedlungsgebiete tüchtig und vielseitig vor, damit sie möglichst in allen Sätteln gerecht werden. Sie bahnt und erleichtert somit den jungen Söhnen unseres Volkes den Übertritt und den Weg zur praktischen Koloniarbeit und spart ihnen zugleich einen Teil der überseeischen Lehrzeit. Insbesondere werden sie körperlich, geistig und sittlich geschult für die künftigen Aufgaben.“

Auf der Grundlage einer sorgsam gärtnerischen sowie tüchtigen landwirtschaftlichen Schulung und einer ausgedehnten praktischen Arbeitsübung verbunden mit der Erprobung anhaltender körperlicher Leistungsfähigkeit baut sich unsere ganze hiesige Ausbildung auf.

Durch eine reiche, aber sehr sorgfältige Auswahl von theoretischen Vorlesungen wird die landwirtschaftlich-gärtnerische Bildung derartig gefördert, daß sie den besonderen Bedürfnissen des zukünftigen praktischen Kulturpioniers, sei es als selbständigen Ansiedlers möglichst nach allen Seiten Rechnung trägt. Dazu tritt noch als notwendige Ergänzung die Anleitung und Übung in allerlei Gewerken und technischen Fächern.

Damit heben wir die werdenden Koloniatoren gleichsam heraus aus ihrer bisherigen Bildungsrichtung und Bildungsweise. Denn in der Heimat, mit ihrer hochentwickelten und aufs vielseitigste ausgestalteten Kultur, drängt für die heimische Berufsbildung alles darauf hin, daß jeder einzelne nach dem Grundsatz: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“ nur auf eine ganz bestimmte, möglichst eng begrenzte Laufbahn sich vorbereitet. Die Koloniarbeit dagegen fordert einen Mann, der sich in den verschiedensten Lebenslagen und Wirtschaftsbedürfnissen jederzeit helfen kann und darum, auch ohne die heimische Gründlichkeit des Meistertums, draußen seinen Mann steht, weil er von allem etwas, und zwar das Wichtigste und Notwendigste kann und nach dem alten Sprichwort sich auszubilden und zu schaffen gelernt hat: „Die Art im Hause ersetzt den Zimmermann!“

Gemäß den Satzungsbestimmungen der Deutschen Kolonialschule, wonach die Heranbildung zu geschehen hat in deutsch-christlichem und ausgeprägt nationalem Geiste, geben deutsch-nationale Eigenart und christlich-sittliche Lebensanschauung der Deutschen Kolonialschule das charakteristische Gepräge, und in ihrer inneren Organisation zeigt sie eine Gestaltung, die sich am ehesten vergleichen läßt mit der einer Kriegsschule für werdende deutsche Offiziere (vgl. auch die amerikanischen Hochschul-



1914. November 3. — 3. — 2. — 1. — 1914.

Colleges), zugleich aber gesellschaftliche, allgemeinbildende und sittlich-religiöse Bildungsideale zum Ausdruck kommen läßt."

Was ist nun das bisherige Ergebnis dieser Arbeit der Kolonialschule? Betrug die Besuchsziffer im ersten Sommerhalbjahr 1899 nur 19, so war sie im Sommerhalbjahr 1914 auf 100 Kolonialschüler gestiegen. Die Gesamtzahl der Hörsaals- und Praktikantenschüler hat in den 37 Semestern rund 1200 betragen. Mehr als 700 junge Männer sind dementsprechend seit 1899 durch die Kolonialschule gegangen und haben so den Weg in den kolonialwirtschaftlichen Beruf gefunden, viele sind bereits in leitende Stellungen von Pflanzungs- und andern großen Betrieben aufgerückt oder haben sich als Pflanzler, Farmer und Ansiedler selbständig gemacht. In allen Gebieten der Erde haben die Wigenhäuser Kulturpioniere sich niedergelassen, vorwiegend aber sind sie natürlich in den deutschen Kolonien tätig. Der Zahl nach geordnet verteilen sie sich über Deutsch-Südwest-, Deutsch-Ostafrika, Kamerun, Togo, Neuguinea mit Bismarckinseln, Samoa, Marianen und Kiautschou; daneben aber finden wir sie bald in Marokko, Ägypten, Tripolis und Abessinien, bald in Britisch-Ostafrika, Natal, Südafrika, Angola, Kongo, Dahome und Goldküste; auch in Indien, Ceylon, Sumatra, Java, Malakka, Philippinen, China und selbst



im Kaukasus, Turkestan und Kleinasien ist ihr Name nicht fremd, wie erst recht nicht in Kanada, den Vereinigten Staaten, namentlich in der Mitte und dem Norden und im Westen, aber sogar auch im Osten, in Mexiko, Guatemala, San Salvador, auf Kuba und Martinique, in Surinam, Brasilien, Uruguay, Argentinien, Paraguay, Bolivien, Peru, Chile und Patagonien.

Um einen so vielseitigen Bildungsweg und -zweck durchführen zu können, hat es in Wigenhausen naturgemäß besonderer Veran-

staltungen und Anstrengungen bedurft. Aus bescheidenen Anfängen, mit geringen Mitteln ins Leben gerufen, hat sich eine große Lehranstalt entwickelt, die in theoretisch-wissenschaftlicher wie praktisch-wirtschaftlicher Anleitung den jungen Herren Studierenden eine Fülle von Lernmöglichkeiten und Arbeitsübung vermittelt. Fast allen nur denkbar möglichen Bedürfnissen einer höheren kolonialwirtschaftlichen Bildung wird dadurch entsprochen. Mit den reichhaltigen Vorlesungen über Kulturwissenschaften, Naturwissenschaften, Tierzucht und Tierheilkunde, heimische und tropische Landwirtschaft, Tropenheilkunde sowie Unterricht in Sprachen und Unterweisungen und praktische Übungen in Landwirtschaft, Gärtnerei (Gemüsebau, Baumschulbetrieb, Obst- und Weinbau, Gewächshaus), Forstwirtschaft, Handelswissenschaften, Wassererschließung, Hausbau, Maschinenwesen, Fischerei, Geflügelzucht, Feldmessen, Handwerken aller Art bietet die Kolonialschule dem zukünftigen Kolonialwirt Gelegenheit zu einer umfassenden Vorbereitung für seinen Beruf. Dazu kommt aber als eigenartiges Kennzeichen des Lehrbetriebs der Kolonialschule, daß sie ungeachtet ihrer wissenschaftlichen, den Ansprüchen einer landwirtschaftlichen Hochschule entsprechenden Einrichtungen und Anforderungen auf die praktische Arbeitsübung in dem großen Umfang ihrer landwirtschaftlichen, gärtnerischen und technischen Betriebe besonderes Gewicht legt und somit aus den jungen Herren nichts weniger denn reine Theoretiker und Stubengelehrte, sondern Männer der Praxis mit guter Allgemein- und wissenschaftlicher Bildung zu machen bestrebt ist — Männer, die dadurch auch befähigt sind, ähnlich wie die landwirtschaftlichen Hochschüler in der heimischen Landwirtschaft, draußen in der Kolonialwirtschaft früher oder später in die leitenden Stellungen einzurücken oder, wie in unserm Vaterlande die intelligenten, hochgebildeten Landwirte als Guts-

besitzer und Domänenpächter — so drüben diese Kulturpioniere als eigene Besitzer und Farmer vorbildlich, anregend zu wirken auf die Entwicklung der Eingeborenenkultur, wie nicht minder der kleineren europäischen Wirtschaftsbetriebe. Denn mit dem immer schwieriger sich gestaltenden, steigenden Wettbewerb in der kolonialen Wirtschaft ist auf die Dauer nicht darauf zu rechnen, daß sich die erfolgreichen, tatkräftigen und intelligenten Kolonialwirte fernerhin ebenso wie in den ersten Jahrzehnten in ausreichender Zahl finden und immer wieder ergänzen aus den Reihen der andern Berufsarten, Soldaten, Kaufleute, Händler usw. So Großes und Achtunggebietendes auch gar manch einer dieser „selbstgemachten“ Koloniallandwirte als Pflanzler und Farmer in den ersten Jahrzehnten geleistet, erreicht hat — das war doch naturgemäß ein Ausnahmeweg, zu dem die gänzlich unfertigen, im Anfangswerden erst stehenden Verhältnisse der Kolonien Anlaß, Gelegenheit, ja Notwendigkeit boten. Mit der Änderung und Regelung der Besitzverhältnisse draußen, mit der Umgestaltung des Heeres- und Verwaltungsdienstes und mit der Entwicklung des Handels und Verkehrs, auch nicht zum wenigsten mit dem allmählichen Übergang vom rohesten „Extensiv“-Betrieb zur steigenden „Intensiv“-Wirtschaft ergibt sich als naturnotwendige Folge, daß jener außergewöhnliche Weg in den Beruf des Koloniallandwirts immer ungangbarer und seltener wird, daß somit bei dem gleichzeitig wachsenden Bedürfnis die geordnete Berufsvorbildung von unten an zur Regel werden, immer breitere Bahnen den kolonialbeflissenen jungen Männern erschließen muß. —

Sowenig wie heute noch im Gegensatz zur Zeit vor 50 und 100 Jahren ein tüchtiger Großlandwirt dadurch geboren und erzogen wird, daß er zuvor als junger Offizier oder Verwaltungsbeamter in einer Garnison- oder Großstadt gelebt hat, sondern so sehr wie heutzutage selbst der wohlhabendste Großgrundbesitzer sich in geordneter Lehre, langjähriger Übung und wissenschaftlicher Bildung auf seinen verantwortungsvollen Beruf vorbereiten muß — sowenig, ja noch viel weniger läßt sich heutzutage die koloniale Landwirtschaft gewissermaßen aus dem Handgelenk betreiben oder aus dem Ärmel schütteln. Im Gegenteil, draußen sind die Verhältnisse noch schwieriger, die Hilfe und Anlehnung noch seltener, guter Rat noch teurer als daheim — da heißt's erst recht: „Selbst ist der Mann“, und da muß er eine Fülle von Heimatskapital, nicht so sehr an Geld, wie an Wissen und Können und Verstehen mitbringen, um erfolgreich wirtschaften zu können. Gerade auch, wie manche freilich irrig meinen — das heimische Geld kann Tüchtigkeit und Bildung nicht ersetzen; vielmehr sagt ein überseeisches deutsches Sprichwort mit Recht: „Das fremde Geld (d. h. das, was man von Hause mitbringt nach drüben) taugt nicht!“ Wer lediglich sich auf sein Geld verlassen will, der ist als Kolonist von vornherein auf dem Holzweg. Ja selbst die großen Pflanzungsbetriebe, die ohne Großkapital gar nicht bestehen und auskommen können, sind mit all ihrem Geld hilflos, zu Mißerfolg verdammt, wenn sie nicht die rechten und tüchtigen Menschen haben, zumal in den verantwortlichen und leitenden Stellen.

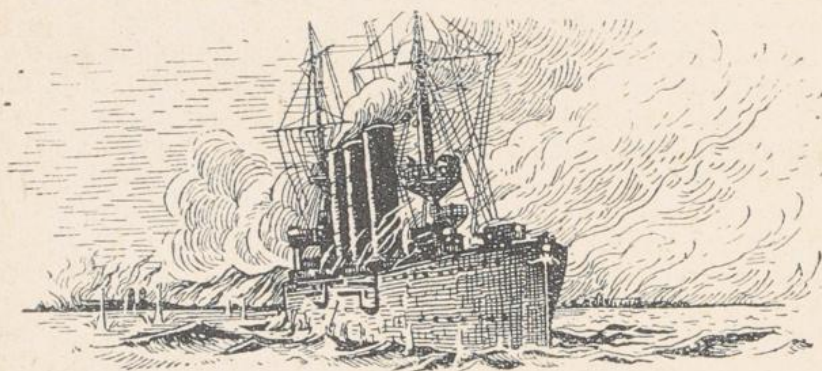
Darum hat die Kolonialschule auch von vornherein einen eigenen, freilich viel angefochtenen Grundsatz aufgestellt bei ihrer Arbeit — sie will auf die innere Tüchtigkeit, auf die Charakterprüfung, auf die Zuverlässigkeit und ganze Haltung der Kolonialbeflissenen Wert und Gewicht gelegt sehen. Gewiß, kein Mensch, auch nicht der beste Menschenkenner und ernsthafteste Lehrer und Vorgesetzte, „steckt in den andern Menschen, in seinen Schülern drin“, wie man zu sagen pflegt. Irrtümer in der Beurteilung oder enttäuschtes Vertrauen ist immer möglich; aber in dem längeren und näheren persönlichen Verkehr, wie sie das gemeinschaftliche Zusammenleben in dem „Internat“, der Bursenschaft, wie die alten Hanseaten auf der Brücke zu Bergen und im Stahlhof von London oder wie die alten deutschen Hochschüler es nannten, und Kameradschaft, wie es heute hier bei uns heißt — so wie die gegenseitige Erziehung das Abschleifen und Sichselbstbehaupten —, im täglichen Zusammenleben mit sich bringt, liegen doch starke Hilfen für tüchtige Charakterbildung und richtige Charakterbeurteilung.

Um all diesen mannigfachen Aufgaben gerecht werden zu können, umfaßt die Deutsche Kolonialschule einen Lehrkörper von 23 Dozenten und Lehrern. Dazu

Original im Besitz des Reichsarchivs, Berlin, D. 1914.

kommen noch eine Reihe von oberen und mittleren Beamten nebst Lehrmeistern und der entsprechenden Anzahl von sonstigen Angestellten und wirtschaftlichen Hilfskräften. Als praktische Lehrmittel stehen zur Verfügung rund 500 Morgen Ackerland, 100 Morgen Wiesen, 100 Morgen Weide mit Obstpflanzungen von 5000 Stämmen darauf, 100 Morgen Wald und 30 Morgen Gemüseland, Gärten, Baumschule mit Windmotor und Bewässerungsanlage, Weinberge, Musterobstgarten. Dazu kommen noch über 500 Stück Vieh — an Pferden, Ochsen, Kühen, Rindern, Schafen, Schweinen und Fohlen, ferner eine Molkerei mit einer Milchverwertung von 300000 Litern jährlich, Gewächshäuser, Museum usw. Alles in einem Gesamtwert von  $1\frac{1}{3}$  Millionen Mark.

Aber trotz alledem stehen wir wohl erst an den Anfängen der nötigen Weiterentwicklung. Wenn, wie wir zuversichtlich vertrauen, durch die Heldenkraft unseres Volkes und unter Gottes Segen uns neue Wirkungskreise für deutsche Tatkraft und Kulturarbeit aus einem ehrenvollen Frieden früher oder später erwachsen sollten, dann würde sich auch erst recht ein weiter vergrößertes Arbeitsfeld mit immer wachsenden Aufgaben aufstun für die Deutsche Kolonialschule.



## Emden!

Du fühner Streiter, Schiff ohne Ruh',  
Ruhmvolle, tapfere „Emden“ du!  
Fährst auf dem Ozean rastlos umher,  
Hast weder Hafen noch Heimat mehr.  
Du bist unrettbar dem Tod geweiht,  
Und wirst doch leben in Ewigkeit!

Lorbeer am Mast, Kreuze am Bug,  
Zierde des Ozeans, der dich trug!  
Springender Panther du, greifender Len,  
Urbild der Flotte ohn' Todeschen!  
Erz und Granit wird dein Bild überstehn,  
Wie wird dein Name verloren gehn.

Wenn dich die Mehrzahl schmachvoll umkreist,  
Zeigst der Welt du treudeutschen Geist.  
Wie sie — die Deutschen — zum Sterben bereit,  
Sich, kraft des Mutes, vom Schrecken befreit,  
Wie aus den Leben, die singend verwehn,  
Blüten und Kränze des Ruhmes erstehn.

Wir, die erstaunend das Wunder erfahn,  
Fühlten durch dich unsere Rettung nah.  
Herrscher der Meere, wo ist deine Kraft?  
Wo deine Flotte, die „Emden“ schafft?  
Wir aber haben der „Emden“ mehr —  
All unsere Schiffe — die ganze Wehr!

J. Vermbach, Weimar.



schwarzen Dienern, deren etwa zwei bis zehn nötig sind, ausgeführt, denn das heiße, feuchte Seeklima wirkt erschlassend auf die Europäerin.

Doch mit der Eisenbahn, diesem größten Kulturträger, bringt die Zivilisation auch immer weiter in das Innere vor. Die ungeheuer großen Werte der Kolonie können überhaupt erst durch den Schienenstrang zu ihrer vollen Entfaltung und Entwicklung kommen. Es darf allerdings nicht darauf gerechnet werden, aus diesen Bahnen sofort eine möglichst hohe Dividende zu ziehen, sondern ihre Frachtfähigkeit für die verschiedenen Aus- und Einfuhrartikel (der Personenverkehr spielt bisher nur eine untergeordnete Rolle, obgleich die Eingeborenen, teils aus Neugierde und Stolz, teils aus Trägheit und Bequemlichkeit, sehr gern auf der Eisenbahn fahren) müssen denen der Konkurrenzbahnen — im Norden die englische Ugandabahn — möglichst gleich sein. Jetzt ist der Transport auf der deutschen Nordbahn um das Doppelte teurer als auf der englischen Bahn.

Sobald man nun in das Innere des Landes vordringt, wird auch das Leben der Frau ein anderes. Sie ist jetzt im wahren Sinne des Wortes Kameradin



und Gehilfin des Mannes und teilt mit ihm die Strapazen und Unbequemlichkeiten des Lagerlebens auf der „Safari“ (Landreise), bis der Ort der Ansiedlung erreicht ist, was oft Tage, zuweilen aber auch Wochen dauert. Die Reise geht meistens zu Fuß, da Reittiere sehr teuer sind und ihr Besitzer nie sicher ist, seine Tiere an den Bestimmungsort zu bringen wegen der Gefahren, denen sie durch die Tsetsefliege und die wilden Tiere ausgesetzt sind. Endlich am Ziele angelangt, gibt es nun aber keine Gasthäuser oder Herbergen (im

günstigsten Falle ist vielleicht im Umkreis von einigen Stunden ein dort bereits Ansässiger so gastfrei, dem Neuling für die ersten Nächte ein Unterkommen zu gewähren), sondern das Zelt muß wiederum aufgeschlagen werden und die angeworbenen Eingeborenen und die mitgebrachten Diener müssen sofort mit der Errichtung eines Lehmhauses beginnen. Daß man da auf parkettierte Fußböden, elegante Tapeten und elektrische Beleuchtung verzichten muß, ist wohl selbstverständlich! Doch frisch und mutig greift die Frau mit an — auf dem Hochplateau im Norden der Kolonie ist das Klima, im Gegensatz zur Küste, durchaus angenehm und gesund —, und bald ist aus Kisten, Kasten, zusammenklappbaren Stühlen, Bettgestellen und vielleicht einigen Korbmöbeln, aus Decken, Schals, einigen Bildern und Photographien ein ganz anheimelndes Nest geschaffen, das bis zum Bau eines Steinhauses Unterkunft und Schutz gewährt gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne oder die wolkenbruchartigen Regengüsse der Regenzeit oder auch gegen die gefürchteten Raubtiere der Wildnis, die Löwen und Leoparden, die im Innern Afrikas noch in großen Mengen vorhanden sind.

Sobald das Lehmhaus, die vorläufige Wohnstätte der Ansiedler, fertig ist, besteht die nächste Sorge der Frau darin, ein Stück Land zum Gemüsegarten auszusuchen. Dieses muß möglichst in der Nähe des Flusses oder des Wassergrabens sich befinden, damit jederzeit und ohne gar zu viele Hilfskräfte bewässert werden kann. Nachdem einige Riesenbäume des Urwaldes gefällt und das dichte Unterholz mit dem Buschmesser von den eingeborenen Arbeitern abgehauen ist, müssen die Leute mit Hacken und Spaten das Land urbar machen. Dann werden mit Messlein und Holzpfehl die Beete abgesteckt, die nun fertig sind zur Aufnahme der Saat, die aus Europa mitgebracht wurde. Am besten ist es, jedes Jahr sich frische Saat schicken zu lassen, da die dort gezogene schnell degeneriert und man daher keine

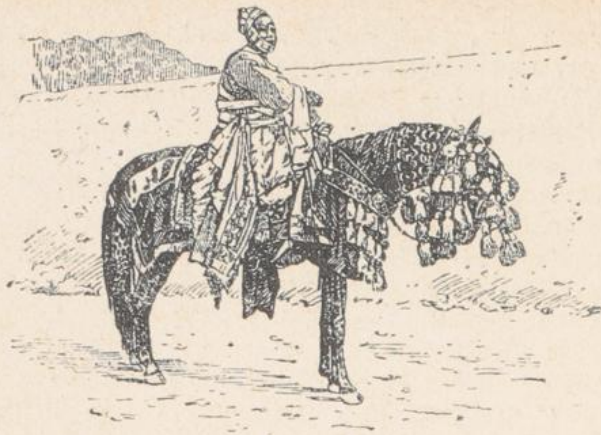
schönen vollen Gemüse erzielt. Alle Kohlarten, vom dunklen, krausen Grünkohl bis zu dem feinsten Rosen- und Blumenkohl, Bohnen, Erbsen, Möhren, Kohlrabi, Sellerie, Radieschen, Rettiche, Zwiebeln, Salat und die verschiedenen Gewürzkräuter werden in kleinen Parzellen ausgesät. Die günstigste Zeit hierfür ist Juni, Juli und Dezember, Januar, nach der großen Regenzeit, die vom März bis Mai dauert, und der kleinen Regenzeit im November. Einen der intelligenteren Eingeborenen betraut man nun mit der weiteren Sorge für den Garten, er nennt sich stolz fundi ya shambani (Gartenaufseher), und man gibt ihm einige kleinere Boys zur Hilfe. Dies schließt jedoch nicht aus, daß man selbst „Oberaufseher“ ist, denn der Schwarze ist kein zuverlässiger Arbeiter, er bedarf fortgesetzt des Antriebes und der Beaufsichtigung. Die Saat muß morgens und abends fleißig begossen werden, und für die sich bald entwickelnden jungen Pflänzchen müssen zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne „Sitanden“ aufgestellt werden. Dies sind Gestelle in etwa Meterhöhe, errichtet aus einigen Ästen mit Querhölzern und mit Bananenblättern bedeckt, um die grellen Sonnenstrahlen von den kleinen Pflänzchen abzuhalten. Inzwischen sind die größeren Beete fertiggestellt, und nach etwa zwei bis drei Wochen werden die kleinen Stecklinge ausgepflanzt. Wieder vergehen einige Wochen, während welcher Zeit die Pflänzchen sorgsam von Unkraut befreit und viel bewässert werden müssen, dann aber kann die Hausfrau, zu aller Freude, selbstgezozene Gemüse auf den Tisch bringen. Sie sind eine große Delikatesse und auch in gesundheitlicher Beziehung den Konservengemüsen vorzuziehen. Bei einiger Anpassung an die örtlichen Verhältnisse und an die Regenzeiten ist es möglich, das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse zu genießen. Obendrein stellt sich dieses wesentlich billiger als die Konserven, da ein sehr hoher Zoll auf der Einfuhr aller Konserven in Deutsch-Ostafrika liegt. Auch der König der Gemüse, der Spargel, gedeiht vortrefflich, und Erdbeeren gibt es fast das ganze Jahr; ebenso liefern Ananas im dritten Jahre bereits ihre prächtigen, aromatischen, durststillenden Früchte, so daß auch die Freunde einer guten Bowle in Afrika auf ihre Rechnung kommen.

So eignen sich die Hochländer Innerafrikas sehr wohl zu Gemüse- und Obstkulturen, zunächst fehlt aber noch die Absatzmöglichkeit, denn drei bis vier Tage auf den Köpfen der Schwarzen und noch ein Tag auf der Eisenbahn wären nötig, um die Produkte an die Küste zu bringen, wo sie unansehnlich und teilweise verdorben eintreffen würden. Der Weiterbau der Nordbahn könnte so manchem Kleinfiedler lohnenden Erwerb durch Gartenbau bringen.



Masai vom Kilimandscharo.

— 5. November 1914.



## Ein Reisetag in Adamaua.

Von Peter Hendrich.

Gelegentlich meiner Reisen in Kamerun folgte ich einmal auch einer Einladung des Lamidos von Ngaundere, ihn auf seiner Reise von Ngaundere nach Garua am Benue, in Nordkamerun, zu begleiten. Garua liegt etwa vierzehn Tagesreisen von Ngaundere entfernt. Der Lamido wollte dorthin, um auf der deutschen Residentur an der Kaisergeburtstagsfeier teilzunehmen.

Der Lamido, eine große stattliche Erscheinung, zwei Meter groß, ist ein bedeutender Mann in seinem Reiche und auch ein reicher Mann, der wohl weiß, was es heißt, mit Gindruck durchs Land zu reisen; so brach er mit einem Gefolge von 2000 Köpfen gen Garua auf, mit Großvieh, Schafen und Ziegen zur Verpflegung für seine Leute. Andere Nahrung in Menge, Mais, Hirse, Guineakorn, Alfama (eine Art Roggen), Butter und Honig, trugen die Weiber in selbstgefertigten Körben auf den Köpfen. Auch Brennholz und Trinkwasser wurden mitgenommen, und Mutterkühe mußten für Milch auf dem ganzen Wege sorgen. Die Lieblingsfrauen des Lamido befanden sich nicht im Zuge, sondern wurden dicht verschleiert lange vor Aufbruch des Herrschers durch Eunuchen vorausgeführt. Die übrige Begleitmannschaft bestand aus den Großen, Vertrauensleuten, Basallen, Leibwächtern, Händlern, Predigern und Schriftgelehrten, fast alle beritten, in Galakleidung, mit Schwertern, Speeren und Dolchen bewaffnet. Auch den Pferden war aller mögliche Schmuck umgehängt, manche waren mit wattierten Panzerdecken versehen. Speer-, Schwert- und Schildträger, untermischt mit Leuten mit Pfeil und Bogen, hatten sich immer in der Nähe des Lamidos aufzuhalten, der außerdem noch den Schutz zweier großer Schirme gegen die brennende Sonne genoß. Im Gefolge befanden sich ferner sechs Musikbanden zu Fuß und zu Pferde, Trommler, Pauker, Schalmeyen- und Fanfarenbläser. Die Fanfaren sind meistens aus zusammengelöteten leeren Blechdosen gemacht, bis zu 2 Meter Länge. Außer diesen Banden führte der Lamido auch noch eine besondere Hauskapelle mit sich, die nur in seiner engeren Lagerstatt spielte. Diese Leute führten Mandolinen, Harfen, Gitarren und Violinen in afrikanischer Art, und zu ihrem Spiel erklangen auch die holden Töne schwarzer Schönheiten, meistens jüngere Mädchenstimmen.

Es war wohl am dritten Tag der Reise, wo ich den Lamido am Fuß des Ngaundereplateaus, das 1200 Meter hoch ist, in dem Dorfe Omaru einholte. Nach den Strapazen der Reise, ich war nämlich schon etwa fünfundvierzig Tage unterwegs, in der schwülen Abenddämmerung, wurde ich zum erstenmal von dieser Musik überrascht, die viele liebe Erinnerungen an so manchen schönen Musikabend in Europa wieder wach werden ließ. Ich habe wohl selten wieder eine so zu Herzen

gehende Musik empfunden wie an jenem Abend. Meine Bitte an den Samido, einige der Vorträge wiederholen zu lassen, lehnte er höflich aber bestimmt ab und meinte, schöne Musik, zuviel genossen, würde an Wert verlieren und den gebachten Genuß vermindern. Ich mußte dem Manne recht geben. Alles blieb nun still, nur das Gequale der unzähligen Frösche, die Stimmen des sonstigen Nachtgetiers und das Heulen der Hyänen ließ sich dazwischen vernehmen.

Nachdem ich noch kurze Zeit den Sternenhimmel in seiner tropischen Pracht bewundert hatte, bei einer Zigarre und Whisky-Soda, begab ich mich zum Nachtlager, das meine Leute inzwischen hergerichtet hatten. Auf Veranlassung der deutschen Regierung sind in den Dörfern, den Tagemärschen entsprechend, Unterkunftsräume für Europäer eingerichtet. So ging die Einquartierung schnell vonstatten. Man kann der Regierung hierfür nur großen Dank zollen, besonders da hierdurch viele Unannehmlichkeiten zwischen den Dorfeinwohnern und dem schwarzen Trägerpersonal vermieden werden, denn auch für die Träger ist Unterkunft hergerichtet. Die Unterkunftsräume bestehen in Nord-Adamaua aus Gebäuden von starken Lehmwänden mit Grasdach. In den Häusern für die Europäer ist der Boden mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt, was einen sauberen und netten Eindruck macht, auch eine kleine Veranda, Küche, Baderaum und sonstige Bequemlichkeiten sind da, das Ganze mit einem großen Lehmwall umgeben. In Omaru hatte alles ein besonders gutes und anheimelndes Gehöft. Auf die Veranda hatten meine Diener den weißgedeckten, mit Blumen geschmückten zusammenlegbaren Reisetisch gestellt, und Geschirre, Besteck und die üblichen scharfen Würzen für die Speisen standen bereit.

Das Abendessen wurde vom schwarzen Koch hergerichtet und bestand aus Hühnersuppe mit Einlage, Koteletten von Huhn mit Dosen spargel, Kartoffeln, und als Nachtisch in Zucker und Butter gebratene Bananen. Nach dem Essen ging's zur Ruhe

bis 5 Uhr früh, in der üblichen großen zusammenlegbaren Bettstelle mit lustigem Gazemoskitonez darüber. Unangenehm berührt war ich am Morgen, als mein Diener beim Betreten des Hauses einen Schrei ausstieß und wieder davonjagte. Nähere Nachforschung ergab, daß über Nacht eine der gefährlichen schwarzen Schlangen durch den Raum gekrochen war und sich dabei gehäutet haben mußte, denn zwischen Bett und Tür lag eine fast vollständige 1½ Meter lange Haut. Solche Besuche können in den heißen Mondscheinnächten häufig vorkommen, ohne daß sie zu Katastrophen führen. Im toten Busch von Südkamerun ist es mir einmal passiert,



daß ich am Morgen beim Wegnehmen der Kopfkissen eine kleine Schlange ungefährlicher Art fand, die sich über Nacht einquartiert hatte, um eine wärmere Schlafstatt zu haben.

Nun schnell ein kaltes Frühbad genommen, am schön gedeckten Kaffeetisch gefrühstückt, Kaffee, Butter, Biskuits, Spiegeleier, Käse, und dann konnte ich meinen kräftigen, schönen, aber störrischen Fuchs besteigen. Los ging es in die klare frische Morgenluft der Tropen durch leicht gebirgiges, sanft bewaldetes Terrain.



Ich zog nun an der Seite des Lamidos weiter, während sich meine 200 Träger dem Gefolge des Lamidos anschlossen. Den Kopf des Zuges bildete eine berittene bewaffnete Macht von 100 Mann, dann kam eine Musikbande von 6 Mann. Hierauf 2 vollgefattete und mit kostbaren Decken behangene Pferde des Lamidos. Hierauf ein großer Troß Pferdeknechte und Schwert- und Speerträger der Großen, dann eine Musikbande, 15 Mann stark, worauf die Vertrauensmänner und Großen des Lamidos folgten, meine Wenigkeit und sodann der Lamido, ebenfalls hoch zu Roß, umgeben von Handlangern, die ihn zeitweise im Sattel stützen mußten, obgleich er gar nicht krank war. Es gehört sich so zu seiner Würde.

Rechts und links liefen und ritten Bänkelsänger und Barden, die dem Lamido alle möglichen Schmeicheleien zuriefen und die Heldentaten seiner Eltern und Vorfahren samt seinen eigenen Großtaten im Gesang verherrlichten. Dazwischen wurde auch mancher faule Witz gerissen, so daß die ganze Gesellschaft stets in großer Heiterkeit blieb. Für mich wurde die Sache allmählich zu einer Strapaze, und ich sehnte mich schon nach dem Augenblick, wo ich mich höflich und anständig dem Getümmel und Wirrwarr würde entziehen können. Auf dem Marsche hatte ich die Ehre, mit dem Lamido zusammen zu essen, d. h. ich ließ meinen eigenen Proviant herankommen und ebenso er nach seiner Art. Es durften aber nur einer seiner Leibwächter und einer meiner Diener anwesend sein, während wir von der übrigen Welt durch große Decken, die von besonders langen braunen Kerlen gehalten wurden, abgeschlossen dafsäßen, so daß unser Tun und Treiben nicht beobachtet werden konnte. Bald nach dem Essen verabschiedete ich mich, holte meine Leute aus dem Zuge heraus und zog meine eigenen Pfade weiter, nicht ohne vorher große Beteuerungen gegenseitiger Freundschaft ausgetauscht zu haben, die sich auch später betätigte.



### Spruch.

Der ist nicht wert des Weines,  
Der ihn wie Wasser trinkt!

(Goethe.)



## Togo, unsere deutscheste Kolonie.

Von Direktor Fr. Hupfeld.

Wer auf der Karte von Afrika die deutsche Togokolonie aufsucht, wird zunächst den Eindruck bekommen, als ob es sich um ein herzlich kleines und daher kaum besonders wichtiges Fleckchen Erde handele. Doch der Maßstab trügt. Die Kolonie hat mit ihren 87 000 Quadratkilometern Fläche immerhin die Größe von Bayern und Württemberg zusammen ohne die Rheinpfalz, oder fast die des Königreichs Portugal. Die Bevölkerung beträgt neben 400 Weißen 1 Million Neger; es wohnen also auf 1 Quadratkilometer durchschnittlich  $11\frac{1}{2}$  Menschen, was für afrikanische Verhältnisse ziemlich viel ist.

Zwischen der englischen Goldküste im Westen, Französisch-Dahomey im Osten und dem Französischen Sudan im Norden erstreckt sich Togo auf eine Entfernung von rund 600 Kilometer (= München — Hamburg) vom Busen von Guinea nordwärts.

Die Kolonie wird fast der ganzen Länge nach von einem langgestreckten, bis 1000 Meter hohen, walddreichen Gebirge durchzogen, das in vielen Beziehungen dem Thüringer Walde ähnelt. Auf beiden Seiten des Gebirges dehnen sich weite Ebenen aus, meist von Baumsteppe erfüllt, die am besten mit einem verwilderten Obstgarten verglichen werden kann; doch hat nur ein kleiner Teil der Steppenbäume Nutzwert.

Togo liegt ganz in der Tropenzone, die durchschnittliche Jahrestemperatur ist an der Küste  $27^{\circ}\text{C}$ , im Gebirge nur wenig niedriger. Die Jahreszeiten äußern sich in einer Hauptregenzeit im April bis Juli, der kleinen Trockenzeit im August, der kleinen Regenzeit im September und Oktober und der großen Trockenzeit im November bis März. In Nordtogo ist nur eine Regenzeit von Mai bis Oktober und eine sehr scharf auftretende Trockenzeit von November bis April. Die jährliche Regenmenge beträgt an der Küste nur 60 Zentimeter, im Innern 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Meter, ist also für tropische Verhältnisse nicht eben hoch.

Togo ist kein Land für europäische Bestiedlung. Der Weiße wird dort stets nur in den höheren Stellungen, also als Beamter, Missionar, Kaufmann, Pflanzer tätig sein können und schwere körperliche Arbeit dem Schwarzen überlassen müssen. In ihren zahlreichen, dabei friedlichen und arbeitsgewohnten Eingeborenen besitzt die Kolonie aber die wichtigste Vorbedingung für eine gedeihliche Entwicklung. Zugleich sind auch die natürlichen Grundlagen für eine Reihe wichtiger tropischer Kulturen gegeben.

An ihrer Spitze steht die der Ölpalme; aus ihren Früchten gewinnt man Palmöl, das zu Seifen und neuerdings auch zu Speisefetten verarbeitet wird, und Palmkerne, aus denen man Palmkernöl für Speisefett- und für Kerzenfabrikation und die als Viehfutter wertvollen Palmkernkuchen gewinnt.

Ferner wird in den Waldgebieten Mitteltogos in steigendem Umfange Kakao angebaut. Von besonderem Interesse ist die dem Togoneger von alters her bekannte, aber erst seit 15 Jahren für Ausfuhrzwecke ausgedehnte Baumwollkultur. In den Wäldern gewinnt man aus wilden Bienen und einer Anzahl von Bäumen Kautschuk zum Teil von ausgezeichnete Güte. Auf den Ebenen der Küstenbezirke baut der Eingeborene Mais an, wovon je nach dem Ausfall der Ernte kleinere bis bedeutende Mengen nach Deutschland verschifft werden.

Im allgemeinen herrscht dabei die Betriebsform der kleinbäuerlichen Eingeborenenkultur durchaus vor; sie wurde durch sachgemäße Maßregeln der

Regierung wie auch des Kolonialwirtschaftlichen Komitees und der Kaufmannschaft wirksam gefördert.

Daß daneben auch der europäische Plantagenbau seine volle Berechtigung hat, lehrt schon die Tatsache, daß bisher Tausende von Togonegern regelmäßig in die Kakaobezirke der englischen Goldküste zur Arbeit gehen, weil sie solche Lohnarbeit in Togo nicht genug finden. In den letzten Jahren hat der Plantagenbau begonnen, größeren Aufschwung zu nehmen; er befaßt sich mit dem Anbau von Kokospalmen, Ölpalmen, verschiedenen Kautschukbäumen, Kakao, mit der maschinellen Verarbeitung der Ölpalmenfrüchte auf Palmöl und Palmkerne und neuerdings auch mit der Kultur der wichtigen, Sisalhaut liefernden Agave.



Eisenwerk der Eingeborenen in Togo.

rühren. Togo war viele Jahre hindurch selbst erhielt.

Ob es freilich gerade angesichts der günstigen Entwicklung des Landes nicht kaufmännisch richtiger gewesen wäre, die Anleihen für Eisenbahnbauten und ähnliche werbende Anlagen schon einige Jahre früher zu bewilligen, sei hier nur angedeutet.

Wichtiger aber als dieser günstige Stand der Finanzen der Kolonie und wichtiger noch als die günstigen wirtschaftlichen Erfolge ist der in Togo gelieferte Nachweis, daß wir Deutschen auch unter schwierigen Verhältnissen imstande sind, eine Kolonialpolitik zu treiben, die der Kolonie nicht nur europäische Kultur im allgemeinen bringt, sondern ihr zugleich einen ausgesprochen deutschen Charakter aufprägt.

Das war in Togo an sich nicht leicht. Das Englische herrschte bereits, ehe das Land deutsch wurde, und die vielfachen Berührungen mit der benachbarten englischen Goldküste wie überhaupt die Möglichkeit, in den überwiegend doch den Engländern gehörigen Kolonien Westafrikas gut bezahlte Arbeit zu finden, lassen es dem strebsamen Togoneger zweckmäßig erscheinen, vor allem Englisch zu lernen.

Es ist das Hauptverdienst des langjährigen Gouverneurs von Togo, Grafen von Zech, dem mit Stetigkeit und Erfolg entgegengetreten zu sein. Er erreichte es, daß in den zahlreichen Schulen der evangelischen Norddeutschen wie der katholischen Stehler Mission, abgesehen von der Eingeborenen-sprache, nur Deutsch gelehrt wird, und bei dem großen Verneiner der Togoneger ist jetzt schon der Erfolg erzielt, daß Tausende von Eingeborenen Deutsch verstehen, und daß in der Verwaltung wie in den Privatbetrieben die deutsche Sprache fast allgemein durchgeführt ist. Das schauerhafte Negerenglisch, wie es in Kamerun noch solch große Rolle spielt, verschwindet immer mehr, und zum Glück hat man auch nicht etwa eine Neger-sprache wie in Ostafrika das Suaheli zur herrschenden Sprache gemacht.

Von besonderer Bedeutung ist es auch, daß die europäischen Unternehmungen fast ganz in deutschen Händen sind. Neben den beiden genannten rein deutschen Missionsgesellschaften besteht nur eine kleine Gemeinde der Wesleyaner

Von grundlegender Bedeutung für die Erschließung des Landes waren der Bau einer Landungsbrücke in der Hauptstadt Lome und der Bau dreier von da ausgehenden Eisenbahnen, an die sich ein verhältnismäßig sehr ausgedehntes Netz von Automobilstraßen anschließt, die sich über die ganze Kolonie erstrecken.

Nur für diese Bauten, die man auch in Deutschland aus Anleihen bestreitet, wurden der Kolonie beim Reiche Anleihen bewilligt, die regelmäßig verzinst und getilgt werden. Im übrigen deckt Togo schon seit vielen Jahren seine laufenden Ausgaben aus laufenden Einnahmen, die hauptsächlich aus Einfuhrzöllen und aus einer Kopfsteuer herkommen, bekanntlich die einzige Kolonie, die sich

ohne weiße Leitung und daher ohne Werkkraft. Alle Plantagenbetriebe sind in deutschen Händen. Die kaufmännischen Firmen sind bis auf eine deutsch. Demgemäß sind denn auch die Weißen zum allergrößten Teil Deutsche, zumeist auch von deutscher Reichsangehörigkeit. Engländer sind nur wenige, Buren keine in der Kolonie. Ferngehalten wurde zum Glück das zweifelhafte Element der Weißen zweiter Klasse, wie es sich in Gestalt von Syrern, Levantinern und andern nur zu leicht vernegernden Südländern in andern afrikanischen Kolonien nur reichlich breitmacht. Es fehlt aber auch ganz ein farbiges Element wie die Inder, das sich in Ostafrika so zahlreich zwischen den Weißen und den Eingeborenen eindrängt.

So war Togo im Zusammenwirken der Regierung mit Mission, Kaufleuten und Pflanzern eine wirklich deutsche, ja die deutscheste Kolonie geworden, auf die gerade diejenigen Kolonialpolitiker mit besonderem Stolz hinwiesen, die in kolonialer Betätigung nicht nur wirtschaftliche, sondern vor allem auch nationale Aufgaben erblickten.

Da kam der Weltkrieg! Bei der Friedlichkeit der Eingeborenen besaß Togo nur eine kleine Polizeitruppe; die Deutschen waren militärisch überhaupt nicht organisiert. Der Ausgang des Kampfes gegen die von Westen und Osten in überwältigender Übermacht anrückenden Engländer und Franzosen konnte an sich nicht zweifelhaft sein. Es war schon ein schöner Erfolg, daß man die Funkstation Kamina drei wichtige Wochen hindurch gehalten hat, bis man am 27. August 1914 kapitulieren mußte.

Von einem ehrenvollen Frieden im tobenden Weltkriege aber hoffen, verlangen wir, daß unsere deutscheste Kolonie deutsch bleibt.



Eingeborener Soldat.



Fetische.

### Klassischer Togospruch.

Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste Frau erkennst —  
daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

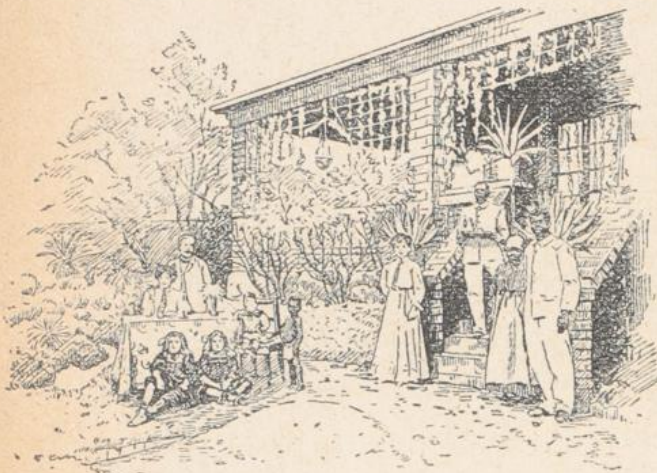
(Schiller über unsere Musterkolonie.)

## Ein Tag aus dem ostafrikanischen Pflanzlerleben der deutschen Hausfrau.

Von Louise Leidecker.

Noch schlummert die Landschaft unter dem schwarzen Mantel nächtlicher Finsternis, da schrillt erbarmungslos das Rasseln der Weckuhr durch die friedliche Stille.

Mit kühnem Entschluß streife ich die mollige Wolldecke ab, taste mich vorsichtig hinaus aus dem zarten Gewebe des Moskitonezes und stehe kurz darauf im kühlen Baderaum, wo eine frische Dusche die schlafbetäubten Lebensgeister zu neuem Wirken weckt. Beim rötlichen Schein der Petroleumlampe wird die Toilette vollendet, dann trete ich auf die Veranda und atme mit wohligen Genießen die würzige Luft des



kühlen Morgens. Ein frischer Wind streicht als Vorläufer des anbrechenden Tages durch die Pflanzung; aus der Tiefe des östlichen Horizonts schiebt sich falbes Licht über die Hügelkette und wirft verschwommene Strahlen gegen den sich facht entfärbenden Himmel. Im nahen Strauchwerk flötet ein Nachtvogel in schwermütiger Monotonie seine klanglose Weise.

Aus der Küche, etwas abseits vom Hause, dringt das Geräusch brechender Zweige; Koch und Küchenjunge sind mit der Zubereitung des Morgenkaffees be-

schäftigt und entsachen mürrisch und schlastrunken ein schwelendes Holzfeuer. Mein Mann schlendert prüfend an den Blumenbeeten entlang und untersucht die Ananaspflanzen, ob sich nicht im tiefen Innern des Blättertrichters jenes flammende Rot zeigt, das als erster Vorbote die kommende Frucht verrät.

Plötzlich dringt ein hartes, scharfes Zischen über die Plantage, ein weißer, im Zwielficht rotglühender Dampfstrahl steigt über der Fabrik in die Höhe, dumpfdröhnend mit weithin vernehmbarem Alarm ruft die Sirene zur Arbeit. Mein Mann greift zum Tropenhut und fährt auf der schnellen Feldbahntrolly zur Fabrik hinunter. Oben auf dem Ramm einer Hügelwelle erscheinen die Silhouetten der schwarzen Arbeiter, die im langen Zuge zur Arbeitsstätte strömen. Die nackten Arme fröstelnd an den leichtbekleideten Körper gepreßt, stapfen sie durch die Kühle des Morgens und verschwinden gleich wandelnden Schatten im Tal.

Es ist inzwischen ganz hell geworden, mit vollem Schein steht die Sonne am lichtblauen Himmel, noch eine kurze Stunde, dann brütet die Luft in glühender tropischer Hitze.

Jetzt beginnt mein Tagewerk. Der Frühstückstisch auf der Veranda wird hergerichtet; Weißbrot und Butter, Wurst, Käse und Fischkonserven werden aus der Vorratskammer geholt; der Hühnerstall wird geöffnet, mit zänkischem Flügelschlagen drängt das hungrige Federvieh heraus und stürzt sich gierig auf die hingeworfenen Reis- und Maiskörner.

In der Küche werden von den inzwischen munter gewordenen Boys Töpfe, Teller und Tassen gespült, der behäbige schwarze Koch schlürft heran und erkundigt sich nach dem Tagesgericht. Doch da ist guter Rat teuer, denn ob der schwarze Schlächter, den mein Mann im Dorfe angestellt hat, heute ein Rind schlachtet, weiß ich nicht; auch der Koch weiß es nicht, also muß er schleunigst hin und fragen. Ein anderer Boy schleicht mit bekümmertem Miene aus dem Hühnerstall und meldet,

daß die pflichtvergeffenen Tiere auch nicht ein einziges Ei hinterlassen haben. O weh, ein böser Tag; kein Fleisch, keine Eier, was soll ich nur dem hungrigen Mann zu Mittag vorsehen? Flugs wird der Boy zur Nachbarpflanzung geschickt; in zwei Stunden frühestens kann er zurück sein, und wenn's auch da kein Fleisch gibt, so wird er doch wohl ein paar Eier bringen.

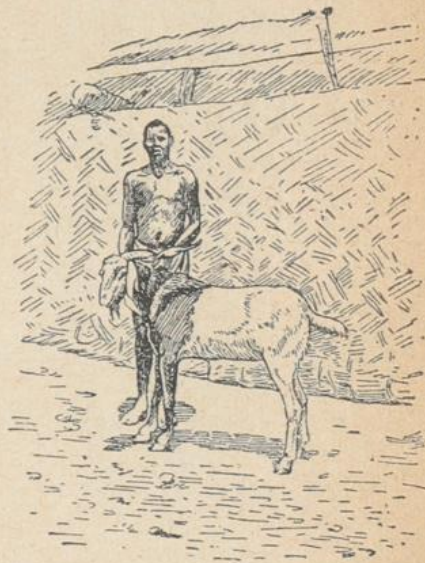
Mittlerweile gehe ich in den Waschraum, um nach der Wäsche zu sehen. Herrjeh! da ist ja kein Tropfen Wasser mehr in der Tonne! Die Zisterne am Hause, die das Regenwasser auffängt, ist in der langen regenlosen Zeit längst versiegt; also werden wieder zwei Boys fortgeschickt, um das so kostbare, unentbehrliche Maß aus der Fabrik zu holen, denn der nächste Fluß ist 6 Kilometer von der Pflanzung entfernt, zu ihm führt eine Rohrleitung mitten durch den Urwald, durch die die Pflanzung ihr Wasser bekommt; bestenfalls in ein bis zwei Stunden können die Boys mit der gefüllten Tonne zurück sein. Bis dahin muß ich mich in Geduld üben.

Jetzt habe ich nur noch meinen tüchtigen Hausboy Zuma zur Verfügung; er muß ins Schlafzimmer, auflegen, die Betten lüften und die Veranda säubern.

Es ist 8 Uhr; da höre ich das Rollen der Feldbahntrolly, mein Mann kommt zurück. Nun schnell den dampfenden Kaffee auf den Tisch. Wir verbringen ein gemütliches Plauderstündchen, mein Mann entwickelt, angeregt durch den frühen Inspektionsgang durch Fabrik und Plantage, einen prächtigen Appetit und erzählt mir scherzhafte Anekdoten von der naiven Verschmitztheit einzelner Arbeiter. Mich aber drücken die Sorgen um Wäsche und Mittagsmahl.

Während sich mein Mann ins Bureau zurückgezogen hat, erscheint der dicke Koch im Türrahmen. Sein wohlgerundetes Gesicht weist einen Zug mitfühlender Kummernis auf, mir ahnt eine Trauerbotschaft und richtig, der Dorfschlächter schlachtet erst wieder Ende der Woche. Oben auf den Nordpflanzungen, woher er sein Vieh bezieht, ist wieder einmal eine der so häufigen und mannigfachen Tierkrankheiten ausgebrochen; nun wird jeder Transport in der auf dem Wege liegenden Quarantänestation zurückgehalten. Das einzige Kind, das der Schlächter vom letzten Transport noch besitzt, will er für den Lohntag am Sonnabend aufheben. Trübe Aussichten. Aber vielleicht ist auf der Nachbarpflanzung geschlachtet worden, dann wird der zweite Bote das Ersehnte bringen. Hallo, da kommt er! Er trägt schwer an dem kleinen Bastkorb, also bringt er die Rettung. Ich rufe schon von weitem: „Bringst du Fleisch?“ Aber er nickt stumm verneinend, doch dann grinnt er mit breitgezogenem Munde und ruft zurück: „Eier“.

Ein Stein fällt mir vom Herzen, ich öffne den Korb, zwei Duzend dicke, frische Hühnereier schießt mir die freundliche Nachbarin nebst ihrem Rat, die Fleischnot nicht allzu tragisch zu nehmen, denn man sei im Innern Afrikas und nicht im gepriesenen Berlin. In Gedanken überfliege ich die kulinarischen Möglichkeiten, Spiegeleier, Rühreier, verlorene Eier, hart- und weichgekochte Eier, Eierkuchen, Eiernudeln, Eiertörtchen, Eierpflaumen, Eier — . . . Halt! da ist meine Phantasie auf Irrwege geraten. Ich muß mich erst wieder sammeln, um eine unauffällige Verteilung des Eiersegens auf die nächsten acht Eiertage auszuhecken. Schade, daß nicht Ostern in diesem Eierreichtum fällt! Wenn man vorsichtig einmal Backhuhn, einmal Suppenhuhn und ein drittes Mal Frikasseehuhn einschöbe, ginge es vielleicht, aber, aber — — H—u—h—n? Huhn in verdoppelter Auflage ist der gastronomische Schrecken aller alten Afrikaner! Mein Mann wäre beim dritten Huhn unzweifelhaft entsezt davongelaufen, möchte die Metamorphose auch einen noch so klangvollen Namen haben. Selbst wenn es unter der gewiß harmlosen Flagge „Würzfleischpastete“



ger

segelte, stippte er argwöhnisch mit der Gabel in dem Gericht umher, wobei er mich verstohlen beobachtete. Und dann schlug mir das Gewissen.

Nein, ich setzte mich hin und schrieb an die Schlächterei in Wilhelmsthal. Dort im kühlen Klima des Usambaragebirges gab es Schweine, wirkliche, aus Europa importierte Schweine, die fast überall im mohammedanischen Afrika zu den begehrtesten Raritäten zählen. Jetzt, in der kühlen Jahreszeit, würde das Fleisch den Transport ja wohl überstehen, und dann konnte ich wenigstens einmal in dieser vegetarischen Woche mit Schweinerippen aufwarten.

Losgelöst von aller Sorge eilte ich in den Waschraum. Eben kamen die Boys mit der gefüllten Wassertonne angefahren; die Wannen wurden aufgefüllt und der Waschboy konnte beginnen. Auf Waschbrett und Waschmaschine verstehen sich die Schwarzen nicht, sie sind zähe Konservative und als solche bleiben sie ihrer vorzeitlichen Methode treu. Die Wäsche wird auf eine leere Bierkiste gelegt, eingeseift und durch sanfte Schläge mit der flachen Hand unter wiederholtem Eintauchen ins klare Wasser gereinigt. Schnelle Trocknung und blendendweißes Bleichen besorgt die Tropensonne.



Nun muß ich in die Küche, um dem Koch die erforderlichen Anweisungen für den mittäglichen Eierkuchen zu erteilen. Denn seine Kunst steckt noch in den ersten Anfängen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß er sich hat von der Ansicht befreien müssen, angebrütete Eier mit möglichst weitentwickeltem Rücken seien am nahrhaftesten und daher für die Küche besonders zu empfehlen; auch andere, ebensowenig erbauliche Gewohnheiten, die ihm aus der Zeit seines rauhen Steppendaseins noch anhafteten, hat er erst kürzlich unter dem veredelnden Einfluß der Zivilisation abgestreift. Es ist also Vorsicht geboten.

Mein Mann hatte sich unterdessen wieder in die Pflanzung begeben. Gegen 1 Uhr kam er zurück. Er wurde von mir mit klug ausgedachter Rede auf die hygienischen Vorzüge eines abwechselnd vegetarischen Mittagisches vorbereitet und bekundete mir seine Übereinstimmung durch restlose Vertilgung des Eierkuchens.

So verlief der Beginn der Fleischnot in ungetrübter Harmonie.

Über die heißesten Stunden des Tages helfen wir uns durch ein Mittagsschläfen im breiten Bombaystuhl hinweg. Warum findet man dieses so außerordentlich praktisch-bequeme Möbel in keinem deutschen Möbellager? Warum werden statt seiner Klubsessel fabriziert, die mit ihrer mehr oder weniger vertikalen Rückenwand oder dem vorstehenden Kopfpolster ein längeres Nickerchen einfach unmöglich machen? Von der unbequemen Chaiselongue oder dem urgroßväterlichen Sofa gar nicht zu reden!

Gegen 3 Uhr erheben wir uns. Mein Mann trinkt eine Tasse kalten Kaffee und begibt sich in die Fabrik. Ich selbst gehe in die Küche, denn eine verdächtige Stille läßt mich vermuten, daß dort nicht alles in Ordnung sei. Beim Eintritt bietet sich mir ein liebliches Bild tropischen Gleichmuts. Oben auf der noch warmen Herdplatte schlummert der Küchenjunge, der Hausboy pendelt auf dem schmalen Bügelbrett, und auf der umgestülpten Bierkiste liegt der dicke Koch, die nackten Beine über eine Stuhllehne gehängt. Ein harmonisches Schnarchkonzert vervollständigt das friedliche Idyll. Ich höre den ahnungslosen Musikanten eine Zeitlang andächtig zu, dann lasse ich einen leeren Blecheimer auf den zementierten Fußboden fallen. Lärmendes Gepolter! In jähem Entsetzen fahren die Schläfer hoch, blinzeln verwundert auf die plötzliche weiße Erscheinung und trotten mit ver-

legenem Lächeln langsam an die Arbeit. Das Geschirre muß gespült, die Küche gereinigt und der Herd gepuht werden; und wer für diese Beschäftigungen überzählig ist, hat das Unkraut von den Blumenbeeten zu entfernen, oder den Hausvorplatz zu säubern. An Arbeit mangelt es nie!

Wieder dröhnt die Dampfpfeife über die Plantage, 4 Uhr nachmittags. Die Tagsschicht ist beendet.

Ich setze meinen leichten Florentiner auf und schlendere zur Fabrik hinunter, meinen Mann abzuholen. Die begegnenden Schwarzen rufen mir ein freundlich-fröhliches „Jambo, bibi“ zu und eilen nach ihren Hütten. Ich stehe auf dem weiten Vorplatz der Fabrik und habe meine Freude an den harmlosen gegenseitigen Neckereien der Neger. Die erschlassende Hitze des Tages ist einer milden Wärme gewichen, die Sonne schwebt an der westlichen Himmelwand und überzieht die dunkelgrünen Reihen der Agaven mit rotleuchtender Patina. Das stampfende und surrende Geräusch der Maschinen ist verstummt, die letzten Arbeiter ziehen zu ihren Hütten; der stille Friede des dämmernden Abends und die erhabene Ruhe tonloser Leere breiten sich aus über die Landschaft.



Im gemächlichen Schlenderschritt wandern wir zurück. Zu Hause harren meiner schon die Hühner; sie haben sich unter der Veranda versammelt und werfen hungerrige Blicke nach oben. Wie sie uns erblicken, laufen sie uns entgegen und folgen uns erwartungsvoll wie Kinder dem Leierkastenmann. Erst nach Empfang der gewohnten Ration Mais versügen sie sich allmählich in den Stall.

Im Zimmer wird die Petroleumlampe angezündet. Mein Mann gießt sich einen Whisky-Soda ein und wirft sich in den Langstuhl. Inzwischen lasse ich den Tisch zum Abend decken. Als Vorgericht gibt's Artischocken, von denen mit der letzten Gemüsesendung aus Ufambara ein halber Sack voll angekommen ist, dann Eier, Büchsenkäse und Wurst. Dazu je eine Flasche Bier aus der Daressalamer Brauerei, das im Windsack auf eine genießbare Temperatur gekühlt worden ist.

Der Hausboy hat inzwischen unter der Decke der Veranda ein weites Moskitonez befestigt und den Lesetisch nebst zwei Liegestühlen daruntergeschoben. Hier verbringen wir beim hellen Schein einer Spiritusglühlichtlampe, geschützt vor den fieberbringenden Stichen der umhersummenden Malaria-Mücken, lesend den Rest des Abends.

Gegen 9 Uhr werden Türen und Fenster geschlossen. Nach einer erfrischenden Dusche legen wir uns zur Ruhe und finden in einem tiefen Schlaf Kraft und Energie zu neuem Tagewerk.



Zigarette Versteigerung von Langa 3.—5. November 1914.

## Erinnerungen eines Seesoldaten an Tsingtau.

Von Emil Löhnig.

### Eine Feldmarschübung in das Lauschengebirge.

Der frühe Morgen eines Tages im Juli 19.. fand meine in Tsingtau liegende Kompagnie des 3. Seebataillons auf dem Hofe der Bismarckkaserne zu einer Feldmarschübung in das Lauschengebirge angetreten. Es war erst gegen 3 Uhr und noch finster, als sich die Kompagnie zu dieser Übung auf der Ostpaßstraße in Marsch setzte. Durch den schönen Forstgarten mit der angrenzenden Rennbahn und dem Badestrand führt der Weg. Zur Linken kommen wir an den Itis-kasernen vorüber, in welchen die Matrosenartillerie-Abteilung Kiautschou liegt. Der Weg führt jetzt an der See, dem Gelben Meere, entlang und ist dessen dumpfe Brandung zur Rechten hörbar. Bald haben wir auch die Chinesendörfer Tschan-Tschan und Fuschanso hinter uns. Verschlafene Chinesengesichter schauen bei unserm Durchmarsch aus den Häusern, verwundert über die gestörte Morgenruhe. Als wir auf die Höhe der Insel Maitau kommen, geht die Sonne auf. Welch herrlicher Anblick. Der aus dem Meere aufsteigende Sonnenball spiegelt sich in einem herrlichen Widerschein in den Wellen. Zur Linken ragen die imposanten Umrisse der Prinz-Heinrich-Berge in den blauen Himmel, der uns gutes Wetter verspricht. Eine fröhliche Stimmung kommt jetzt in die Kompagnie. Marschlieder ertönen in den frischen Morgen hinein. Der Weg führt jetzt an dem flachen sandigen Strande hin. Zur Linken erhebt sich nun der Kaiserstuhl, ein terrassenförmiger Berg.

Gegen 11 Uhr vormittags liegt die Schakeloubucht vor uns. Eine Anzahl chinesischer Dschunken schaukeln auf den Wellen dieser. Nachdem wir das an der Bucht liegende chinesische Dorf Schakelou passiert haben, gelangen wir bei dem hier liegenden deutschen Seesoldaten-Detachement an. Hier kocht die Kompagnie ab und setzt sich dann in das nahe vor uns liegende Lauschengebirge in Marsch. Nach der Durchquerung der die Schakeloubucht umgebenden kleinen, sandigen Ebene wird der Weg sehr steil. Schmale Pässe ziehen die Kompagnie auseinander. Herrlich sind hier die Gebirgszenerien. Kleine Bäche stürzen sich, durch Steinblöcke schlängelnd, plätschernd in die Tiefe. In kleinen Tälern, hinter Obstbäumen halb versteckt, bieten kleine Chinesenhäuser ein malerisches Bild. Die Fauna ist hier oben nicht stark vertreten. Etwas besser dagegen die Flora. Reizende tulpenartige bunte Blumen entzücken das Auge. Leider sind sie meist geruchlos.

Immer steiler und anstrengender wird der Marsch. Endlich kommt unser heutiges Ziel, das Mecklenburghaus, in Sicht. Neben diesem, dem Erholungsheim für Tsingtauer Genesende, schlagen wir Zelte auf und beziehen Bivak. Gegen Abend geht ein Platzregen, die hier sehr plötzlich kommen, nieder. Müde begibt sich bald alles in die Zelte zur Ruhe. Das einförmige Rauschen des niederfallenden Regens in den grünen Stengeln des neben den Zelten wachsenden Bambushaines gaukelt uns ein Schlummerlied vor.

Der nächste Tag, ein Sonntag und zugleich Ruhetag, bricht mit schönem Sommerwetter an. Nachdem wir vormittags unsere Ausrüstung und Waffen in Ordnung gebracht haben, bleibt uns der herrliche Sonntagnachmittag für Spaziergänge ins Gebirge frei. Ich habe mir den Paß nach dem Meere zu als Ziel gewählt. Nur mit Bambusstock und Feldflasche bewaffnet und im leichten Khakianzug mit Tropenhelm, marschiere ich über Hügel und durch reizende kleine Täler, bis ich nach reichlich zwei Stunden auf den steilen, vom Meere begrenzten Abhängen des Gebirges angekommen bin. Welch überwältigender Rundblick! Vor mir das schäumende und brausende Meer. In steiler Tiefe vor mir wirft es den weißen, brodelnden Gischt der Brandung an die gigantischen Felsen. In der Ferne erblicke ich den Rauch eines vorüberfahrenden Dampfers. Hinter mir ragen, mit leichtem Nebel umgeben, die Bergketten des Gebirges empor. Zur Rechten, weit über Hügel

und Täler, erblicke ich die Einfahrt zur Kiautschoubucht und die Höhen um Tjingtau; dahinter Kap Fäschke. Die untergehende Sonne mahnt mich wieder an den Heimweg. Einige schöne Abendstunden unter freiem Himmel bei „Germania“-Bier und Unterhaltung beschließen den Tag. Über uns ist unterdessen der Mond aufgegangen, die Berge und Täler in sein Silberlicht tauchend. Ein herrlich schöner Anblick.

Den nächsten Tag brechen wir früh zum Rückmarsch nach Tjingtau auf. Im Tale des Lauschanbaches abwärts und später die Cecilienbrücke überschreitend geht unser Marsch. Noch vor Mittag sind wir in Litsun, einem größeren chinesischen Dorf mit deutscher Polizeistation, angelangt. Nach einer Pause mit Abkochen in dem ausgetrockneten Flußbette des Litsunflusses marschieren wir nachmittags weiter. Am späten Nachmittag gelangen wir über Taitungshen und die Molkfebaracken wieder in Tjingtau an.

### Ein Ausflug mit der Schantungbahn nach Kiautschou.

Es war im Oktober 19.. Ich hatte mit einigen Kameraden von unserm 3. Seebataillon einen Ausflug von Tjingtau aus nach der chinesischen Kreisstadt Kiautschou geplant. Nachdem wir hierzu den erforderlichen Urlaub erhalten hatten, dampften wir mit dem Zug an einem schönen Tage frühmorgens unserm Ziele zu. Das Tjingtauer kirchenähnliche Bahnhofsgebäude verschwindet schnell unsern Blicken. In einem leichten Bogen, an der Kiautschoubucht entlang bis zur Grenzstation Nükoku, läuft der Schienenstrang der Schantungbahn. Mit dem Ausblick nach links auf die Kiautschoubucht bieten sich unsern Augen keine besonderen Reize. An dem mit Steinblöcken, Geröll und Seemuscheln bedeckten Ufer der Bucht bricht sich schäumend das blaugraue Wasser. In der Bucht erheben sich aus dem Wasser die Umrisse der Insel Dintau. Zur Rechten der Bahn ist das Bild etwas anziehender. Es werden eine Anzahl Chinesendörfer sichtbar. Landleute arbeiten auf ihren Feldern. Im Hintergrunde ragen die imposanten Umrisse des schönen, in deutschem Gebiet liegenden Lauschangebirges empor.

Die erwähnenswerteste Station bis zur Grenzstation ist Hankau, das eine deutsche Seidenspinnerei besitzt.

In Nükoku, der Grenzstation, langen wir gegen 8 Uhr morgens an. Hier, an der Grenzstation des eigentlichen Kiautschougebiets, hält der Zug einige Zeit. Mehrere chinesische Zollbeamte und chinesische Soldaten lungern gelangweilt auf dem Bahnsteig herum. Auffallend sind an dem Rock bei diesen die auf der Brust eingnähten grellroten Abzeichen und Nummern.

Von Nükoku aus geht die Bahn durch das deutsche Interessengebiet der Provinz Schantung, das sich zehn Meilen um das Schutzgebiet erstreckt. Da die Bahn zirka 500 Kilometer lang ist und in Tsinansu, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Schantung, endet, so ist sie für den Aufschwung und die wirtschaftliche Erschließung der schönen Kolonie und des zukunftsreichen Hinterlandes von großer Bedeutung. Entgegengesetzt ist auch der Bahn durch die fruchtbare Provinz und besonders durch die an Kohlen reichen Gruben in der Gegend von Kangtse und durch den rapid steigenden Handel Tjingtaus jetzt schon ein reger Betrieb sicher.

Von Nükoku aus durchheilt die Bahn ebenes, monotones Gelände, das dem Auge nur durch einige kleine Dörfer und vereinzelt stehende Bäume etwas Abwechslung bietet. Ab und zu erblickt man auch Totenhaine, die Grabstätten der Chinesen.

Noch vor 10 Uhr vormittags langt unser Zug in Kiautschou (zirka 70 Kilometer von Tjingtau), unserm Ziele, an. Hier lag noch bis vor kurzem eine Kompagnie unseres Bataillons als Etappe. Rechts vom Bahnhof führt der Weg zu den etwa 100 Meter entfernt liegenden ehemaligen Kasernements dieser Kompagnie.

Durch das Nordtor gelangen wir in die Stadt. Diese ist mit doppelten alten Mauern, teils mehr Wällen, umgeben, welche aber stellenweise schon sehr verfallen

sind. Wacklige Wachtürme stehen auf den Torbogen. Sie sehen aus, als ob sie jeden Augenblick uns auf den Kopf fallen könnten. Enge, morastige Straßen durchziehen die Stadt. Die Häuser sind meistens primitive, einstöckige Bauten, zum großen Teil mit Fensterscheiben aus Papier, durch deren Löcher oft Ofenruß qualmt. Ohne jeden Sauberkeits- und Ordnungssinn wirft der Chinese Schmutz und Unrat auf die Straße. Man glaubt immer, doch endlich mal auf die Hauptstraßen zu kommen und befindet sich bereits längst auf diesen, so unscheinbar und eng sind sie. Grell bemalte und zum Teil schön verzierte Torbogen, irgendeinem hohen Würdenträger gewidmet, überspannen oft die Straßen. An schönen Tempeln vorbei führt unser Weg. Die Tempel, zum Teil schöne Bauten, von denen wir einige besuchten, sind innen und außen reich verziert. Kiautschou ist überhaupt die Stadt der Tempel, für die der Chinese viel Geld ausgibt. Es gibt hier Tempel des Kriegsgottes, der Himmelskönigin, des Wassergottes, des Gottes der Reichtümer u. a. m. Fast alle sind mit einem schattigen Vorhof umgeben. Auf mehreren Plätzen der Stadt ist, wie fast alle Tage, Markt. Hier werden die Bedürfnisse des Chinesen eingekauft. Allerlei sieht man da. Neben dem Bäcker, der seine klebrigen und schmierigen Hirse- und Kaulianlkuchen formt und sich dabei an seine tropfende Nase faßt, hat der Schlächter sein primitives Zelt aufgeschlagen. Pferdehändler bieten mit viel Kadau und Gestikulieren ihre Klepper und Esel, letzterer das typische Tier Schantung, an. Daß sie mit diesen einen Käufer zu gern hineinlegen möchten, sieht man schon ihren spitzbübischen Augen an. Der Chinese versucht ja überhaupt bei jedem Geschäft die andern zu übervorteilen. Neben dem Geldwechsler mit seinen unzähligen Käschstücken verschiedener Formen hat der Mediziner ein würdig aussehender Greis, seinen mit Mixturen von zweifelhaftem Werte bedeckten Tisch aufgeschlagen. Überall empfindet unsere Nase einen unangenehmen, beißenden Geruch, der sogar den Chinesen anhaftet.

Unser Weg führt uns auch in die Kasernen des in Kiautschou liegenden chinesischen Militärs. Man nimmt von diesen Truppen, Infanterie und Kavallerie, einen besseren Eindruck mit, als man erwartet hat.

Auch die Schattenseite der chinesischen Justiz, die Gefängnisse, sollten wir kennen lernen. Mit Marterwerkzeugen, wie eiserne Halskragen, Tretmaschinen und vor allen Dingen mit ganz erbarmungslosen Stockhieben wird hier gestraft. Diese Strafen sind ohne Zweifel sehr hart. Berücksichtigt muß jedoch werden, daß der Chinese in seinem Empfinden sehr abgestumpft ist.

Des weiteren besuchen wir noch die deutsche Postagentur und die Schule nebst der Mission. Hier wohnen die wenigen, in Kiautschou ansässigen Europäer: ein bescheidenes, von aller Kultur abgeschlossenes Dasein.

Eine unangenehm schwüle und staubige Luft lagert in den engen Straßen, auf denen jetzt am späten Nachmittag die Handwerker vor ihren Häusern an die Arbeit gehen. Da sind vertreten Schmiede, Stellmacher, Barbier, Schneider u. a.; vor allen Dingen auch Silberschmiede.

Wir ziehen es vor, der Atmosphäre und dem Lärm der Straßen wieder zu entfliehen und finden auf dem Wege zu dem etwas auswärts der Stadt liegenden Bahnhof rechter Hand eine leidlich gute Gastwirtschaft, die deutsches Bier schenkt. Dieses schmeckte uns, trotzdem die riesigen, wohlgepflegten Fingernägel des auftragenden Boys hineintauchten, großartig. Mit Proviant hatten wir uns wohlweislich in Tsingtau selbst versehen.

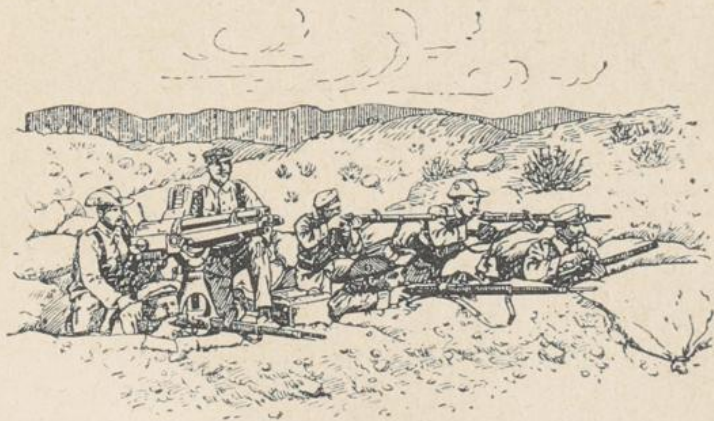
Spät abends bringt uns der Zug wieder nach Tsingtau. Monoton rollt er durch die schweigende, chinesische Landschaft. Ab und zu tauchen die Umrisse von Dörfern mit einsamen Lichtern und die Stationen mit ihrer trüben Beleuchtung auf. Dumpf rollend ist die Brandung der Kiautschoubucht nach etwa einer Stunde Fahrt zur Rechten hörbar.

Gegen Mitternacht langten wir wieder in Tsingtau an. Welch ein Gegensatz! Hier die moderne, kaum zehn Jahre alte, schöne deutsche Stadt Tsingtau mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, und dort die alte chinesische Stadt Kiautschou, welche alte Chroniken schon 800 n. Chr. nennen, mit ihrer zurückgebliebenen Kultur.

## Episode bei einer Felddienstübung.

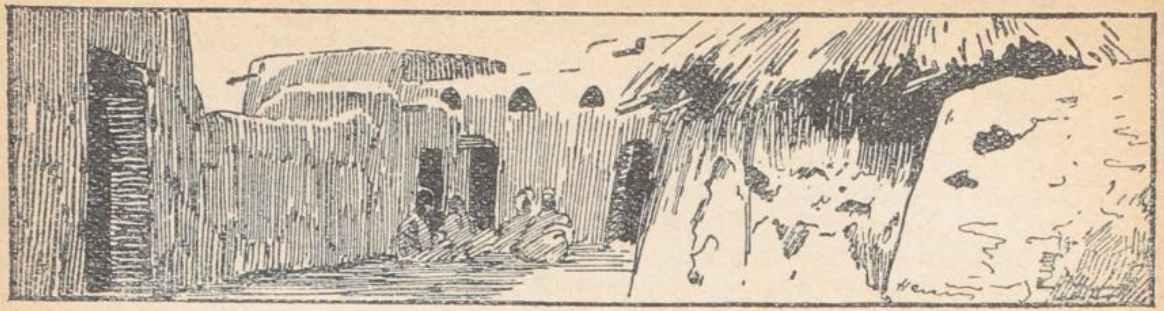
Aus unserm, vom September bis November 1914 heiß umstrittenen Kiautschou, das nach heldenhaftem Widerstande seiner Besatzung, besonders des 3. Seebataillons, mit dem Fall Tsingtau am 1. November 1914 in der Japaner Hände fiel, erinnere ich mich, als alter Seebatailloner, einer heiteren Episode während meiner Dienstzeit da „drüben“.

Es war bei einer Felddienstübung im Sommer 1906 in der Nähe der Prinz-Heinrich-Berge. Jeder alte Tsingtauer wird sich noch dieser „blauen Berge“, wo so viel Seefoldatenschweiß floß, erinnern. Wir waren schon sehr zeitig zu der Felddienstübung, die links des Dorfes Tuschanso stattfand, ausgerückt. Der erste Zug, zu welchem ich gehörte, war an der Spitze. Es wurde „feindliche“ Infanterie aus der Richtung der Prinz-Heinrich-Berge erwartet. Auf diese sollte, als Schluß der Felddienstübung, der erste Zug und die dann einschwärmende Kompagnie einen Angriff machen. Nun wird bekanntlich beim friedlichen Felddienst feindliche Infanterie durch rote Flaggen markiert. So auch bei unserer Übung. Wir waren schon ausgeschwärmt und der Zug ging in Schützenlinie langsam gegen die Höhen vor. Vom Feinde war noch nichts zu sehen. Plötzlich erscheint im Gelände zwischen Gestrüpp ein roter Punkt. Da ist er. „Geradeaus auf der Höhe Schützen, Schützenfeuer!“ ertönt das Kommando unseres etwas kurzfristigen Zugführers. Die Schießerei mit Plazpatronen geht los. Mehrere Sprünge werden gemacht. „Lebhafte feuern!“ ertönt von neuem das Kommando des Zugführers. Es gab auch schon einige „Tote“, welche sich hinter Sträuchern ihres ruhenden Daseins erfreuten. Der Feind jedoch weicht nicht. Er bewegt sich immer hin und her und zeigt auch keine Erschütterungsflagge (gelbe Flagge mit schwarzem Kreuz). Doch fallen muß er, es gilt die Ehre der Besatzung. „Seitengewehr pflanzt auf, Marsch, Marsch, Hurra, Hurra!“ und — wir stehen vor dem roten Hinterteil einer wütend um sich blickenden und schimpfenden Chinesenlopa (Frau), die Kräuter sammelt. (In China tragen die Lopas oft grellrote Hosen.)



### Merkwort.

Müdigkeit schnarcht auf dem Stein und Trägheit findet hart das Daunenbett.  
(Shakespeare über Felddienstübungen.)



## Kamerun-Bilder.

Von Konrad Coens, Ingenieur und Pflanzeur.

### Buschschlag.

Schwer liegt der Urwald vor uns. Baumriesen, Hart- und Weichholz durcheinander, verbunden mit beindicken Lianen, verflochten mit dichtem Unterholz, durchweht mit Tausenden von Schlinggewächsen, so steht er in seinem magischen Halbdunkel da. Ein Riese, ein Zyklop. Aber nicht einäugig; mit tausend Augen sieht er verächtlich auf das Häuflein Menschen, das ihn bezwingen will. Seit Jahrhunderten hat er sie geduldet, diese schwarzhäutigen Wesen, die ihm wohl hin und wieder eine kleine Wunde geschlagen haben, aber seiner majestätischen Größe nichts anhaben konnten. Heute aber ist es anders geworden. Ordnung ist in ihre Reihen gekommen und eifrig wehen sie ihre schweren und breiten Buschmesser. Das Auge des weißen Herrn ist über ihnen, jeder bekommt seinen Platz, jeder seine Arbeit zugeteilt. In langer Reihe geht die Kolonne vor. Ein Kommando des Weißen, ein Ruf der Headleute, ein Aufblitzen der Messer in funkelnder Morgensonne und schon entstehen kleine Lücken im niedrigen Untergestrüpp. Strauch um Strauch, Ast um Ast sinken zu Boden, Lianen werden durchschlagen und der in der linken Hand gehaltene kräftige Hakenstock reißt sie beiseite, Platz zu schaffen für das klingende Eisen und die tastenden nackten Füße. Hinter der Reihe gebeugter schwarzer Rücken der Weiße und die Headleute, kontrollierend, rufend, anfeuernd. Dicht über dem Boden ist das Gestrüpp abzuschlagen, nicht nach Negerart in halber Manneshöhe, die armdicken Stämmchen gleich mit zu fällen, damit die noch kommende Hauptarbeit nicht erschwert wird. So geht es stundenlang. Der Schweiß rinnt, der dumpfe Brodem des Urwaldes legt sich schwer aufs Gehirn, die Bewegungen der Arme werden lässiger, da ein Ruf: beef! beef! ein Stück Wild! Beef, Fleisch, ist für den Schwarzen alles eßbare Getier. Mit Tigersprüngen schnellen sie voran, grausam leuchten die Augen, ein Duzend Haumesser klirren auf einem Punkt. Wildes Geschrei, Gezanke, Gejohle, drohende Fäuste, rollende Augen, fletschende Zähne. Die Headleute, der Weiße eilen hinzu, grobe Worte, derbe Püffe, schallende Kommandorufe. Die Beute, eine Zibetkaze, wird konfisziert. Hier gibt es kein Recht des Ersten, wie bei euch daheim in euren Dörfern, hier wird alles erlegte Wild gesammelt und am Abend gleichmäßig verteilt. Die Starken murren, die Schwächeren nicken zustimmend, ein Blick des Weißen bändigt sie alle. Vorwärts an die Arbeit! Ein kluger Herr kennt seine Schwarzen. Jetzt haben sie beef gesehen, mehr wird kommen. Diese Aussicht belebt sie. Sie fangen an zu singen. Im Rhythmus arbeiten die Messer, das Versprechen auf ein Blatt Tabak feuert sie noch mehr an, die Tagesleistung wird befriedigend ausfallen.

Die Kleinarbeit ist getan, Platz ist geschaffen, jetzt geht es den Riesen ans Leben. In langer Reihe sind die Leute angetreten. Mit fundigem Auge werden sie ausgemustert. Die Starken auf die eine Seite, die Schwächeren auf die andere. Urte werden verteilt und sorgsam geprüft. Wo das Eisen nicht festhält am Stiel, wird ein Keil nachgetrieben. Knirschend fährt die Feile an der Schneide entlang, schwarze Finger prüfen ihre Schärfe. Fertig! Die Urte fliegen auf die Schultern, im Halbtrab geht es zur Arbeitsstelle. Der Weiße und die Aufseher schreiten zwischen

den Stämmen durch, stellen die Leute in kleinen Trupps an, weit auseinandergezogen, daß ein stürzender Baum die nächste Kolonne nicht treffen kann. Dann haßt der Busch wider vom klingenden Artschlag, während die Kolonne der Schwachen die Arbeit der vorhergehenden Tage vollendet, das Gestrüpp zerkleinert und auf Haufen bringt.

Jetzt kommt das Dispositionstalent des Weißen zur Geltung. Arbeit soll geschafft, die Gestehungskosten sollen nicht zu hoch werden. Schwer ist die Verantwortung, etwaige Unglücksfälle gehen zu seinen Lasten. Aufmerksam wandert sein Auge von einer Gruppe zur andern, er ist ständig unterwegs, anordnend, befehlend, sorgsam überwachend. Dort eine Reihe von minderen Bäumen, eng aneinandergedrängt, in ihrer Mitte ein stärkerer. Fest verschlungen die Kronen, umstrickt von armdicken Lianen. Ein günstiges Objekt. Hart setzt die Art in die schwächeren Stämme ein und durchbeißt sie bis auf ein Drittel ihrer Stärke, die Anhängerben alle nach einer Seite gerichtet. Sie zittern, sie stöhnen, sie neigen sich ein wenig, aber der starke Genosse in ihrer Mitte stützt sie. Jetzt an ihn. Es ist ein harter Bursche, ein Momangibaum, eichenfest sein Holz. Sechs Mann vor. Erst noch einmal die Ärte mit der Feile nachgestrichen, dann fliegen die Späne, Schlag um Schlag. Einer schräg von oben, einer schräg von unten, so schafft es.

Schon ist der Splint durchhauen, der schön gemaserte Kern in Angriff genommen. Der Vorschläger singt, die andern antworten: „Du bist ein starker Baum — du hast sehr hartes Holz — aber wir sind stärker — unsere Ärte sind härter — siehst du das blanke Eisen — siehst du die scharfen Schneiden — sie werden dein Fleisch fressen — bald wirst du sterben.“



„Klingende Schläge, fallende Späne. Höher schwingt die Art, härter erschallt der Schlag. Geöffnet sind die Rippen, pfeisend geht der Atem. Die Muskeln schwellen, die Augen glühen, der Ehrgeiz ist erwacht. Kurz abgebrochene Lante, zornig, eifernd, jubelnd. Und Ruf um Ruf und Schlag um Schlag. „Ho, ich werde dir helfen, du willst nicht? Du mußt! du mußt! du mußt!“ Den Weißen packt es, seine Augen glänzen, er ruft mit, er feuert an, angepannt ist sein ganzer Körper, er weist die günstigsten Angriffsflächen. Der Headman ruft: look out! Alles springt beiseite hinter den Stamm. Ein Knirschen, ein Reißen, ein Splintern, dann ein scharfer Knack. Der gewaltige Baum neigt sich, straff spannen sich die Lianen, ringsum ein Krachen und Brechen. Achtung! Eine starke Liane hält noch die ganze Masse. Jetzt reißt sie, tausend pfeift sie durch die Luft. Ein tausendfaches Geknatter, und dumpf dröhnend schlägt der Riese zu Boden, alles mit sich reißend, was seit Jahren unter seinem Schutze aufgewachsen. Hellauf jubeln die Schwarzen, sie rufen, sie brüllen. Siegestimmung. Die nächste Kolonne gibt Antwort, sie ärgert sich, höhnende Worte fliegen hin und her, goddam! jetzt aber los! Schwer perlt der Schweiß, er hat lange Furchen über die Körper gezogen. Heiß brennt die Tropensonne in die entstandene Lücke, ein kurzes Raufen, ein Schürfen der Ärte, dann dem nächsten ans Leben.

### Buschbrand.

Sechs Wochen hat der geschlagene Busch gelegen. Sechs Wochen hat die stechende Sonne der Trockenzeit auf ihn herniedergebrannt. Kein Tropfen Regen ist während dieser Zeit gefallen und der reichliche Nachttau hat die Austrocknung nicht hindern können. Heute wird gebrannt. Dreißig Mann, ein Headman. Das Buschmesser zur Hand, glimmende Brände. Eine leise Brise weht von der Flussseite. Günstig!

Eifrig gehen die Jüngens an die Arbeit. Frohe Rufe, Lachen. Feuer machen, das liebt der Schwarze, das ist für ihn keine Arbeit, das ist Vergnügen, das ist Sport. Und wie er diesen Sport versteht. Wie er geschäftig ein Häuflein dürres Laub zusammenkrast, ein Funken hinein und mit vollen Backen die Lohe anblasen. Kunstgerecht wird der Wind abgefangen, dann ein Arm trocknes Gesträuch. Hei, wie das knistert, wie es qualmt. Jetzt züngelt die Flamme empor, jetzt sprüht es auf, tausend Funken fliegen. Der Wind bläst hinein, hoch schießt die Flamme empor, sie leckt, sie springt, sie frisst am Boden weiter. Ein trockner Stamm steht im Wege. Ranken und Winden in dichtem Geranke um ihn. Ein roter Strahl huscht hinein, eine Feuersäule. Bald sind die Ranken verzehrt, aber der Stamm brennt weiter. Er ist hohl und mit Harz durchsetzt. Die Flammen haben sich in ihn hineingeböhrt, das morsche Innere glimmt, schwarze Rauchwolken entströmen seinem oberen Ende, er wird noch tagelang so weiterglimmen, bis er zusammenbricht.

Von allen Seiten kommt es jetzt herangekrochen, gehüpft, gesprungen. Der Wind hat aufgefrischt, tausend prasselt das Flammenmeer. In heller Glut erzittert die Luft, schwarze Rauchwolken steigen empor, legen sich schwer über den Platz oder ziehen in langen Schwaden am Urwald entlang, der sie nach und nach einschluckt.



Dazwischen die schwarzen Gestalten hin und wieder auftauchend in Lohe und Qualm, eifrig beim Werk, gierig auf der Jagd, denn die heiße Welle scheucht alles Getier aus seinen Schlupfwinkeln, Schlangen und Rieseneidechsen, Eichhörnchen und Buschfäken, Ratten und Mäuse. In hastiger Eile flüchten sie, rennen besinnungslos aus dem Bereiche des Feuers und fallen unter den geschickten Hieben der Buschmesser. Eine Zwergantilope rast heran, ihr Fell ist versengt, in den irren Augen die Todesangst. Sie sieht nicht den lauernden Feind vor sich, hinter ihr ist der Tod. Da trifft sie ein Steinwurf. Ein schwarzer Satan durch Feuer und

Rauch, ein Schlag und gierige Hände streifen ihr das Fell ab, reißen ihr Fleisch in Stücke, um es gleich zu rösten und herunterzuwürgen, ehe die Stammesgenossen es merken. Sein Bauch ist sein Gott und er mag keine fremden Götter neben sich haben. Auch andere Jäger erscheinen auf dem Plage. Falken und Bussarde und der schwarzweiße Seegeier umkreisen den Brand, streichen durch Rauch und Flammen und finden reiche Beute. Jetzt ist es Zeit, die Hühnerdiebe loszuwerden, sie kümmern sich um keinen Schuß, mancher sinkt tödlich getroffen in die Flammen.

Tagelang wird der Brand noch rasen, tagelang seine schwarzen Wolken über die Gegend senden, alle Moskitos wird er vertreiben und die bis zum Wahnsinn peinigenden Sandfliegen. Ein paar Nächte ungestörter Schlaf, soweit das heiße Niederungsklima ihn zuläßt.

### Malaria.

Glühendheiß die Sonne. Über mir kein Dach. Unter mir der Zementboden der im Entstehen begriffenen Palmölsfabrik. Alle Gegenstände aus Eisen so heiß, als hätten sie im Feuer gelegen. Stromweise rinnt der Schweiß unter dem Tropenhelm hervor, läuft in ganzen Bächen über die braungebrannte Brust, durchseuchtet Reghemd und Khakihosen.

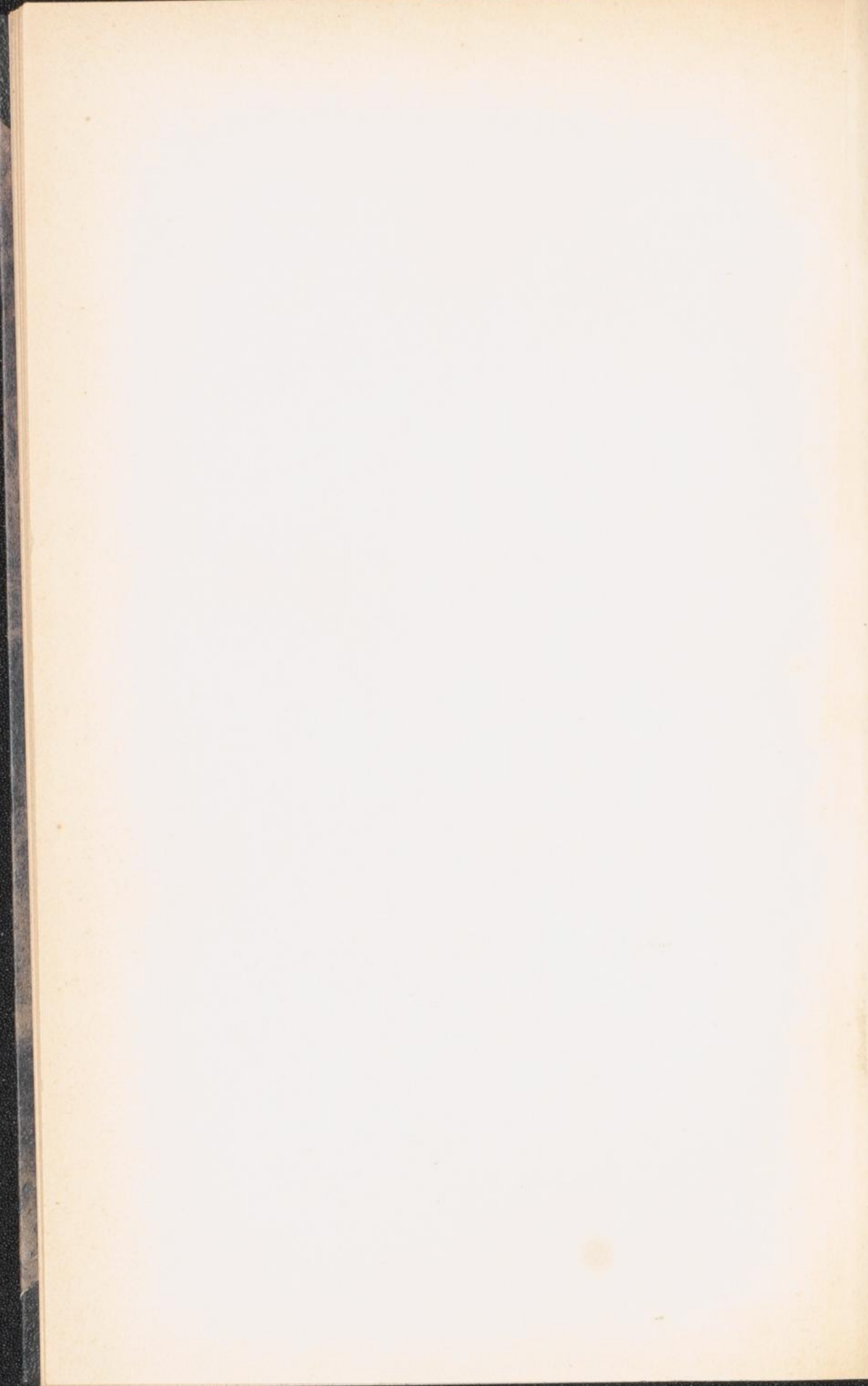
Was ist das heute mit mir? Prickelnde Ungeduld reißt mir in den Gliedern. Im Kopfe ein dumpfer Druck, ein Mattigkeitsgefühl. Die Zigarre schmeckt auch nicht mehr. In scharfem Schwung prallt sie gegen die nächste Zementtonne, die Schwarzen sehen auf, begegnen heiß ungeduldigen Augen, ducken sich und arbeiten hastig weiter. Ich fange ein geflüsteres Wort auf: Massa gets fever! Ach was, Unsinn! Da geht es mir kalt über den Leib. Verdammte noch mal, doch ein Fieberanfall trotz regelmäßigen Chininschluckens. Ich lege die Hand in den Nacken. Über-temperatur. Jetzt den Fiebermesser — 38 Grad — Donnerwetter, nun aber ins Bett.



Siegreiche Verteidigung von Tanga 3.—5. November 1914.



Siegreiche Verteidigung von Tanga 3.—5. November 1914.

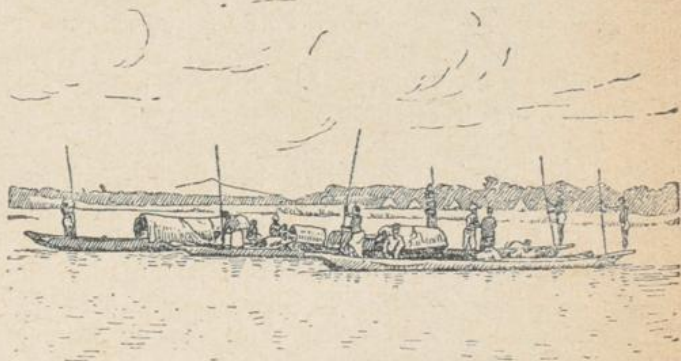


Drei Schlafdecken, zwei Aspirin-tabletten und trinken, trinken, recht viel warmen Tee mit Zitrone. Ah! so ist es schön.

Schwer ermattet sinke ich hin. Der Boy deckt mich zu, stopft die Betten und Decken an allen Enden fest. Du bleibst in der Nähe, hörst du? Hast du auch verstanden? Yes, massa! Nun aber raus!

Ein gewaltiges Brausen geht durch meinen Kopf, meine Sinne verwirren sich und doch bin ich nicht unempfindlich für die Außenwelt. Kommt da nicht ein Tornado, ein Gewittersturm? Aber wo ist denn mein Haus, eben war es noch da. Wo mein Hut? So, jetzt regnet es schon, klatschend schlagen die Wasser auf mich nieder. Ich will den Kopf wenden. Der Regen ist zu starren Drähten geworden, er hält mich fest. O! wie mich friert, wie ist es kalt hier, alles weiß, alles voll Schnee; nein, nein, kein Schnee, Mehl, Mehl, soweit das Auge reicht. Und dazu dieser Regen. Seht, wie das Mehl sich ballt, wie es sich klumpt, wie es schäumt. He, Boys! Die Ruder eingesezt, wir müssen durch die Brandung, wir müssen, müssen!

Plötzlich höre ich es tratschen. Wer ist da? Mühsam öffne ich die Augen. Ach so, Nid! Ja, du bist ein braver Hund. Meine Augen streifen die Uhr. Schon drei Stunden. Wie es in mir brennt, wie das Fieber tobt. Ein wahnsinniger Durst peinigt mich. Ich messe. Herrgott! 40,4 Grad! Trinken, trinken. Ich will mich aufrichten, es geht nicht. Auf dem Tische der Tee,



die Zitrone. Unerreichbar! Ich klinge, ich rufe. Kein Mensch kommt. Ich rufe wieder und wieder, niemand, niemand. Meine Augen hasten an dem Zifferblatt. Schon eine Viertelstunde, schon eine halbe, schon eine ganze. Und das Fieber steigt, der Durst wird zur unendlichen Qual. Noch eine Stunde, dann kann es zu spät sein. Eine fürchterliche Wut packt mich. Kerl, hätte ich dich hier, ich würde dich erwürgen, mit meinen eigenen Händen erwürgen! Ich reiße meine letzte Kraft zusammen, ich brülle laut auf. Nun kommt er angestürzt. Ich sehe sein schwarzes Gesicht im Türrahmen erscheinen. Mir deutet es eine Teufelsfrage. Da schießt der Haß riesengroß in mir empor, er gibt mir Kraft. Ein Griff, ein Schwung, hart schlägt der schwergenagelte Bergschuh gegen die Türfüllung. Der Schwarze duckt sich, er reicht mir das Glas. Ich trinke, trinke. Mehr, mehr, alles, alles. Ah! wie das kühlt. Ich sinke zurück; der Abglanz eines Lächelns zieht über mein heißes Gesicht, als ich den zitternden Boy ansehe; da lächelt er auch schon. Der Master wird es vergessen haben, wenn er wieder gesund ist. Meine Sinne verwirren sich wieder. Bürgerliches Gesetzbuch, welcher Paragraph? Mord oder Totschlag? Ah bah! Was kümmern mich die Gesetze, ich will schlafen.

Um 2 Uhr nachts wache ich auf. Die Lampe brennt, sorgsam mit Zeitungspapier verschleiert. Der Boy schläft, zu einem Knäuel zusammengedreht, in seine Decke gewickelt, vor meinem Bett. Mein Kopf ist leicht und frei. Das Thermometer zeigt 37,5 Grad. Nun aber schnell eine schwache Dosis Chinin, nach einer Stunde noch eine. Morgen werde ich wieder aufstehen, ich kenne mich.

### In der Palmölfabrik.

Rastlos drehen sich die Schwungräder der Lokomobile. Sie scheinen eine Fläche zu bilden, nur ein zitternder Sonnenstrahl, der durch eine Ritze des Wellblechdaches irrt, zeichnet hin und wieder die Konturen der Speichen. Unaufhörlich gleitet der breite Antriebsriemen über die große Scheibe des Vorgeleges, eilig in gleichmäßigem Rhythmus, genau abgestuft in seinen Schwingungen. Mit leisem Gefnatter entweicht die mitgerissene und eingepresste Luft, in endloser Reihenfolge scheinbar stets gleich-

bleibende Töne erzeugend. Der Riemen singt. Aber nicht monoton ist die Melodie. Ein geübtes Ohr hört die feinen Nuancen heraus, welche ihm verraten, ob die Maschine vorschriftsmäßig bedient wird. Die Feuertür wird geöffnet. Rote Glut überstrahlt den halbnackten schwarzen Heizer. Die Pumpe arbeitet, gleichmäßig schlägt das Ventil, auf und ab schwankt der Stand im Wasserglase. Die Maschine wiegt sich hin und her, in ausgleichenden Schwingungen leichte Stöße parierend.

Das Vorgelege arbeitet in gut geöhlten Lagern, geräuschlos, unaufdringlich. Es überträgt die von der Antriebsmaschine ausgehenden Kräfte, verteilt sie und zwingt die Arbeitsmaschinen in harte Fron. Hier gibt es kein Erbarmen. Der kreisende Riemen treibt die Pumpe, auf und ab gehen die Kolben, taktmäßig, unerbittlich. Mit ungeheurer Gewalt drücken sie das Wasser in die Presse, heben den schweren Stempel. Das Manometer zeigt 50 Atmosphären, der Niederdruckkolben hat seine Arbeit getan. Das selbsttätige Ventil schaltet ihn aus, erleichtert macht er nur noch die Bewegung der Triebachse mit, doch ohne Arbeit zu leisten. Der Zweitakt der Maschine hat aufgehört, schwer stößt der Hochdruckkolben, er muß die Wasserspannung auf die erforderliche Höhe bringen. Langsam steigt das Manometer. 200, 300, jetzt 350 Atmosphären. Der rote Strich ist erreicht, da funktioniert die Auslösung. Leicht spielen die Kolben, der Riemen schlägt mehrmals klatschend auf, bis er den Rhythmus des Leerlaufes wiedergefunden hat. Hellrot, dampfend quillt das Öl aus dem Preßzylinder. Der muß noch einen Augenblick unter Druck bleiben, dann öffnet der schwarze Arbeiter das Ventil. Rauschend strömt das Wasser in den Pumpenkasten zurück, langsam senkt sich der Stempel und gibt den Preßtopf frei. Schwarze Hände ziehen ihn beiseite und schieben einen gefüllten unter. Weiter geht die Arbeit, ohne Rast, ohne Ruhe. Langsam, schwerfällig dreht sich die große Schälmaschine. Mit sichtbarer Anstrengung hebt sie das Gewicht der Palmfrüchte, schleudert sie erbittert gegen die scharfen Ranten der eisernen Gitter aus Streckmetall. Unermüdllich wiederholt sie diesen Kampf, reißt den Palmmüssen die rotgelbe Haut vom Leibe und streut sie als feines Fasermaterial zu Boden. Heller und heller klingt das Geklapper der geschundenen Rüsse, energischer werden die Umdrehungen der Maschine. Mit hämischer Schadenfreude bricht sie einigen weniger starken Rüssen die Schale und quetscht triumphierend den Kern durch die Maschen des Gitters. Vorgebeugt steht der Schwarze, die Hand an der Ausrückvorrichtung. Jetzt ein kurzer Zug, ein letztes Aufschlagen der Rüsse, ein langsames Hin- und Herpendeln und aus ihrem geöffneten Leib ergießen sich die blank polierten schwarzen Rüsse in die darunterstehenden Karren, welche sie dem Trockenraum zuführen, dessen heißer Atem sie mürbe und widerstandslos macht. Gut trocken kommen sie in das Becherwerk der Knadmäschine, deren sich wirbelnd schnell drehende Scheibe sie mit ihren Armen ergreift und unbarmherzig gegen die harte Gußwand schleudert. Ein hellklingendes Knacken, ein knirschendes Brechen und sie geben ihren Kern frei zur weiteren Verarbeitung in Europas Ölmühlen. Die Schalen aber wandern zurück zur Lokomobile, deren glühender Mund sie schluckt, frische Kraft aus ihnen saugend zur weiteren Tätigkeit.





## Des Kolonisten Freud und Leid in Neuguinea Kaiser-Wilhelms-Land.

Von Franz Lück.

Am weitesten von uns entfernt mögen wohl unsere Brüder in Neuguinea sein. Dauert es doch etwas mehr als sechs Wochen, bis das Schiff von Genua — Mittelmeer, Suezkanal, Rotes, Indisches Meer in den Hafen von Citape oder Friedrich-Wilhelms-Hafen einläuft. Wenig hat dieses Land, obgleich es so gewaltig groß ist, bisher mitgespielt im großen Weltverkehr; einmal wegen der weltentlegenen Lage, dann aber, weil noch so wenig Europäer sich dort angesiedelt haben. Und doch ist es ein schönes, vielverheißendes Land, ein Land, das man nicht gern wieder verläßt, wenn man es einmal gesehen.

Schwierigkeiten. Eine große Schwierigkeit für die schnelle Kultivierung des Landes ist die schlechte Verbindung mit Europa. Nur selten laufen dort Dampfer an, die Nachricht bringen vom fernem Mutterland. Und das ist dem Kolonisten mit das schwerste Opfer. Wie oft kommt es auch vor, daß der Dampfer ankommt, aber der gewaltigen Brandung wegen nicht landen kann, ohne sich selbst und die Ladung zu gefährden. Dann sieht der Kolonist sein Glück vor sich und kann es nicht erreichen.

Eine zweite Schwierigkeit ist die der Sprachen. Fast jedes Dorf hat seine eigene Sprache, die von der andern so verschieden ist, daß man sie nicht verstehen kann. Auf Reisen kann man sich kaum ohne Dolmetscher verständigen. Ganz allmählich wird es besser, indem die Missionsschulen in deutscher Sprache unterrichten. So finden sich fast in jedem Stamm Leute, die etwas Deutsch verstehen.

Was bis vor einigen Jahren noch das Gefürchtetste bei den Kolonisten war, ist das Klima dieses weltverlorenen Landes, seine Unkultiviertheit, die Heimtücke seiner Bewohner. In der That war das Klima mörderisch, denn in den ungeheuern ver-  
sumpften Urwäldern barg sich der Fieberkeim und überfiel leicht den Ankömmling. Ich kenne Fälle, wo Ansiedler gleich in den ersten Wochen ihrer Ankunft dem Fieber erlagen. Heute, wo die Wälder langsam gelichtet, die Sümpfe trockengelegt werden, wo man die Erfahrung einiger Jahrzehnte kennt, bessert es sich ständig und Todesfälle verringern sich. Die frische Seebriese, die trockenheiße Luft soll sogar einen sehr guten Einfluß auf die Lungen ausüben. Was die Eingeborenen angeht, so sind sie im allgemeinen ziemlich träge und hinterlistig. Doch legen sie immer mehr ihre Falschheit ab, weil die Polizeitruppe jede schwarze That durch Niederbrennen der schuldigen Dörfer rächt. So kommt es in der That nur mehr wenig vor, daß Eingeborene sich an den Weißen vergreifen, und wo es vorkommt, ist der Weiße meist selbst schuld daran durch niederträchtige Behandlung der Schwarzen.

Sichtseiten: Nun von den Sichtseiten des Kolonistenlebens. Hat man dem Urwald das zur Farm nötige Land abgerungen und sich sein Haus gezimmert — aus Holz, weil die kleinen Erdbeben eine Steinkonstruktion nicht erlauben —, so sitzt man in einem wahren Paradies. Auf der Anhöhe das schmucke Häuschen, gemütlich, lustig, zu Füßen der unendliche Ozean, dessen Brandung der Heimat Grüße widerrauscht, ringsherum die ausgedehnten Plantagen — Kaffee, neuerdings auch Reis (angepflanzt nach javanischem Muster), Bananen, Kokos, Sagopalmen, sorgsam gepflegt von chinesischen oder einheimischen Arbeitern unter des Kolonisten Obhut. Ist er ihnen ein strengguter Herr, so lieben und schätzen sie ihn und gehen für ihn durchs Feuer. So erlebt er tausend Freuden in seiner Farm. Er speichert zur Erntezeit die teure Kopra auf und sendet sie als Ausfuhr nach Europa. Und welche Naturschönheiten! Die gewaltigen Gebirge am Kaiserin-Augusta-Fluß, die zahllosen, vorgelagerten Inselchen, die herrlichen Naturerscheinungen und das gewaltige Meer mit seiner tosenden Brandung. Kein wildes Tier bedroht des Kolonisten Leben, dagegen beleben tausenderlei wunderschöne Vögel — Paradiesvögel, Kron- tauben, Papageien usw. — die endlosen Wälder. Wer ein Freund der stillen Ein- samkeit ist und Freude an Gottes schöner Natur hat, den lade ich freundlichst ein, mit mir zu gehen ins Paradiesland. Es wird ihn nie reuen. Auf Erfolg kann er rechnen; das beweisen die bewährten Anlagen der Missionare in Alexishafen, jetzt Deulon genannt, Ali, Tumleo, Monumbo usw. in vollstem Maße. Und immer schöner wird es dort jetzt, wo ein neues deutsches Geschlecht heranwächst, das wie wir deutsch zu denken und fühlen versteht. Mögen unsere Feinde, die Japaner, uns doch nicht zu viel verderben bis zum Ende des Krieges, wo wir hoffentlich wieder einziehen werden in dieses teure Besitztum. Wahrlich, es ist des Kampfes wert, nicht ohne Kampf dürfen wir es den Gegnern räumen. Schon heute sehne ich den Tag herbei, der mich dort landet.



### Die fernen Gräber.

Gräber weiß ich, weit über See,  
Segraben nach ew'gen Geboten,  
Da kniet — wie oft! — das deutsche Weh  
Und grüßt die teuren Toten.

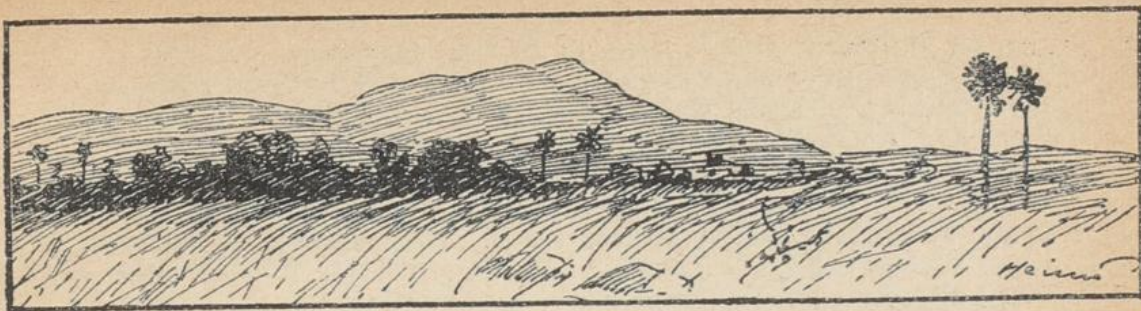
Und segnet, die in freudiger Pflicht  
Hinausgezogen, zu siegen;  
Und die, gen Osten das Angesicht,  
In stillen Reihen liegen.

Da ruhen sie aus, im Arm die Wehr,  
Und sehen auf blauen Weiten  
Am Mast die deutschen Wimpel nicht mehr,  
Die stolz vorübergleiten.

Hier hat sie Raubgier und Tücke gefällt,  
Als einst in eisernen Tagen  
Um seinen heiligen Platz in der Welt  
Sich Deutschland in Ehren geschlagen.

Hier haben der Fahne, die nimmer sank,  
Sie blutigen Lorbeer erworben;  
Hier findet der Heimat unsterblicher Dank  
Die Braven, die für sie gestorben.

Rudolf Presber.



## Meine Erlebnisse beim Ovambohäuptling Ondonde.

Von A. Niße.

Wir befanden uns im nördlichen Kaosfeld, eine Gesellschaft, bestehend aus drei Burenfamilien und drei ledigen Deutschen, auf einem Jagdzuge auf Großwild begriffen. Unsere Pferde befanden sich in einem bejammernswerten Zustande, da uns das Kraftfutter für sie ganz ausgegangen war. Die armen Tiere waren bei den ungeheuern Strapazen nur auf das dürftige, schon reichlich trockene Gras angewiesen. Da ich nun gerade durch Boten von meinem früheren Chef, Dr. H.....nn, der sich auch gerade zufällig auf einer Durchreise nach dem portugiesischen Angola in unserer Nähe befand, benachrichtigt war, daß sich an einer weiter nördlich befindlichen Wasserstelle frische Elefantenspuren gezeigt hätten, so beschloßen wir in einer schnell zusammenberufenen Sitzung, daß wir unsern großen Vorrat an getrocknetem Fleisch unverzüglich bei den Ovambos gegen Kaffertorn (eine Hirseart) umtauschen sollten. Zu diesem Zweck wurde ein großer afrikanischer Bockwagen mit etwa 90 Zentnern des von den Ovambos sehr geschätzten Leckerbissens beladen und ich als Ältester dazu bestimmt, diesen Transport zu führen, besonders da ich auch der Sprache kundig war.

Es gelang mir noch an demselben Tage, einen des Weges kundigen Bergdamara aufzutreiben, und beschloßen wir, schon am Nachmittag des nächsten Tages, nachdem die 22 Zugochsen getränkt waren, abzurücken.

Außer mir beteiligten sich an dieser Fahrt ein früherer Schutztruppler und ein junger Bur, außerdem mein Treiber und noch ein anderer Bastard. Wir verfügten also über fünf gute Schützen und hatten eine genügende Menge Munition mitgenommen.

Am andern Tage rückten wir um 3 Uhr nachmittags aus unserm Lager, begleitet von unsern Jagdgenossen, die noch beabsichtigten, denselben Tag auf Gnus zu jagen, die in dieser Richtung von Bergdamaras gesichtet waren.

Unser Weg führte uns zunächst durch eine mit dem landesüblichen Hackdorn bewachsene lichte Buschsavanne. Die Ochsen hatten in dem tiefen Mahlsande schwer zu ziehen, und es war harte Arbeit auch für den Treiber, den Wagen in dem langsam ansteigenden Terrain vorwärts zu bekommen.

Unsere Jagdgenossen waren eines Trupps Gnus ansichtig geworden und hatten sich bereits von uns verabschiedet. Wir drei Weißen hatten uns auf unserer Ladung oben auf dem Wagen ein Lager bereitet und erzählten uns, unsere Pfeifen rauchend, Jagdepisoden.

Die Reise bot nichts Neues, bis wir am vierten Tage nachmittags auf frische Ochsen Spuren trafen. Bald gelangten wir an einen aus Hackdorn hergestellten Verhan. Da ich diese Vorsichtsmaßregel der Ovambos von früher her kannte, so beschloß ich zu halten, die Ochsen auszuspannen und unter Bewachung weiden zu lassen, während wir uns einen Imbiß bereiteten. Ich hatte drei Schüsse abgefeuert und wartete nun mit Bestimmtheit auf einen Besuch der von uns aufgesuchten Ovambos. Nach etwa zwei Stunden, die Sonne näherte sich bereits dem Horizont, kam ein Trupp Schwarzer, mit Feuersteinschloßgewehren und dem üblichen Kirri sowie mit Affagaien und langen Messern bewaffnet, auf uns zu. Auf meine Auf-

forderung, an unserm Lagerfeuer Platz zu nehmen, lagerte sich der aus 11 Mann bestehende Trupp. Unter ihnen befand sich auch ein älterer Mann, der einen abgeschälten Stab, der an einem Ende mit einem Hartebeestischwanz bezogen war, in der Hand trug. Es ist dies das Ehrenzeichen eines Unterhäuptlings. Der Häuptling trägt ebensolchen Stab mit Elefantenschwanz, der erste Minister, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen Elefantilopenschwanz, die andern Häuptlinge je nach ihrer Charge verschiedene Antilopenschwänze usw. Nach einem langen Palaver über Woher und Wohin und zu welchem Zweck erklärte sich der Unterhäuptling bereit, sofort einen Boten an den Häuptling Ondonde abzusenden, um für mich Erlaubnis zum Handeln nachzusuchen, aber doch erst, nachdem ich die ganze Gesellschaft bewirtet und beschenkt hatte. Um 8 Uhr endlich verließen uns unsere Gäste und wir konnten unsere Vorbereitung für die Nacht treffen, die hauptsächlich darin bestand, unsere Ochsen am Wagen festzubinden und Wachen auszustellen. Die Nacht verging jedoch ungestört. Am nächsten Vormittag war der Bote eingetroffen und brachte mir die Erlaubnis, in das von Ondonde beherrschte Gebiet einzuziehen, jedoch war mir jedes Handeln streng untersagt und ich mußte direkt nach der Werst des Häuptlings fahren. Der Berhau wurde auf der uns zunächst gelegenen Stelle entfernt und unter Führung des Unterhäuptlings zogen wir, immer unsere Gewehre zur Hand haltend und oben auf dem Wagen thronend, in das Gebiet des Häuptlings Ondonde ein. Nach einer Stunde änderte sich das Landschaftsbild mit einem Schlage vollständig. Aus einem dicken Bestand Dornbüsche herauskommend, sahen wir uns einer kahlen, glatten Fläche gegenüber, die mit vereinzelt Affenbrotbäumen und Palmen bestanden war, einem sichern Anzeichen von Grundwasser. Bald fuhren wir durch Gärten der Eingeborenen, in denen diese hauptsächlich Mais, Bohnen und Kaffernkorn angebaut hatten. Das einzige Werkzeug, dessen sich die Ovambos zum Feldbau bedienen, ist eine eiserne Hacke, primitiv mit Lederriemen an einem Holzstiel befestigt. Einige der Leute, meistens Frauen, sahen wir in den Gärten mit dem Pflanzen von Bohnen beschäftigt. Bald kamen wir an einen größeren eingezäunten Platz, die Werst des Unterhäuptlings. Wir spannten hier unsere Ochsen aus und sandten sie unter Aufsicht unserer beiden Wächter denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Dicht neben der Werst des Häuptlings befand sich ein tiefes Wasserloch. Das Wasser wurde durch fünf übereinanderstehende Reger, die einander die Eimer zureichten, nach oben befördert, eine zeitraubende, langwierige Arbeit, besonders wenn man auf diese Weise sehr durstige Tiere tränken sollte. Bald nach unserer Ankunft fand sich eine Menge Neugieriger ein, die sich über uns und unser Tun, das ihnen sehr komisch erschien, köstlich amüsierten. Männer wie Frauen stolzierten an uns im Paradieskostüm vorbei. Die Männer tragen vorn und hinten einen sehr schmalen Lendenschurz, die Frauen dagegen nur an der vorderen Seite, bestehend aus einer aus einzelnen Schnüren angefertigten Schürze. Diese war, wie ich erfuhr, aus Straußeneierschalen in der Weise hergestellt, daß kleine Stückchen dieser Schale auf dünne Riemen gezogen wurden. Eine solche Schnur wird dann rund geschlossen und die einzelnen Schnüre durch Querriemchen wieder miteinander verbunden. Die wuschligen Haare dieser Damen waren künstlich durch Pferde- oder Kuhschwanzhaare verlängert und tüchtig mit irgendeinem ranzigen Fett einbalsamiert, wie der penetrante Geruch, der davon ausströmte, verriet. Für heute war es zu spät geworden, noch nach der etwa zwei Stunden entfernten Werst des Oberhäuptlings aufzubrechen, und wir mußten wohl oder übel auf der erreichten Stelle übernachten. Unsere Ochsenwächter waren von mir dahin instruiert, daß sie erst mit Sonnenaufgang bei unserm Wagen sich einfinden sollten. Wir rollten unsere Decken unter dem Wagen auseinander und legten uns schlafen, so den Anschein erweckend, daß wir keine Befürchtung hegten. Selbstverständlich hatte jeder sein Gewehr, Revolver und genügend Munition zur Hand, um bei einem Überfall sofort kampfbereit zu sein. Es war heller Mondschein und wir konnten auf der kahlen, glatten Fläche weit genug sehen, um nicht plötzlich und unvorbereitet überrascht zu werden. Einer von uns mußte wachbleiben, und wir lösten uns alle zwei Stunden ab. Die Nacht verlief jedoch ruhig, und kaum hatten wir unser Frühstück verzehrt, als auch unsere Ochsen kamen. Nachdem wir sie

getränkt und eingespannt hatten, setzten wir unsere Reise fort, immer zwischen bebauten Feldern fahrend, aus denen hier und da Hütten der Eingeborenen auftauchten, unter Affenbrotbäumen und Palmen. Oft kamen wir an Kornspeichern vorüber. Es sind das aus Binsen geflochtene, wasserdichte, beinahe haus hohe Körbe, die auf Pfählen ruhen. Das Dach kann an einer Stelle abgenommen werden. Diese Öffnung dient zum Füllen sowie Entleeren des Speichers. Zum Schutz gegen Termiten werden die Pfähle, auf denen der Speicher ruht, mit einem Pflanzenfett, der giftig sein und durch seinen Geruch diese Insekten abschrecken soll, von Zeit zu Zeit bestrichen.

Um 9 Uhr kamen wir bei der Werft des Oberhäuptlings an. Von einer sich uns nähernden Deputation hoher Würdenträger wurde uns ein Platz in der Nähe der Werft neben einem großen Termitenhügel unter einem großen, schönen Schattenspendenden Baum als Lagerplatz angewiesen. Auch hier war ich schweren Herzens wiederum dazu gezwungen, unsere Ochsen bis ins Grassfeld zurückzusenden, da auf dem bis hierher durchfahrenen Gebiet nicht einmal ein einziger Grassalm wuchs. Wir schlugen nun unser mitgebrachtes Zelt auf, richteten uns so gut als angängig ein und warteten auf die Erlaubnis des Häuptlings, mit unserm Handel beginnen zu dürfen. Doch Stunde auf Stunde verrann und noch immer ließ sich kein Bote sehen. Da endlich gegen 1 Uhr näherte sich uns im Gänsemarsch eine Kette schwarzer, auch nach europäischen Begriffen schön gewachsener Mädchen, auf ihren Köpfen jede einen ausgehöhlten Flaschenkürbis balancierend, angeführt von einem Häuptling, der einen Elefantilopenstab trug. Die Mädchen hockten sich in einer geraden Linie auf den Boden, die Front gegen uns gewendet, setzten, wie wir jetzt bemerkten, die vollen, sehr schweren Gefäße auf den Boden und verharnten dort still in demütiger Haltung. Der Häuptling begrüßte nur mich, als den Führer des Zuges, und schenkte meinen Begleitern keine Beachtung. Er richtete einen Gruß von Dondonde an mich aus, der mir durch ihn sagen ließ, ich solle mich heute von meinen Strapazen ausruhen, solle aber noch nicht zu handeln anfangen, da er selbst zunächst einiges kaufen würde. Ich übersandte dem Häuptling außer einem Gruß zwei wollene Decken und einen Gummimantel als Geschenk. Jetzt erhob sich die erste Trägerin, nachdem sie einen kleinen mitgebrachten Holzbecher aus ihrer Kürbisflasche gefüllt hatte, und leerte den Becher in einem Zug, dadurch andeutend, daß kein Gift in dem von ihr selbst zubereiteten Getränk sei. Ihrem Beispiel folgten der Reihe nach nun die andern Mädchen. Nach dieser Prozedur hockten sie sich, eine nach der andern, wieder auf den Boden in ihrer zuerst eingenommenen Stellung. Ich ließ jedem der Mädchen eine billige Glasperlenkette überreichen und dann die Korbsflaschen in unsere Eimer entleeren. Die Mädchen standen nun auf und gingen ohne ein Wort gesprochen zu haben und ohne Dank wieder nach der Werft des Häuptlings zurück.

Wir untersuchten nun das Getränk näher. Es war eine gelblich-braune Flüssigkeit, die einen säuerlichen, aber nicht unangenehmen Geschmack hatte. Später erfuhren wir, daß es Ovambobier war. Wir seihien das Getränk durch und füllten einen Teil auf Flaschen, die wir wiederum abkühlten, und gewannen so ein sehr erquickendes Getränk. Diesen Tag verbrachten wir größtenteils mit Schlafen, um so am schnellsten über die fürchterliche Langeweile hinwegzukommen. In unserer Nähe ließ sich kein Ovambo mehr sehen und nur von weitem konnte ich durch mein Glas beobachten, wie die Leute ihrer Gartenarbeit nachgingen.

Am andern Tag morgens gegen 9 Uhr erschien wiederum der Häuptling mit dem Elefantilopenschwanz und den Mädchen, die das Bier unter derselben Zeremonie wie gestern an unsere Leute abgaben. Ich sollte nun, nur begleitet von meinem Dolmetscher und unbewaffnet, mich zur Audienz beim Häuptling begeben. Angst durfte ich unter keinen Umständen zeigen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als unauffällig nur meinen Revolver zu mir zu stecken, während ich meine Begleiter instruierte, sich auf alle Eventualitäten gefaßt zu machen und vor allen Dingen wachsam auf eventuell drei schnell hintereinander von mir abzugebende Schüsse zu achten, die als Signal dienen sollten, falls ich überfallen würde. Unter Führung des Unterhäuptlings, begleitet von meinem Treiber und Dolmetscher Abraham Timbo, schritt ich auf die mit Palisaden umgebene Werft des Häuptlings

zu. Nachdem wir die unserm Lagerplatz zugekehrte Seite der Palisaden erreicht hatten, wendeten wir scharf rechts um die nächste Ecke der Werst. Wir waren durch die scharfe Rechtsbiegung den Augen unserer Kameraden entzogen und sahen uns einer Menge von Kriegern, etwa 500 an Zahl, gegenüber. Dieselben hockten still und stumm auf der Erde. Jeder dieser Krieger hatte drei geladene Gewehre übereinander liegend vor sich. Durch diese spalierbildende Truppe mußten wir nun hindurch. Da ich einmal so weit gegangen war, durfte ich nun im letzten Augenblick nicht mehr zurück, und all meinen Mut zusammenfassend und möglichste Gleichgültigkeit heuchelnd, schritt ich ruhig hinter meinem Führer her. Nochmals bogen wir rechts um die nächste Ecke der Werst und waren somit auf der unserm Lagerplatz gegenüberliegenden, ein Rechteck bildenden Werst angekommen. Etwa drei Schritt von den Palisaden entfernt stand ein auf vier Pfählen errichtetes Sonnendach, aus Binsenmatten angefertigt. Unter diesem Dach lagen etwa drei bis vier kurze Baumstämme. Hier angekommen, verabschiedete sich der Unterhauptide, und wir beide nahmen auf den Baumstämmen Platz und ergingen uns in Vermutungen, wie lange es wohl noch dauern würde, bis sich der Hauptide sehen lassen würde. Hier erst erfuhr ich von Abraham, daß auch er einen Revolver zu sich gesteckt hatte, und ich war nun etwas beruhigter, besonders da ich mich auf diesen Bastard verlassen zu können glaubte und ihn als einen sehr geliebten Schlingel kannte, dem es auch an einem gewissen Mut nicht gebrach. Nach etwa halbstündigem Warten kamen aus einem schmalen Eingang in der Werst, in würdevoller Haltung, fünf Hauptide und nahmen, sich auf die Baumstämme verteilend, neben uns Platz. Um die Garderobe der Hauptide, die sich selbst jedenfalls sehr schön vorkamen, war es schlecht bestellt. Was der eine oben zuviel hatte, hatte der andere unten zuwenig. Ein Hemd hatte nur einer an, Hosen ein anderer, wieder ein anderer nur Rock oder Weste. Der Schmuck bestand aus selbstgeschmiedetem Kupfer, Spangen und Ringen, die um Arme und Beine getragen wurden. Eine Waffe trug keiner dieser Herren. Nachdem wiederum etwa eine Viertelstunde in stummem Warten verstrichen war, erschien der Oberhauptide Dndonde, nur begleitet von dem Mediziner und Regenmacher, mit einem aus allem Möglichen, Schnitzereien, Antilopenhaaren und Schildkrötenhäuten bestehenden Behang. Der Hauptide war nur mit einem Schurz und einer sehr schäbigen und schmutzigen Jacke bekleidet und trug keinerlei Waffe bei sich. Auch diese beiden nahmen stumm uns gegenüber auf einem Baumstamm Platz. Nach einiger Zeit erschien ein Mädchen, hockte sich seitwärts von Dndonde auf die Erde, stopfte sehr umständlich von mitgebrachtem selbstbereitetem Tabak eine alte verwiterte Holzpfeife und setzte sie durch ein ebenfalls mitgebrachtes glühendes Holzschicht in Brand. Nachdem das Mädchen einige tiefe Züge aus der Pfeife gemacht hatte, forderte Dndonde durch eine Handbewegung das Mädchen auf, ihm die Pfeife zu geben. Nachdem dies geschehen, stand das Mädchen mit gekreuzten Armen auf und verschwand wieder. Jetzt begann der Hauptide zu reden, und trotzdem er genau wußte, daß ich sein Idiom verstand, mußte dennoch der als Dolmetscher fungierende Regenmacher meinem mir als Dolmetscher dienenden Abraham dieselben Worte wiederholen, während ich von diesem nochmals dasselbe zu hören bekam. Ich glaube mir diese Zeremonie damit erklären zu können, daß jeder der eigentlich Sprechenden durch dieses Manöver Zeit gewinnen soll, sich seine Fragen und Antworten genügend überlegen zu können. Dndonde erkundigte sich zunächst nach der Stärke unserer Jagdgesellschaft und nach den bisherigen Ergebnissen unserer Jagd. Nachdem ich ihm hierüber alles Wissenswerte mitgeteilt hatte, mußte ich ihm über unsere Kriegsmacht in Windhut berichten, über die großen Rohre (Kanonen) und ihre Wirksamkeit usw. Ebenso wollte er wissen, warum wir Deutschen nicht in der Heimat blieben und hier in Afrika uns ansässig machten, der schwarzen Nation das Land wegnähmen, oder ob wir zu Hause nicht genug zu essen hätten und hierdurch gezwungen wären, uns nach einer neuen Heimat umzusehen. Während dieses beinahe fünf Stunden dauernden Palavers brachte ein Mädchen Hirsebieb zeitweise in großen Bottichen angeschleppt, von dem sie auch wieder den ersten Becher jedesmal trinken mußte. Einer der anwesenden Hauptide, die die Unterhaltung stumm mit anhörten, versah das Amt eines Mundschnecken, nachdem

er zur größeren Sicherheit des Häuptlings ebenfalls erst einen der Holzbecher geleert hatte. Endlich wurden wir entlassen und mir die Erlaubnis zum Handeln vom nächsten Tage an erteilt. Zugleich sagte mir Ondonde seinen Besuch bei meinem Wagen für den Abend an. Wir mußten nun wiederum durch die schon am Morgen passierte Reihe von Krieger, die noch immer an derselben Stelle hockten, hindurchgehen, um nach dem Wagen zu kommen.

Meine Begleiter waren schon über mein sehr langes Ausbleiben beunruhigt gewesen und hatten beschlossen, bei Sonnenuntergang, falls ich bis dahin noch nicht zurückgekehrt sein sollte, nach mir Ausschau zu halten, und gegebenenfalls die Werft des Häuptlings anzugreifen. Wir waren daher herzlich froh, daß sich unser Unternehmen bis hierher gut angefallen hatte.

Am Abend kam dann Ondonde nach dem Wagen und suchte sich einige unserer Handelsartikel, wie eine Art, ein Beil, mehrere wollene Decken, Hosen, Hemden usw. aus, die er sofort durch mitgebrachte Leute nach seiner Werft schaffen ließ. Die Bezahlung hierfür mußte ich seinem Ermessen überlassen. Nachdem ich Ondonde mit einigen Gläsern Genever bewirtet, ihm eine Flasche dieses Getränks und einen halben Saß Fleisch zum Geschenk gemacht hatte, verließ mich Ondonde mit seiner Schar von Unterhäuptlingen und verabschiedete sich von mir, mir zugleich einen Gruß an meinen Oberhäuptling aufgebend.

Am andern Morgen kamen unsere Ochsen, wir spannten ein und zogen nun zu verschiedenen Kornspeichern, wo wir zunächst das von Ondonde mir zugewiesene Maß von Kafferkorn zugeteilt bekamen. Als Maß diente ein aus Binsen hergestellter Korb. Ich muß sagen, daß Ondonde mir einen weitaus größeren Teil an Korn zuteilen ließ, als wir erwartet hatten. Diesen ganzen Tag zogen wir im Zickzack durch das Land, um am Abend an der uns bereits bekannten Werft des Unterhäuptlings auszuspannen. Wir hatten an diesem einen Tage unser Fleisch bis auf ein geringes Quantum verhandelt und waren mit dem Ergebnis recht zufrieden.

Erwähnen muß ich noch, daß Ondonde mir ein Gewehr und Munition ablaufen wollte und immer wieder auf diesen Wunsch zurückkam, trotzdem ich ihm bedeutete, daß alle unsere Gewehre von der deutschen Regierung gezählt, abgestempelt und auf unsere Namen eingetragen seien. Endlich ließ er ab, mich länger hiermit zu bestürmen.

Wir hatten wie gesagt ausgespannt, unser Zelt aufgeschlagen und lagen nun bei einer Lagerfeuer in unsern Klappstühlen rauchend und die Ereignisse des Tages erörternd, als ein Eingeborener sich bei mir melden ließ und mich zu sprechen wünschte. Ich ließ ihn herbeikommen. Es war ein hochgewachsener Neger, der einen Kirri und ein großes langes Scheidemesser trug. Er wurde von einer Frau und einem jungen Mädchen, wie aus der Tracht der letzteren zu ersehen war, begleitet, die jede zwei hochgefüllte Körbe mit Kafferkorn trugen. Als ich dem Mann hierfür das übliche Quantum Fleisch verabsolgen wollte, wehrte er ab, kam dicht an mich heran und flüsterte mir zu, er müsse mich unbedingt allein sprechen. Ich ging mit ihm einige Schritte abseits vom Wagen und erfuhr hier, daß einer meiner Begleiter während meiner Abwesenheit in der Werft des Häuptlings ihm ein Gewehr zum Kauf angeboten habe, und nun fragte mich der Mann, der sich als Sohn des Ondonde zu erkennen gab, ob ich gewillt wäre, ihm das besagte Gewehr gegen Ochsen und Kleinvieh zu überlassen. Ich schlug dem Prinzen Eronduo seinen Wunsch zunächst glatt ab und begab mich zum Wagen zurück. Hier erfuhr ich, daß der frühere Schutztruppler R. dem Prinzen E. sein Gewehr zum Kauf angeboten habe. Dies Gewehr war ein altes Mauergewehr Modell 71, das eines Tages, vom Wagen gefallen und unter die Räder gekommen, im Lauf verbogen war. Wir hatten seinerzeit das Gewehr wieder gerade gebogen und, nachdem es an einem Baum festgebunden war, aus sicherer Entfernung mehrmals abgeschossen, jedoch festgestellt, daß auf einen Treffer damit nicht mehr zu rechnen war. Ich machte R. Vorwürfe über sein Verhalten, konnte jedoch nicht verhindern, daß R. trotzdem an den schwarzen Prinzen E. sein Gewehr gegen vier Ochsen und zehn Stück Kleinvieh verkaufen wolle; da auch der Bur hiermit einverstanden war, mußte ich des lieben Friedens halber

nachgeben. Nachdem nun Prinz E. von diesem Entschluß in Kenntnis gesetzt war, schickte er zwei Boten an seinen Vater ab und ließ um Erlaubnis bitten, das Gewehr kaufen zu dürfen. Dndonde aber, der selbst dadurch zur Oberhäuptlingswürde gekommen war, daß er seinen Vater getötet hatte, glaubte dasselbe von seinem Sohne E. annehmen zu dürfen und beauftragte zwei Leute, ihm den Kopf seines Sohnes zu bringen, da dieser doch nur beabsichtige, ihn mit dem weittragenden Gewehr zu töten, um sich selbst auf den Thron zu setzen. Die Boten waren erst am nächsten Tage nach der Werst des Oberhäuptlings aufgebrochen und konnten erst gegen Mittag zurück sein. Wir hatten beschlossen, am Abend aufzubrechen, die ganze Nacht durch zu fahren, um am andern Morgen an der nächsten Wasserstelle zu sein und unsere Ochsen tränken zu können. Im Laufe des Tages erfuhren wir durch den Prinzen E. von dem Vorhaben seines Vaters, von dem er durch Freunde unterrichtet war. Er kam gegen 2 Uhr an den Wagen, war sehr aufgereggt und sagte, er könne nun nicht länger bei seinen Leuten bleiben, er müsse flüchten und wolle mit seiner Frau, seiner Schwester und seinem Vieh an der nächsten Wasserstelle mit uns zusammentreffen und dort auch das Gewehr mit Munition gegen Ochsen und Kleinvieh austauschen; er bat mich, ihn unter meinen Schutz zu nehmen, da er sonst doch noch von den Auftraggebern seines Vaters auf der Flucht erreicht und getötet werden würde. Ich hatte Mitleid mit dem armen Kerl und sagte ihm meine Hilfe zu. Am Abend fuhren wir ab, nachdem ich mich von dem Unterhäuptling verabschiedet und ihm einen Gruß an Dndonde aufgetragen hatte. In der Nacht hörten wir vereinzelt Schüsse fallen und glaubten schon, daß Ernduo noch im letzten Augenblick erwischt worden wäre. Wir trafen ihn aber schon an der vorher erwähnten Wasserstelle mit zwei ihn begleitenden Negern, seiner Frau, seiner Schwester und 23 Kühen, 8 Ochsen und etwa 30 Stück Ziegen und Schafen an. Er hatte die Wasserstelle schon eine Stunde vor uns auf Nichtwegen erreicht. Das Vieh war durch das überhastete Fahren sehr erschöpft und wir mußten ihm bis zum Nachmittag Ruhe gönnen. E. erzählte uns nun, daß er versucht habe, sein sämtliches Vieh mitzubekommen, daran jedoch durch die ihn verfolgenden Häfcher verhindert worden wäre, und es wäre ihm nur geglückt, das mitgebrachte Vieh mitzubekommen. Er hätte einen Mann wahrscheinlich erschossen oder schwerverwundet, dann wäre das Kleinvieh ausgebrochen und er hätte in dem dichten Busch nicht mehr Tiere mit seinen Leuten wegtreiben können.

Auch wir hatten nach der aufregenden Nacht Bedürfnis nach Ruhe. Ich übernahm die Wache am Wagen, schickte unsere Bastards, begleitet von den beiden Negern, auf Viehwache, während meine beiden weißen Begleiter sich schlafen legten. Wir befanden uns in einer lichten Buschsavanne, in der der höchste Punkt unser Wagen war. Auf diesem nahm ich Platz, rauchte meine Pfeife und musterte von Zeit zu Zeit durch mein Glas aufmerksam die Umgebung. Das Gras war trocken, aber doch einen Meter hoch, so daß es nicht ausgeschlossen erschien, daß sich etwa uns verfolgende Neger unbeobachtet an uns hätten heranschleichen können. E. hatte sich unter einen in der Nähe befindlichen Busch gelegt und schlief, während seine Frau und Schwester in einem ihnen von mir geliehenen alten Blecheimer sich aus mitgebrachten Vorräten ihr Mahl bereiteten. Mittlerweile war es Zeit auch für mich geworden, unser Mahl zuzubereiten, das aus auf Kohlen geröstetem Fleisch und dick eingekochtem Reis bestand. Von Zeit zu Zeit stieg ich auf den Wagen und hielt Umschau. Ich sah jedoch nichts Beunruhigendes. Als das Essen fertig war, weckte ich meine Begleiter, und nachdem wir gegessen hatten, lösten sie die beiden Bastards ab, die nun ihrerseits aßen und sich noch einige Stunden ausruhten. Am Spätnachmittage spannten wir, nachdem die Ochsen und das Kleinvieh getränkt war, ein und zogen weiter. Dem Wagen voraus ging ein Weißer, dem in einiger Entfernung ein Schwarzer folgte. Ein Weißer saß oben auf dem Wagen und beobachtete durch das Fernglas die Umgebung, während die Schwarzen das lose Vieh hinter dem Wagen anjagten. Es zeigte sich bald, daß unser Wagen überladen war und unsere Zugochsen ihn nur unter der größten Anstrengung fortbewegen konnten. Da wir den schwersten Teil des Weges noch vor uns hatten, so war mir jetzt schon klar, daß wir wohl kaum mit unserm Gespann allein den Weg würden zurücklegen

können. Nur sehr langsam kamen wir vorwärts. Ich hatte gerade die Wache auf dem Wagen, als ich in einer Entfernung von ungefähr 700 Metern, seitlich vom Wagen, das Gras sich bewegen sah. Ich rief Erondus zu mir und teilte ihm meine Beobachtung mit; schon nach kurzer Zeit bestätigte er, dasselbe gesehen zu haben und sagte, es wären jedenfalls von seinem Vater ausgesandte Späher. Da wir jedoch trotz angestrengtester Aufmerksamkeit keines Menschen ansichtig wurden, so beschlossen wir auszuspannen, die Ochsen eine kurze Zeit unter Aufsicht weiden zu lassen und unser Nachtlager zu beziehen. Diese Nacht schlief keiner von uns. Wir löschten unser Lagerfeuer und bezogen unsere Posten, rund um den Wagen und um die Tiere einen Kreis bildend.

Zu der Nacht wurden wir von einem Menschen angerufen, in dem ich einen Bergdamara erkannte, der in der Nähe unseres großen Jagdlagers wohnte und uns schon öfter Dienste auf der Jagd geleistet hatte. Derselbe mußte sich auch schon während unseres Aufenthaltes bei Ondonde dort befunden haben, doch hatten wir ihn nicht gesehen. Er gab an, am Morgen von des Unterhäuptlings Werft weggegangen zu sein. Von einer Verfolgung des Erondus durch Abgesandte seines Vaters wäre ihm jedoch nichts bekannt und befände er sich auf dem Rückwege nach seiner Familie. Er hätte nur dem Oberhäuptling Ondonde, unter dessen Schutz er stände, einen Besuch abgestattet. Uns kam die Sache doch merkwürdig vor, da ich mich genau entsann, den Bergdamara noch einen Tag vor der Abreise in unserm Lager gesehen zu haben. Ich sagte jedoch nichts weiter und beschloß nur, auf den Mann ein wachsames Auge zu haben. Die Nacht verstrich und wir fuhren früh am nächsten Tage weiter, um die zwischen uns und dem Lager befindliche letzte Wasserstelle noch vor Dunkelwerden zu erreichen. Unsere Tiere konnten wir nur mit der größten Anstrengung durch Schlagen und fortwährendes Schreien vorwärts bekommen, und schon am frühen Nachmittag konnten wir nicht weiter. Uns teilen, so daß die Hälfte von uns mit den ermatteten Tieren nach der Wasserstelle voranzog, um diese zu tränken, während die andere Hälfte von uns am Wagen zurückblieb, dursteten wir nicht wagen, da wir dann sicher von den uns verfolgenden Negern, die wir auch heute wieder durch verschiedene Anzeichen in der Nähe vermuteten, angegriffen worden wären. Wir beschlossen daher auszuspannen, den Tieren kurze Rast zu gewähren, um dann in der kühlen Nacht zu versuchen, die Wasserstelle zu erreichen. Wir waren auf einer ebenen weiten übersichtlichen Fläche. Ich saß wiederum auf dem Wagen und hielt Umschau. Plötzlich bemerkte ich zwei Ovambos, die sich auf dem von uns zurückgelegten Wege schnell näherten; da sie jedoch außer ihren Wasserflaschen (ausgehöhlten Flaschenkürbissen) und einem Bündel, die sie an einer Stange über dem Rücken trugen, keinerlei Waffen bei sich hatten, so ließ ich sie näher kommen, nur machte ich E. auf dieselben aufmerksam. E. sprang auf den Wagen, einen kurzen Blick nur auf die sich uns nähernden Leute werfend, ergriff er sein Gewehr und schoß auf sie. Ich konnte von meinem Standpunkt aus beobachten, daß die Kugel genau zwischen den sich uns nähernden Negern einschlug. Diese warfen unter lautem Geschrei ihre Tragstange fort und liefen so schnell sie es vermochten davon, verfolgt von E., der inzwischen vom Wagen gesprungen war. Nach kurzer Zeit gab E. die Verfolgung als aussichtslos auf und kehrte zum Wagen zurück. Bald zeigte sich in einer Entfernung von mindestens 2000 Metern ein größerer Trupp Schwarzer, die auf uns mit ihren Feuersteinschloßgewehren feuerten. Die Kugeln konnten uns nicht erreichen und näher heran getrauten sich die Ovambos nicht. Kurz vor Sonnenuntergang spannten wir wieder ein und zogen unter Anwendung größter Vorsicht weiter. Spät in der Nacht erreichten wir endlich die uns bekannte Wasserstelle. Das Wasserloch, das auch hier ziemlich tief war, fanden wir verschüttet vor, und es verging die ganze Nacht, bis wir es so weit wieder freigelegt hatten, um unsere armen Tiere tränken zu können.

Wir beschlossen nun, vorläufig an dieser Wasserstelle zu bleiben, unser Lager möglichst zu befestigen, für unsere Tiere aus dem hier reichlich wachsenden Hackeborn einen Kral zu bauen und ihnen eine längere Rast zu gönnen. Gleichzeitig sandte ich den uns immer noch begleitenden Bergdamara mit einem unserer Eingeborenen

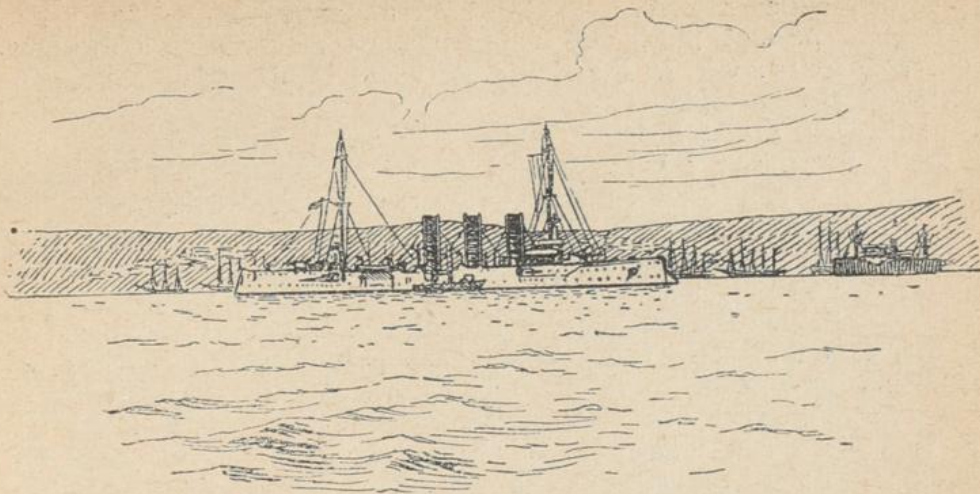
nach unserm Lager, um von dort durch einen mitgegebenen Brief Vorspann zu erbitten. In diesem Brief hatte ich unsere letzten Erlebnisse kurz geschildert und ich durfte sicher sein, falls der Brief richtig abgeliefert wurde, innerhalb dreier Tage Verstärkung an Menschen und Tieren zu haben. Wir hatten den Wagen bis dicht an das Wasserloch gezogen und um dieses einen Kreis von Hackdorn in einem Durchmesser von etwa dreißig Schritt geschlagen. Innerhalb dieses Kreises hatten wir rund um den Wagen einen Erdwall aufgeworfen, der uns eine vorzügliche Deckung gewährte. Wir hatten nun ein einigermaßen sicheres Lager und konnten uns der langersehnten Ruhe hingeben, da wir mit zwei Posten auszukommen glaubten. Von unsern Verfolgern sahen wir nichts mehr und wurden auch des Nachts von ihrem Besuch verschont. Am dritten Tage abends kam dann auch unser gewünschter Vorspann, begleitet von zwei bis an die Zähne bewaffneten Buren und eines Deutschen zu Pferde, bei uns an. Am nächsten Tage spannten wir die frischen Tiere ein und konnten nun schneller vorwärtskommen. Schon am darauffolgenden Tage spät abends hielten wir dann unsern Einzug ins Lager, wo uns Vorwürfe über unsern Leichtsinns nicht erspart blieben. Einige Wochen nach unserer Rückkehr, in denen sich unsere Tiere, besonders unsere Pferde, durch reichliche Gaben von dem jetzt in Fülle vorhandenen Kaffernkorn tüchtig erholt hatten, zogen wir weiter, um die uns von Dr. H. angegebenen Wasserstellen, die Tränkplätze der Elefanten, aufzusuchen. E. hatte sich entschlossen, vorläufig bei uns zu bleiben, da er unter unserm Schutz sicher vor Anschlägen auf sein Leben durch Boten seines Vaters zu sein glaubte. Wir Teilnehmer an dem Zuge zu Ondonde dachten bald nicht mehr an unsere letzten Erlebnisse, da wir viel Neues sahen und uns die aufregende Jagd auf das größte, stärkste und gefährlichste Tier von Deutsch-Südwestafrika, den Elefanten, so völlig in Anspruch nahm, daß alles andere hiergegen ein Nichts bedeutete.



Ovambo-Kornspeicher.

### Spruch.

Es kommen Fälle vor im Menschenleben,  
Wo's Weisheit ist, nicht allzu weise zu sein.



„Dresden“ vor Juan Fernandez.

## Flottengeist.

Vom Grafen E. Reventlow.

Die ersten zehn Jahre seiner Regierung hat der Deutsche Kaiser vergebens für die Verwirklichung seines großen Gedankens gekämpft: das neue Deutsche Reich müsse eine starke Flotte haben, um seine Seeinteressen und seine Weltstellung schützen und auf der Grundlage solcher Wehrmacht stärken zu können. Von 1888 bis 1898 wurde dieser Kampf in der deutschen Öffentlichkeit vergebens geführt, weil dem größten Teile des deutschen Volkes das Verständnis für diese neuen Ausblicke fehlte, und damit auch der Wille, diejenigen Mittel anzuwenden, die der Zweck erforderte. Von 1898 bis 1914 ist dann die Flotte planmäßig ausgebaut worden, und zwar auf der festen Grundlage eines Reichsgesetzes, welches als das „deutsche Flottengesetz“ Weltberühmtheit erlangt hat. Diese Flotte ist nicht fertig geworden, der Krieg hat ihren erfolgreichen Entwicklungsgang jäh unterbrochen. Um das Jahr 1900 noch war die deutsche Kriegsflotte ihrer Stärke nach eine ganz unbeachtliche Größe und sie zählte nicht mehr als zwei leidlich brauchbare Linienschiffe. Seitdem war bei Ausbruch des Krieges noch kein halbes Menschenalter verflossen, und es ist eine in den Kreisen der Fachmänner allgemein anerkannte Wahrheit, daß der Neuaufbau einer starken Kriegsflotte mindestens ein ganzes Menschenalter, also einen Zeitraum von dreißig Jahren in Anspruch nimmt. Es handelt sich ja nicht allein um den Bau von Schiffen. Mit diesem muß vielmehr die gesamte große Organisation einer Marine im gesunden Verhältnisse weiter wachsen und weiter gebildet werden. Heute sieht sich unsere Flotte gleichwohl der stärksten und ältesten Seemacht der Welt gegenüber, welche ihrerseits unterstützt wird von den Kriegsfлотten Frankreichs, Rußlands, Japans und Italiens. Die großbritannische Kriegsflotte allein war bei Ausbruch des Krieges mehr als doppelt so stark denn die deutsche. So konnte es wahrlich nicht wundernehmen, daß die deutsche Flotte viel zu schwach war, um gegen diese Welt von Feinden zur See einen angrifflichen Kampf um die Beherrschung der Nordsee zu führen. Sie hat von Anfang des Krieges an aber, das muß besonders hervorgehoben werden, auch eine Entscheidungsschlacht mit der Übermacht nicht gescheut. Und wenn es während des ersten Kriegsjahres dazu nicht gekommen ist, so war der einfache Grund, daß die deutsche Flotte sich nur unter Verhältnissen schlagen wollte, die dem übermächtigen Feinde möglichst ungünstig seien, also nicht weit von den deutschen Küsten. Die deutsche Unterseebootwaffe, welche als epochemachende Neuheit in diesen Krieg eingetreten ist, konnte zwar der deutschen Flotte nicht die Seeherrschaft gegenüber der britischen erringen, wohl aber die großbritannische Seeherrschaft einschränken, erschweren und beunruhigen.

Diese Betrachtungen werden im Juli 1915 niedergeschrieben. Wenn sie in die Hand der Leser gelangt sind, sind vielleicht schon entscheidende und unerwartete Ereignisse eingetreten, wie ja der Krieg überhaupt so oft gerade das Unerwartete zum Ereignisse werden läßt.

Die Aufgaben, welche dieser Krieg der deutschen Marine stellte, und die Rolle, welche sie in Anbetracht der ungeheuren Übermacht der Gegner auf sich nehmen mußte, stellte sich von selbst in den Vordergrund dieser Betrachtung. Aus dem, was die deutsche Kriegsflotte erreichen und verteidigen sollte, konnte oder nicht konnte, ergibt sich für die Zukunft manche große Richtlinie, und zwar nicht nur rein militärisch maritim, sondern vor allem politisch und wirtschaftlich, im besonderen auch kolonialpolitisch und kolonialwirtschaftlich. Das wäre auseinanderzusetzen.

In der, man kann wohl sagen, weltberühmt gewordenen Begründung des deutschen Flottengesetzes vom Jahre 1900 wird gesagt: Um Deutschlands Küsten, Deutschlands Seeinteressen und Kolonien schützen zu können, gäbe es nur ein Mittel, nämlich eine Flotte von solcher Stärke, daß auch die größte Seemacht Bedenken tragen müsse, Krieg mit Deutschland zu führen. Der Krieg von 1914/15 widerspricht diesen Sätzen nicht, im Gegenteil, er bestätigt ihre Richtigkeit. Wie wir gesehen haben, ist das Ziel nicht erreicht worden, welches jenes Flottengesetz und seine Nachfolger ins Auge gefaßt hatten und anstrebten. Die Zeit war zu kurz gewesen. Auf der andern Seite hat selbst unter diesen Umständen die größte Seemacht Großbritannien sich trotz der Unfertigkeit der deutschen Flotte mit den vier Seemächten Frankreich, Rußland, Japan und Italien verbündet, um den Krieg durchzuführen. Dieses Bündnis, richtiger: dieses Zusammengehen hatte die britische Politik seit dem Jahre 1904 überlegt und zielbewußt vorbereitet. Sie hat es nach zwei Seiten hin erreicht: die eine Seite haben den Deutschen die kühnen Handelskriegszüge und heldenmütigen Kämpfe der deutschen Auslandskreuzer während der ersten Periode des Krieges gezeigt. Wie der britische Erste Lord der Admiralität nach Vernichtung des Geschwaders des Grafen Spee im Unterhause erklärte, waren die wenigen deutschen Kreuzer, welche man bei Beginn des Krieges auf den Ozeanen hatte, dauernd von beinahe hundert britischen, französischen, russischen und japanischen Kriegsschiffen verfolgt worden. Jene wenigen deutschen Kreuzer hatten mithin monatelang eine riesige Menge von Schiffen der Gegner auf den Ozeanen in Atem und Anstrengung gehalten, sie somit gebunden und ihre Verwendung an andern Stellen der Kriegsschauplätze unmöglich gemacht. So war der militärische Nutzen der deutschen Auslandkriegsschiffe ein doppelter: sie schädigten den gegnerischen Handel und banden seine Kriegsschiffe in einer Zahl, welche die ihrige um ein Vielfaches übertraf. Bei dem ungeheuren Kraftüberschusse unserer vereinigten Gegner zur See konnten die schwachen deutschen Kontingente aber auf die Dauer nicht bestehen. Sie konnten es um so weniger, als ihnen vom Beginn des Krieges an kein einziger Stützpunkt mehr zur Verfügung stand. Kiautschou wurde bekanntlich noch im Laufe des Monats August von den damals in den Krieg eintretenden Japanern belagert. So hat sich aus dem deutschen Kreuzerkriege, ganz allgemein gesprochen, die Lehre ergeben, daß für Deutschland Ozeankriegsschiffe nur dann im Kriege von einschneidendem Einflusse auf dessen Verlauf sein können, wenn ihre Zahl sehr viel größer ist, also in einem viel günstigeren Verhältnis zu der höchstmöglichen Zahl an gegnerischen Schiffen steht, und wenn zum mindesten an den strategisch wichtigsten Punkten der Ozeane starkbefestigte Stützpunkte für die Ozeankriegsschiffe vorhanden sind. Das wird, beiläufig bemerkt, ebenso, ja noch mehr für Unterseeboote gelten, sollte man diese später auch auf den Ozeanen verwenden können.

Wir stehen nach Vernichtung oder Lahmlegung aller deutschen Ozeanschiffe vor der unbestreitbaren Tatsache, daß die deutschen Ozeankreuzer zwar im höchsten Maße ruhmreich gewirkt und die Achtung vor dem deutschen Namen überall erhöht haben, daß es ihnen aber nicht gelungen ist, einen irgendwie wesentlichen oder dauernden Einfluß auf den Gang des Krieges auszuüben. Diese Wahrheit ist für uns Deutsche von großer Wichtigkeit, um so mehr, wenn man die weltpolitische und weltwirtschaftliche Zukunft Deutschlands ins Auge fassen will: denn aller Besitz des Volkes

und des einzelnen außerhalb der Landesgrenzen ist eine Machtfrage. Es gibt keinen internationalen Rechtsschutz, weil es keine internationale Gerichtsautorität gibt. Das Eigentum des Deutschen außerhalb seines staatlichen Rechtsgebietes ist lediglich eine Machtfrage. Auch in Zukunft wird nur das als sicherer Besitz angesprochen werden können, was wir imstande sind zu verteidigen, sei es direkt, sei es indirekt. Es versteht sich von selbst, daß die direkte wie die indirekte Verteidigung durcheinander bedingt werden, je nachdem, wie starke Streitkräfte jeweilig für den Krieg verfügbar sind. In diesem Kriege haben wir gesehen, daß die deutsche Heimatflotte nicht stark genug war, im Kampfe gegen vier andere Kriegsflotten angriffsweise vorzugehen und so unsere außerheimischen Streitkräfte zu entlasten. Auch deshalb waren die deutschen Ozeankreuzer von vornherein auf verlorenem Posten.

Um diese Tatsachen klar übersehen zu können, müssen wir uns die geographischen Verhältnisse vorstellen. Sie sind maritim für Deutschland viel ungünstiger als für die andern seefahrenden Großmächte: die deutschen Küsten werden nicht vom Ozean bespült, sondern von zwei Binnenmeeren, der Ostsee und der Nordsee. Die letztere ist mit dem Atlantischen Ozean durch zwei Ausgänge verbunden. Diese beiden Ausgänge werden durch die großbritannische Flotte in Verbindung mit der französischen beherrscht. Die großbritannischen Inseln lagern sich wie eine lange Mole vor die Nordsee, uns nur diese beiden Ausgänge lassend. Dazu kommt, daß das zu Deutschland gehörige Stück der Nordseeküsten tief in das Land eingezogen ist, während die dem Armeekanal sich nähernden Küsten holländisch, belgisch und französisch sind. In der Größe der Entfernung zwischen den deutschen Nordseehäfen von den Ozeanausgängen der Nordsee liegt die militärische Ungunst für deutsche Streitkräfte enthalten, während die Bedingungen für Großbritannien denkbar günstig sind. Deshalb ist die Aufgabe für eine deutsche Flotte so außerordentlich schwierig und deshalb würde ihre Erfüllung so ungeheure Streitkräfte verlangen, wenn sie die überseeische Zufuhr im Kriege offenhalten sollte.

Großbritannien und seine heutigen Verbündeten glaubten vor dem Kriege, daß man Deutschland von vornherein durch seine ungünstige geographische Küstengestaltung besiegen könne, indem die britische Flotte durch Sperrung der Ozeanzugänge alle deutsche Aus- und Einfuhr erstickte. Unsere Gegner glaubten nicht, daß Deutschland ohne diese Verbindung mit Übersee wirtschaftlich existieren könne. Auf dieser Voraussetzung beruht der Gedanke des Anshungerungskrieges, und der größte Rechenfehler, der während des ganzen Krieges gemacht worden ist: es sei möglich, Deutschland auf diese Weise in kurzer Zeit auf die Knie zu zwingen. Das vergangene Kriegsjahr hat der staunenden Welt gezeigt, nicht nur daß das deutsche Volk die Absperrung von den Meeren ertragen kann, sondern auch wie es ihrer Herr geworden ist und weder an Gesundheit noch an Kampfkraft und sittlicher Widerstandsfähigkeit etwas eingebüßt hat. Auch sehr vielen Deutschen hat diese ungeheure und unererschöpfliche wirtschaftliche Kraft des deutschen Volkes und Landes große wirtschaftliche Überraschungen gebracht und ganz neue Gesichtspunkte eröffnet.

Dieser Krieg hat den Deutschen — hoffentlich für immer — zum Bewußtsein gebracht, daß uns nichts wirklich gehört, was wir nicht mit der Waffe, kämpfend oder vorbeugend, schützen können. In diesem Zeichen und unter diesem Motto muß auch die deutsche Zukunft stehen. Wir wollen, daß Deutschland nach dem Kriege als anerkannte Weltmacht fest dastehe, und wissen, daß in den kommenden Jahrzehnten mit der Größe des deutschen Volkes auch seine wirtschaftlichen Kräfte und andererseits seine Bedürfnisse wachsen müssen. Die Erfahrungen dieses Krieges weisen die Richtlinie. Sie zeigen vor allem, daß die zukünftige Weltpolitik und Beteiligung des Deutschen Reiches an der Weltwirtschaft nur dann auf gesunden Bahnen betätigt werden kann, wenn die Grundlagen der Heimat fest und so breit sind, wie sie das Wachsen des deutschen Volkes jeweilig verlangt. Wird dieser Grundbedingung nicht genügt, so würden alle außerhalb der Grenzen des deutschen Reichsgebietes gemachten Errungenschaften, sei es auf wirtschaftlichem, sei es auf kolonialem Gebiete, gewissermaßen in der Luft stehen, weil ihnen die entsprechende feste Grundlage und die unzerstörbare Verbindung mit dieser fehlte. Diese heimische Grundlage muß so stark sein und bleiben, daß nichts sie zu erschüttern vermag. Sie

muß volle Gewähr geben, daß auch eine stark vermehrte deutsche Volksmenge sich auf und aus dem deutschen Boden ernähren kann. Den unschätzbaren Wert der auf heimischem Boden vollständig versammelten Volkskraft hat dieser Krieg wohl jedem Deutschen gezeigt und nicht zum wenigsten den Hunderttausenden von deutschen Wehrpflichtigen, die jetzt seit einem Jahre zähneknirschend entweder in Feindesland interniert oder in neutralen Ländern jenseits der Meere festgehalten werden, ohne sich am Kampfe für das Vaterland beteiligen zu können. Wie vielleicht dieser Krieg auch ausgehen möge: Deutschland wird immer seine gesamte Volkskraft brauchen, um sich aller Gefahren in Europa zu erwehren, um sie von vornherein unwirksam zu machen, um stark und frei zu bleiben. Da ist nur eine Ausnahme denkbar: daß nämlich Deutsche auf deutschem Besitze jenseits der Meere ein Deutschland für sich bilden, welches stark genug ist, um allen denkbaren Gefahren und Angriffen Widerstand zu leisten. Diese Deutschen würden dann auch das heimische große Vaterland in seinem Kampfe entlasten.

Damit sind wir zu einer der größten Zukunftsfragen gelangt. Um uns diese ganz klar zu machen, sei zunächst festgestellt, daß nach dem Kriege wohl auch die letzten Reste des alten Meinungs- und Wortstreites „Heimatpolitik“ und „Weltpolitik“ verschwunden sein dürften. Alle Deutschen haben begriffen, daß in der Heimat die Wurzeln der deutschen Kraft liegen und auch für absehbare Zukunft liegen werden: völkisch, wirtschaftlich, geldlich und damit politisch. Auf der andern Seite gibt es auch heute keine Deutschen mehr, die nicht wissen, daß die deutsche Eiche mit ihrer Krone weit über die Grenzen des heimischen Bodens über den Erdball hin ausgebreitet sein muß, soll sie gedeihen. Nie ist die Notwendigkeit voller Weltmachtstellung allen Deutschen einleuchtender gewesen als heute mitten im großen Kriege. In der Verwirklichung und Ausgestaltung solcher Weltmachtstellung liegt nun das eigentliche Problem der Zukunft.

Dieser Krieg hat gezeigt, daß die deutsche Seemacht weder ausreichte, um die Teilnahme Großbritanniens an der Seite unserer Feinde zu verhindern, noch um nachher die Abschneidung des deutschen Überseehandels unmöglich zu machen. Wie auseinandergesetzt wurde, war die deutsche Flotte weder fertig, noch konnte überhaupt daran gedacht werden, daß sie erfolgreich jene ungeheure Aufgabe gegen vier große Seemächte, darunter die stärkste der Welt, zu lösen imstande wäre. Auch jene Begründung des deutschen Flottengesetzes vom Jahre 1900 rechnet ausdrücklich damit, daß die stärkste Seemacht im Kriege nicht in der Lage sein werde, ihre gesamten Streitkräfte zu vereinigen oder überhaupt gegen uns zu verwenden. In diesem Kriege ist das Umgekehrte eingetreten, indem die andern Seemächte nicht nur nicht England zwangen, Flottenteile durch sie binden zu lassen, sondern daß sie im Gegenteil die englische Flotte entweder direkt unterstützten oder entlasteten. Es war der deutschen Politik vor dem Kriege nicht gelungen, die freundschaftliche Vereinigung unserer Feinde zu hindern und die politische Lage, wie sie in dieser Beziehung bestand, als das Flottengesetz gemacht wurde, festzuhalten. Aus allem diesem geht hervor, daß Deutschlands Flotte nach dem Kriege mit größter Beschleunigung so ausgebaut werden muß, daß sie den neuen Anforderungen unbedingt gewachsen wird. Da dürfen keine Kosten gescheut werden. Die neue, sich jedenfalls schnell weiterentwickelnde Waffe des Unterseebootes wird, wie kaum gesagt zu werden braucht, bei der Erfüllung dieser großen Zukunftsaufgaben hervorragende Dienste leisten, aber sie wird nicht die großen Seeschiffe ersetzen können; das beiläufig, denn es ist eine Detailfrage. Die deutsche Flotte muß so stark werden, daß jener, im Grunde anormale Unterschied, der bisher bestand, der Unterschied zwischen Heimatflotte und außerheimischer Flotte, im bisherigen Sinne jedenfalls, verschwindet. Die Lücke zwischen beiden muß ausgefüllt, die bisherige Unmöglichkeit, auch im Kriege im Zusammenhange miteinander zu bleiben und zu wirken, muß beseitigt werden. Eine überseeische Weltmacht darf nicht in der Lage sein, von den Ozeanen abgeschnitten werden zu können. Das ist die eine große Forderung, und sie enthält unausgesprochen eigentlich alles. In welcher Weise die geographische Ungunst der deutschen Küstengestaltung und ihrer nur indirekten Lage an den Ozeanen zu beseitigen wäre, kann in diesem Zusammenhange nicht erörtert werden, aber daß das Ziel erreicht

werden muß, kann nicht zweifelhaft sein. Auch für Deutschland muß in Zukunft der Ausspruch eines Ersten Lords der britischen Admiralität gelten, der vor ungefähr zwölf Jahren vom jetzigen Earl of Selborne getan wurde: „Die Meere bilden ein großes Ganze — die Flotte muß es auch tun.“ Der Sinn dieses wahren Wortes bedeutet die Notwendigkeit voller örtlicher und im Kriege strategischer Bewegungsfreiheit der Kriegsslotte. Diese Bewegungsfreiheit hatte die deutsche Heimatflotte nur in beschränktem Maße und nicht nur nicht, weil sie noch nicht fertig war, sondern vor allem, weil sie über keine geeigneten Basen und Stützpunkte in genügender Anzahl verfügte, und weil diejenigen, über welche sie verfügte, nicht am Ozean, sondern an Binnenmeeren liegen.

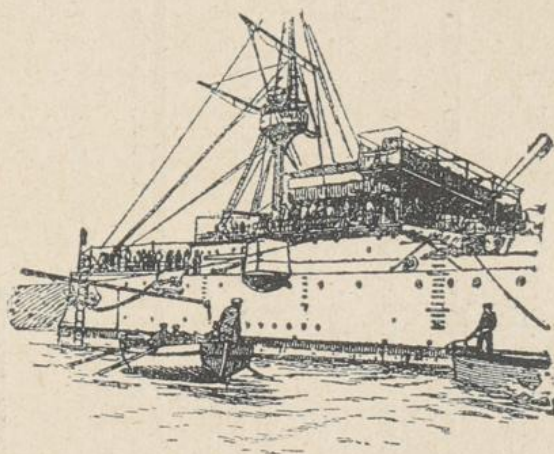
Das hiermit aufgeworfene Problem erledigt sich nicht, wie man vielleicht auf den ersten Blick annehmen könnte, durch Erweiterung kriegsschiffbaulicher Programme. Es erledigt sich auch nicht durch die Erkenntnis der unabweisslichen Forderung, daß das Deutsche Reich der Zukunft, soll es anders eine wirkliche Weltmachtstellung einnehmen, in den europäischen Meeren, auf und über den Ozeanen Stützpunkte besitzen muß, die geographisch wie militärisch geeignet sind. Nein, das Problem ist ein weit größeres: es heißt Sicherstellung des deutschen Seehandels und deutschen überseeischen Besitzes. Wie groß und wie gelegen dieser überseeische Besitz sein wird, wissen wir nicht. Man muß sich aber darüber klar werden, eine wie geartete überseeische Zukunft für das Deutsche Reich anzustreben sei. Ich gehöre nicht zu der Richtung, welche glaubt, das künftige Deutschland habe nach außen in erster Linie ein riesiges Kolonialreich anzustreben und auf dieses gewissermaßen den Schwerpunkt seiner Ausbreitungsbedürfnisse und -wünsche zu legen. Es ist schwerlich anzunehmen, daß es möglich sein wird, auch nur den Grundstock zu einem solchen überseeischen Reich zu legen, ohne daß Deutschland gezwungen wäre, dafür wesentliche Bedingungen seiner festländischen Zukunftsstellung aufzugeben, insbesondere auf eine weitere Annäherung seiner Küsten und Häfen an den Ozean verzichten zu müssen. Es ist aus zahlreichen und bekannten Gründen nicht möglich, diese Dinge und Fragen jetzt, mitten im Kriege, näher zu erörtern, denn das würde eine Erörterung der sogenannten Kriegsziele oder Friedensziele bedeuten, welche während des Krieges verboten ist. Wir können deshalb nur das Folgende andeuten: wahrscheinlich könnte ein solches Kolonialreich nur mit Zustimmung der größten See- und Kolonialmacht erworben werden. Diese Macht würde ihre Zustimmung auch bei politisch sonst günstiger Lage für Deutschland abhängig machen von deutschen Zugeständnissen auf und am europäischen Festlande. Das Ergebnis würde aller Voraussicht nach sein, daß dieses deutsche Kolonialreich uns militärisch im politischen Sinne ebensowenig gehörte, wie es z. B. die deutschen Südseeinseln und Kiautschou getan haben: es war ein leichtes, uns diesen Besitz fortzunehmen, sobald wir durch einen großen Krieg in Europa in Anspruch genommen wurden. Gerade diese Erfahrungen mit der völligen Unsicherheit und Schutzlosigkeit deutschen überseeischen Besitzes müssen dem deutschen Volke eine Lehre sein, die lautet: Etwas Derartiges darf uns nie wieder passieren. Es darf nie wieder vorkommen, daß feindliche Mächte uns unsern überseeischen Besitz einfach wegnehmen und unsere überseeischen Verbindungen einfach abschneiden können. Die einzige Möglichkeit, um dieser Forderung zu genügen, ist unsere alte These: Größtmögliche Stärkung und geographisch günstige Gestaltung unseres heimatlichen Deutschen Reiches, größtmögliche Stärkung der deutschen Flotte. Der alte Einwand, es hülfte ja doch nichts, denn Großbritannien und die andern Mächte würden einfach entsprechend mehr Schiffe bauen und damit also das Machtverhältnis das gleiche bleiben, die deutsche Seemacht mithin tatsächlich auf dem alten Punkte bleiben — dieser Einwand ist niemals richtig gewesen und wird es in Zukunft noch weniger sein, weil Deutschland in dem Unterseeboote eine Waffe hat, die gerade England gegenüber der deutschen Kriegsführung ein Mittel an die Hand gibt, welches England uns nicht nachmachen kann. Die sonst so unvergleichlich vorteilhafte Lage und Gestaltung der großbritannischen Inseln verkehrt sich dem Unterseebootkrieg gegenüber in ihr Gegenteil. Wäre die deutsche Bevölkerung freilich zu ihrer Ernährung im Kriege auf überseeische Zufuhr angewiesen, wie es England vollständig ist, dann würden uns auch Unterseeboote in Zukunft nicht helfen, denn

dann brauchte Großbritannien lediglich die Ozeanverbindungen abzuschließen, um Deutschland unmittelbar zum Frieden zu zwingen. Tatsächlich werden aber gerade für künftige Seekriege die Verhältnisse für die seefahrende Festlandmacht Deutschland steigend günstiger gegenüber der seefahrenden und auf überseeische Zufuhr vollkommen angewiesenen Inselmacht Großbritannien. Man sieht hier wieder, wie gerade in diesem Punkte die alten Schlag- und Streitworte „Heimatpolitik“ und „Weltpolitik“ einander nicht widersprechen, sondern einander ergänzen wie die beiden Gesichter des Januskopfes; mit andern Worten: Die Voraussetzung künftiger deutscher Weltmacht und ihre ebenso unangreifbare wie unzerstörbare Grundlage ist die Möglichkeit der Selbsternährung aus dem eigenen Boden. Stützt sich auf diese heimische Basis eine gewaltige Flotte, dann verkehren sich die bisherigen Überlegenheitsfaktoren der Inselmacht in ihr Gegenteil. Darüber kann und darf andererseits kein Zweifel sein, daß jene große Überlegenheit der Inselmacht verschwinden muß, wenn das Deutsche Reich eine große und gesicherte Weltmachtstellung erreichen und innehalten will. Diese Weltmacht wird uns auch nach dem Kriege nicht in den Schoß fallen, sondern ein starker und hochstrebender Wille zu dieser Weltmacht muß das ganze deutsche Volk und seine Leiter beseelen. Eines der hauptsächlichsten, ein unentbehrliches Mittel bildet eben die Flotte. Nur sie kann ein unter allen Umständen wirksames und haltbares Bindeglied zwischen dem deutschen Festlande und dem deutschen Besitze übersee darstellen. Es wäre ganz unrichtig und es ist ein Mißverständnis, wenn man unter Besitz übersee gewöhnlich nur Kolonien versteht. Solchen Besitz bilden im gleichen, ja vielleicht in höherem Maße die sogenannten Seeinteressen eines Landes: die überseeischen Märkte, welche von der Wirksamkeit der deutschen Industrie und des deutschen Kaufmannes erfüllt werden oder sich ihr öffnen, ferner das überseeisch angelegte und arbeitende deutsche Geld, ferner der überseeische Privatbesitz und endlich die überseeischen Endpunkte für die Reisen deutscher Dampfer, welche Güter und Menschen hinbringen und zurückbringen. Voraussetzung zu allem diesem ist die Freiheit der See, auf der die Schiffe fahren, welche die überseeische Verbindung herstellen. Vor dem Kriege war Deutschland in gewissem Sinne auf dem Wege zu diesem Ziele; in gewissem Sinne nur, denn einige wichtige Vorbedingungen fehlten, wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, vor allem die erforderliche Seemacht.

Das Deutsche Reich der Zukunft möchte ich mir nicht vorstellen als ein Reich, welches einen wesentlichen Teil seiner Kraft auf ein großes Kolonialgebiet hinüberschiebt und sich so selbst Kraft entzieht. Natürlich wollen und müssen wir Kolonien haben, aber sie dürfen und werden nichts mehr sein als gewissermaßen eine Begleiterscheinung der deutschen Weltstellung und eine als selbstverständlich sich aus ihr ergebende Folge. Das Wesen der deutschen Weltmacht und Weltstellung soll man sich vielmehr vorstellen als eine den ganzen Erdball umfassende Kraftausstrahlung des heimischen Deutschen Reiches mit seiner gewaltigen, fest zusammengehaltenen, sich dauernd vermehrenden Bevölkerung. Sie bildet den großen Kraftbehälter und Vielfältiger aller deutschen Kraftäußerungen, deutschen Fleißes, deutscher Werkfähigkeit, deutscher Geschicklichkeit und Erfindung und vor allem deutscher Wehrkraft zu Lande und zu Wasser. Je größer und gesammelter die deutsche Heimatkraft, in jedem Sinne verstanden, ist, desto stärker und dichter, desto wirksamer und fruchtbarer wird die deutsche Kraftausstrahlung, über die Meere nach den überseeischen Ländern hinein. Nur auf diesem Wege kann und wird deutsche Weltmacht ebenso umfassend wie stark und unangreifbar werden; nicht im Sinne ungeheurer Gebietseroberungen, sondern im Sinne der Durchdringung wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Natur. Der Krieg hat gezeigt, daß in dem bisherigen Verhältnisse Deutschlands zu den Mächten und Mächtekoalitionen zwar weltwirtschaftlich gewaltige Fortschritte gemacht werden konnten, daß diese aber wirtschaftspolitisch jene von England geleitete Koalition und den Krieg zur Folge gehabt hat. Auch diese große Lehre darf nicht vergessen werden. Sie zeigt, daß auch das friedlichste und ehrenhafteste Streben nicht von der brennenden Notwendigkeit, militärisch stark zu sein, entbindet. Gehen in diesem Kriege die Dinge, wie das deutsche Volk nach dem bisherigen Verlaufe hoffen zu dürfen glaubt, dann muß das Deutsche Reich sich seine Stellung in

den angedeuteten Richtlinien erweitern und ausbauen. Ungünstigere Möglichkeiten des Krieges, wie sie in jedem Kriege in Betracht gezogen werden müssen, können hier füglich außer Betracht bleiben, denn dann würde sich Deutschland seine Lage nicht machen können; sie wäre ihm von seinen Gegnern aufgezwungen worden. Das Ziel unserer Gegner ist aber in der Hauptsache: die deutsche Heimatkraft zu zerschlagen und damit eine deutsche Weltmacht ein für allemal unmöglich werden zu lassen. Schon daraus geht hervor, daß Deutschland siegen muß, wenn es in der Welt eine Zukunft haben will.

So sind die Ziele der Zukunft groß und weitgesetzt. Der deutsche Riese soll und will mit den Füßen fest auf seiner heimischen Scholle stehen, mit seinen Armen über die Weltmeere hingreifen. Das erste ist eine Erfahrung, das zweite, zu einem großen Teile jedenfalls, müssen das deutsche Volk und seine Leiter noch lernen. Sie müssen sich von einem Geiste und einem Streben durchdringen lassen, den man als „Flottengeist“ bezeichnen könnte. An die Stelle des bisherigen Gedankens einer Schutzflotte, dessen Ausführung durch den Krieg unterbrochen worden ist, muß der Gedanke einer Weltflotte treten. Nicht um Händel zu suchen, nicht um fremde Rechte zu vergewaltigen und in fremdes Gebiet einzubrechen, nicht um eine Tyrannei der Ozeane nach englischem Muster anzustreben, sondern um die Meere frei zu machen und frei zu halten, um die Tätigkeit und die Ergebnisse deutscher Wirtschaftskraft in Sicherheit walten zu lassen und im äußersten Falle sie wirksam zu schützen. Dieses Ziel ist, wie gesagt, groß und erfordert eine ganze und richtiggeleitete Volkskraft. Es muß aber — immer den gewünschten Ausgang des Krieges vorausgesetzt — erreicht werden, wenn die wachsende deutsche Bevölkerung später nicht verkümmern und sich nach alten unseligen Mustern zerstreuen und zersplittern soll. Um diese neuen Zukunftsziele klar zu sehen, brauchen wir einen solchen Flottengeist, der vom heimischen Boden aus die Welt überschaut, nicht phantastisch und unklar, sondern kühl erwägend und zielbewußt.



Mannschaft der „Dresden“, in Chile interniert.

### Aus dem „Matrosenlied“.

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,  
Daß ich schlafe in der Meeresflut,  
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,  
Für das Vaterland, da floß mein Blut.  
Gib mir deine Hand, deine liebe Hand,  
Leb' wohl, mein Schatz, leb' wohl;  
Denn wir fahren gegen Engeland!

Hermann Löns †.

# Entwicklung der Kolonien 1896 — 1904 — 1912. Eisenbahnbau.

1896: 40 km.



1904: 479 km.

1912: 3867 km.



1896: 37 Schiffe mit 94 000 Brutto-Reg.-Tons. **Schiffahrt nach den Kolonien.**

1904: 68 Schiffe mit 223 000 Brutto-Reg.-Tons.

1912: 138 Schiffe mit 653 000 Brutto-Reg.-Tons.

1896: Gesamthandel 32 500 000 M. **Handel.**

Einfuhr: 21 000 000 M.

Ausfuhr: 11 500 000 M.

1904: Gesamthandel 71 213 000 M.

Einfuhr: 46 469 000 M.

Ausfuhr: 24 744 000 M.

1912: Gesamthandel 263 559 000 M.

Einfuhr: 142 679 000 M.

Ausfuhr: 120 880 000 M.

**Plantagenland unter Kultur.**

1896: 11 000 ha.

1904: 43 000 ha.

1912: 140 000 ha.

**Kapital der Erwerbsgesellschaften.**

1896: 62 000 000 M.

1904: 185 000 000 M.

1912: 505 000 000 M.

# Entwicklung der Kolonien 1896 — 1904 — 1912.

## Eisenbahnbau.

1896: 40 km.



1904: 479 km.

1912: 3867 km.



1896: 37 Schiffe mit 94 000 Brutto-Reg.-Tons. **Schiffahrt nach den Kolonien.**

1904: 68 Schiffe mit 223 000 Brutto-Reg.-Tons.

1912: 138 Schiffe mit 653 000 Brutto-Reg.-Tons.

1896: Gesamthandel 32 500 000 M.

**Handel.**

Einfuhr: 21 000 000 M.  
Ausfuhr: 11 500 000 M.

1904: Gesamthandel 71 213 000 M.

Einfuhr: 46 469 000 M.

Ausfuhr: 24 744 000 M.

1912: Gesamthandel 263 559 000 M.

Einfuhr: 142 679 000 M.

Ausfuhr: 120 880 000 M.

1896: 11 000 ha.

**Plantagenland unter Kultur.**

1904: 43 000 ha.

1912: 140 000 ha.

1896: 62 000 000 M.

**Kapital der Erwerbsgesellschaften.**

1904: 185 000 000 M.

1912: 505 000 000 M.

## Angola.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Angola ist in der deutschen und beinahe noch mehr in der englischen Presse vor dem Kriege oft als zukünftiges Erwerbsobjekt für Deutschland genannt worden. Dieser Gedanke geht zurück auf Äußerungen portugiesischer Staatsmänner in den neunziger Jahren, als es mit den portugiesischen Finanzen wieder einmal sehr schlecht stand. Damals wurde öffentlich in Portugal von der Möglichkeit gesprochen, die notwendige finanzielle Gesundung durch den Verkauf von Kolonialbesitz zu erreichen. Nicht lange danach kam der vielgenannte deutsch-englische Vertrag über das portugiesische Ost- und Westafrika zustande, der besagte, falls Portugal seine afrikanischen Gebiete einmal veräußern wolle, so sollten England und Deutschland sie käuflich übernehmen. Genaueres ist über den Inhalt des Abkommens nicht bekannt geworden, aber nach anscheinend gut unterrichteten französischen Quellen waren für England der Löwenanteil, für Deutschland nur Kleinigkeiten vorgesehen: der Norden von Mosambik, etwa bis an den Sambesi, und von Angola der äußerste Süden, die Küste vom Kunene bis Mossamedes, mit etwas Hinterland. England nahm jedenfalls von Angola nicht nur den Norden, sondern auch die Mitte des Landes durch den Eisenbahnbau und Hasenanlagen im voraus für sich in Anspruch.

In der Zeit nach dem Abschluß des Marokkostreits zwischen Deutschland und Frankreich, als die öffentliche Meinung und die Regierung Englands über den plötzlichen Ausbruch der deutschen Erbitterung gegenüber der englischen Politik erschrafen, war drüben in auffallender Weise davon die Rede, man habe nichts gegen eine koloniale Ausdehnung Deutschlands in Afrika; ja selbst ganz Angola könne ohne Schaden für England als deutsches Interessengebiet anerkannt werden. Freilich zeigte sich bald, daß wir die Voraussetzung, unter der dieses Angebot auf Kosten der Portugiesen gemacht wurde, nämlich den Verzicht auf die Vermehrung unserer Flotte, nicht wohl erfüllen konnten. Im Zusammenhang mit den Kriegszereignissen und der Haltung Portugals gegen uns muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß das portugiesische Westafrika über kurz oder lang ein koloniales Betätigungsfeld für uns wird. Zu dem Zweck ist es wertvoll, wenn wir eine allgemeine Vorstellung von der Natur des Landes haben.

Als ich Angola kennen lernte, war ich vor allen Dingen erstaunt über die Menge der guten Häfen. Die Hauptstadt Loanda hat einen solchen; auch vor Benguela liegen die Schiffe für westafrikanische Verhältnisse geschützt. Lobitobai, die Bucht von Mossamedes, Port Alexander und die Tigerbai in der Nachbarschaft von Deutsch-Südwestafrika sind ganz ausgezeichnete Naturhäfen. In Lobitobai und Port Alexander können große Dampfer dicht am Ufer Anker werfen, und eine kurze Landungsbrücke genügt, um direktes Laden und Löschen zu ermöglichen. Dieser Reichtum steht im Gegensatz zu der Unzulänglichkeit und Hasenarmut der südwestafrikanischen Küste. Von Port Alexander oder von der Tigerbai aus könnte der Norden unserer Kolonie vortrefflich erschlossen werden.

Geographisch und klimatisch muß man in Angola drei verschiedene Gebiete unterscheiden: das Küstenland, das innere Hochland oder den Plan-Alto, endlich die jenseitige Abdachung zum Kongo- und Sambesibecken hin. Die Küste ist von Süden her bis über Mossamedes hinaus eine wasserlose Sand- und Steinwüste, gleich der südwestafrikanischen Namib, aber reicher als diese an grundwasserhaltigen und anbaufähigen Flußtäälern. Weiter nach Norden wird das Küstenland besser, aber im ganzen gilt auch für Angola die allgemeine Regel, daß in Afrika die Küstengebiete weniger wertvoll sind, als das Innere. Das Land hebt sich von der See aus ziemlich rasch, in 150 bis 300 Kilometer Entfernung erreicht es bereits eine Höhe von 1300 bis 1500 Metern über dem Meere. Etwa von der Höhengrenze von 1300 Metern ab beginnt der klimatisch-physikalische Begriff des „Plan-Alto“, d. h. dasjenige Hochlandsgebiet, in dem Europäer gesundheitlich dauernd existieren können, wo also bodenkundige Kolonisation möglich ist. Man schätzt, daß zum Plan-Alto in diesem Sinne

etwa 75 000 Quadratkilometer gehören; zieht man die Grenze etwas niedriger, so sind es erheblich mehr. Vom eigentlichen Plan-Alto zieht sich die große südäquatoriale Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des Kongo und des Sambesi, die annähernd ebenso hoch liegt, noch weit nach Osten. Im Süden bildet das Plateau von Lubango-Humpata, das bis zu 1900 Metern aufsteigt, den Kern des Hochlandes; in der Mitte von Angola sind es die Landschaften von Bihé, Bailundo, Huambo; im Norden Umbaca und Malandje. Eisenbahnen reichen bis Malandje, bis Bihé und bis Villa Arriaga, etwa 400, 500 und 170 Kilometer von der Küste; die Strecke von Villa Arriaga bis Lubango, wo der schwierige Steilabfall des Plan-Alto überwunden werden muß, ist noch nicht gebaut. Die nördliche Linie ist zum Teil, die südliche ganz portugiesische Staatsbahn, die mittlere, die sogenannte Benguellabahn, ist samt den vortrefflichen Hafenanlagen von Lobitobai englisch. Sie ist die wichtigste von allen, und ihr Ziel bildet der südliche erzreiche Teil des belgischen Kongo: Katanga. Jahrelang hat sie nur langsame Fortschritte gemacht, dann wurde energisch weitergearbeitet, und man dachte, die Katangagrenze noch vor 1918 zu erreichen.

Am meisten hat mich natürlich der Plan-Alto interessiert. Persönlich besucht habe ich ihn nur im Süden, im Hinterlande von Mossamedes, aber sein Charakter ist überall sehr ähnlich, und ich glaube mich auch über die mittleren und nördlichen Gebiete befriedigend informiert zu haben. Man hat von dem Hochland von Angola gesagt, es sei Südwestafrika mit Wasser. Ein solches Wort erweckt die Vorstellung, als ob dort nicht nur Viehzucht wie in Südwest, sondern auch Ackerbau nach europäischer Art getrieben werden kann. Das ist aber nicht oder nur zum kleinen Teil richtig. Unser heimischer Getreidebau beruht auf der Durchfeuchtung des Bodens durch den Regenfall. In Angola dauert die Regenzeit etwa sechs Monate, von Oktober bis März; im Norden ist sie etwas länger, ganz im Süden etwas kürzer. Während dieser Periode, die zugleich die warme Jahreszeit ist, kann man keinen Weizen oder sonstige europäische Getreidearten, in den meisten Gegenden nicht einmal Mais, säen, weil das Korn bei dem Übermaß von Feuchtigkeit sich nicht entwickelt. Die Pflanzen schießen mächtig ins Kraut, während die Ähren und Kolben verkümmern. Getreide kann nur während der kühlen, aber gleichzeitig regenlosen Jahreszeit kultiviert werden, d. h. es bedarf dazu der künstlichen Bewässerung. Allerdings ist fließendes Wasser reichlich vorhanden. In dieser Beziehung steht das Innere von Angola in einem sehr vorteilhaften Gegensatz zu Südwestafrika. Weniger günstig sind die Bedingungen für Viehzucht. Alle Nachrichten, die ich darüber habe erhalten können, stimmen darin überein, daß wirklich gute Verhältnisse für Viehwirtschaft nur ganz im Süden, in unmittelbarer Nachbarschaft unserer Kolonie, vorhanden sind. Fortkommen tut Rindvieh allerdings auch an andern Stellen, aber man kann überwiegend nicht sagen, daß mit Viehwirtschaft große Werte zu schaffen seien.

Die herrschenden Vorstellungen von dem Plan-Alto müssen dahin berichtigt werden, daß trotz der bedeutenden Höhenlage die Bodenkultur einen mehr subtropischen Charakter hat, als bisher meistens geglaubt worden ist. In der Trockenzeit gibt es, wie gesagt, Getreide, aber die eigentliche Zukunft beruht nicht auf Weizen und ähnlichem, sondern auf Kaffee, Kautschuk, Zuckerrohr, Baumwolle, Gerberakazien, Salsaparilla u. dgl. Kaffee wächst in Menge wild in den Urwäldern der atlantischen Abdachung. Für Baumwolle bieten die Täler des Küstengebiets günstige Verhältnisse dar. Bestimmte Sorten, wie die mehrjährige peruanische Baumwolle, die baumartige Sträucher bis zu dreifacher Manneshöhe bildet, gedeihen auch auf ausgesprochen wasserarmem Boden. An Kautschuk ist der natürliche Reichtum des Landes groß, es handelt sich aber nicht um die sonst in Westafrika Kautschuk liefernden Bäume und Lianen, sondern um einen niedrigen, unscheinbaren Strauch, dessen Wurzeln den Milchsaft enthalten. In größten Teilen des Innern von Angola kommt er in ungeheuren Massen vor. In Lobitobai sah ich innerhalb zweier Tage mehrere tausend Sack im Gesamtwerte von  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark an Bord des portugiesischen Dampfers verladen, mit dem ich die Küstenfahrt von der Tigerbai bis Loanda machte. Auch der gepflanzte arabische Kaffeebaum gedeiht, aber das wilde Produkt, eine kleine Bohne von edlem Geschmack, ist nicht schlechter. Die Eingeborenen schlagen die Urwaldvegetation rings um die Kaffeebäume etwas fort; stellenweise ist es also

nicht einfache Sammeltätigkeit, sondern eine Art Halbkultur, der der Angolakaffee unterliegt. Ganz erstaunlich sind die Erträge der Zuckerrohrfelder, namentlich wo sie sachgemäß gedüngt werden. Ein Vertreter des deutschen Kalisyndikats, den ich in Angola traf, erzählte mir, daß nach seinen Erfahrungen der Boden von Angola mit mineralischer Düngung dasselbe leiste, wie die besten Pflanzungsböden auf Java.

Von der östlichen Abdachung des Plan-Altos ist noch sehr wenig bekannt. Nach ihrer Erhebung über dem Meeresniveau muß sie auch noch als Hochland bezeichnet werden. Die tiefsten Stellen des Innern, so bei Andara, wo der südwestafrikanische sogenannte Caprivizipfel an Angola grenzt, an den Sambesiquellen und am oberen Kassai, liegen immer noch gegen 1000 Meter hoch, und nur an der Nordgrenze gegen den Kongostaat sinken die Höhen auf 500 bis 700 Meter. Von Moqui am unteren Kongo bin ich aber in anderthalb Stunden doch auch sofort 300 bis 400 Meter hoch gekommen, und ich sah, wie sich gegen Süden das Land immer noch weiter erhob.

Im ganzen ist Angola menschenreich. Einzelne Bezirke sind durch Aufstände und durch Sklavenhandel, der unter portugiesischer Herrschaft noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts ziemlich ungeschont betrieben wurde, hauptsächlich zur Versorgung der Kakaopflanzungen auf São Thomé, entvölkert, aber das macht im ganzen nicht viel aus. Die Neger gehören alle zur Banturasse, und was ich von ihnen gesehen habe, war durchweg kräftig. Allerdings ist die Autorität der portugiesischen Verwaltung im Innern sehr gering. Ausgedehnte Gebiete können ohne bewaffneten Schutz gar nicht bereist werden; die Eingeborenen halten sich dort für unabhängig. Mit Ausnahme des näheren Umkreises der Stationen ist auch von Steuererhebung nicht viel die Rede. In Südangola gab es jenseits Lubango und Humpata bis vor wenigen Jahren keinen einzigen portugiesischen Militärposten; erst der Gouverneur Almeida, der den Bezirk von 1908 bis 1910 verwaltete, hat eine große Anzahl von Forts bis in die Nähe der deutschen Grenze errichtet. Die Verwaltung ist überall sehr mangelhaft. Das jährliche Defizit ist bedeutend; im Innern werden die Offiziere und Beamten ganz unregelmäßig bezahlt. Monatlich kommt der Postdampfer von São Thomé, das reichliche Überschüsse liefert, mit Geld für die Regierung, und wer sich mit der Finanzverwaltung gut steht, fährt gleich an Bord und holt sich, was ihm zukommt, bevor es in die ewig hungrigen Kassen der Verwaltung an Land kommt. Handel und Produktion liegen infolge des übermäßigen portugiesischen Protektionssystems, das jeden fremden Wettbewerb ausschließt, trotz der großen natürlichen Reichtümer des Landes vollständig danieder. Besonders abstoßend wirkt der Mangel an Rassenbewußtsein bei den Portugiesen. Zwischen Mischlingen und Weißen wird kaum ein Unterschied gemacht. Einmal habe ich es erlebt, daß in einem wohlhabenden portugiesischen Hause, wo der Mann sich vor einigen Jahren mit einer weißen Frau legitim verheiratet hatte, auch ungefähr fünfzehn farbige Mischlingskinder von einem halben Duzend verschiedener Mütter aus früheren irregulären Verbindungen ganz gemächlich mit bei Tische saßen. Sie galten auch als zum Hause und zur Familie gehörig. Weiße Beamte sind Untergebene von Farbigen, farbige Richter können über Weiße urteilen. An Bord eines portugiesischen Dampfers war ich Zeuge einer Szene, wie ein vor kurzem aus Europa gekommener portugiesischer Eisenbahndirektor dagegen protestierte, mit einem schwarzen Zollbeamten an einem Tisch zu sitzen. Die Antwort war ein geradezu tierischer Wutausbruch des Negers, der brüllend und tobend im Salon und auf Deck umherrannte. Der Kapitän machte verzweifelte Beschwichtigungsversuche, und von den Portugiesen trat keiner für den empfindlicheren Landsmann ein.

Im ganzen genommen kann man nur urteilen, daß Portugal auf keinen Fall jemals imstande sein wird, mit seinen eigenen Kräften eine Kolonie zu entwickeln, die doppelt so groß als Deutschland oder Frankreich ist. Es fehlt an Geld, an Menschen, an Energie, an Erfahrung, kurz: an allem. Dabei bietet das gesunde Hochland Raum zu Ansiedlungen für Hunderttausende von Weißen. In dem wundervollen Garten der katholischen Missionsstation Guilla in Süd-Angola, etwa 1700 Meter über dem Meere, habe ich gesehen, wie die Kulturarbeit der Missionare im Laufe

von wenig mehr als einem Jahrzehnt fast alle europäischen Gemüse, Fruchtbäume und eine Menge subtropischer Kulturpflanzen zum schönsten Gedeihen gebracht hatte. Dieselben Möglichkeiten bestehen auf dem ganzen Hochland. Es ist ein freies, weites Gras- und Buschland, im ganzen ohne große Höhenunterschiede, aber hier und da von malerischen Bergstöcken und Gebirgen durchzogen und umgrenzt. Überall rauscht, plätschert, fließt klares, frisches Wasser. Nirgends habe ich mich so wenig in Afrika gefühlt, wie auf dem 1900 Meter hohen Plateau von Humpata, wo einige hundert Burenfamilien sich bereits seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts niedergelassen haben und ihre primitive Wirtschaft nach südafrikanischer Art betreiben. Im Oktober, zur Zeit des Übergangs von der trockenen zur Regenperiode, war die Luft frisch und belebend wie im warmen deutschen Frühherbst; grüner Rasen und bunte Blumen wie in der Heimat, Bäche und Quellen, Bauerngehöfte, weidende Viehherden — alles ließ die Vorstellung ganz zurücktreten, daß ich mich im Innern von Afrika unter dem 15. Grad südlicher Breite befand. Kommt dieses Land einmal in kräftige Hände, so kann Großes daraus werden.



## Das germanische Jahrhundert.

Von Robert Hamerling (?).

Meine hellen Seheraugen tauch ich ein in ew'gem Lichte  
Und vor meine Seele treten zukunftsstrunkene Gesichte.  
Durch das Tuchverhüllte Dunkel taten schwang'rer ferner Zeiten  
Sich' ich eine hohe Göttin nah' und immer höher schreiten.  
Du, o zwanzigstes seit Christi, waffenklirrend, und bewundert  
Wird die Nachwelt dich einst nennen: „das germanische Jahrhundert“,  
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir in Staub erzittern,  
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern.  
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen,  
Überall wird noch zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen,  
Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du, zerborsten;  
In der Ostsee reichem Lande wird der deutsche Adler horsten.  
Österreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr' vergehen,  
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen.  
Und sie werden dich, erzitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,  
„Herrscherin des Ostens“ nennen, zweites deutsches Kaisertum.  
Mit des neuen Polens Krone wird dich stolz ein Habsburg kränzen.  
Unter ihm, in junger Freiheit, wird noch die Ukraine glänzen,  
O, geliebtes Volk, ich höre stimmen schon die Zimbeln, Geigen  
Und die Pauken und Trompeten zu dem großen Siegesreigen.  
Freue dich der Heldenzeiten! Das Geschick ist dir verbündet,  
Fürchte nichts von deinen Feinden, Wahrheit hab' ich dir verkündet!

## Warum Welt- und Überseegeist? Warum Kolonialgeist?

Von Dr. Paul Rohrbach.

Vor einem Menschenalter zählte die Bevölkerung Deutschlands zwischen 40 und 50 Millionen und jährlich wanderten Hunderttausende aus, um jenseits des Ozeans bessere Lebensbedingungen zu suchen. Heute sind wir gegen jene Zeit um 25 Millionen, das heißt um soviel Menschen, wie Deutschland vor einem Jahrhundert überhaupt Einwohner hatte, gewachsen, und die Auswanderung ist so gut wie verschwunden, ja wir müssen noch zahlreiche Arbeitskräfte von jenseits unserer Grenzen heranziehen. Dieser Umschwung ist durch die mächtige Zunahme unserer Beteiligung an der Weltwirtschaft bedingt. Von dorthier kamen uns die Gewinne, die alle unsere Lebensverhältnisse umgewandelt haben. Ihre Größe wird uns erst klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sich der deutsche Außenhandel von der Begründung des Reiches bis heute versiebenfacht hat! Die Weltwirtschaft aber bringt uns unweigerlich auch in die Weltpolitik hinein, und damit ist die Notwendigkeit gegeben, daß wir uns mit den andern weltwirtschaftlich und weltpolitisch interessierten Völkern auseinandersetzen.

Wie wird die Entwicklung der Weltvölker neben uns sein?

Rußland hatte vor einem halben Jahrhundert ungefähr ebensoviele Einwohner wie Deutschland heute, 70 Millionen. Seitdem hat sich seine Volkszahl mehr als verdoppelt; man berechnet sie auf mehr als 170 Millionen. Die russische Zuwachsrate ist hoch, bedeutend höher als die unsere, und ihr steht noch eine bedeutende Steigerung bevor. Sehen wir von der möglicherweise eintretenden Veränderung der Verhältnisse im Osten Europas ab, die der Krieg herbeiführen kann, so ist es klar, daß die nächsten zwanzig Jahre, die uns vermutlich eine fortdauernde Verkleinerung unseres Jahreszuwachses bringen werden, das russische Volk auf weit über 200 Millionen Menschen anschwellen lassen werden. Die russische Landwirtschaft gibt gegenwärtig vom Hektar im Durchschnitt ein Drittel der deutschen. Selbst wenn sie im europäischen Rußland nur bis zur Hälfte von dem fortgeschritten sein wird, was wir leisten, wird sie innerhalb der russischen Grenzen eine doppelt so starke Volkszahl zu ernähren imstande sein als heute. Englands Zukunft ist anders geartet, als die Rußlands, und auch sie ist durch den leichtsinnig und frevelhaft heraufbeschworenen Krieg gefährdeter, als sich das stolze Volk je hat träumen lassen, aber welches auch immer der Ausgang des Krieges sein mag: bestehen bleibt, daß dem Angelsächsentum eine mächtige Ausdehnung blüht. Vielleicht wird sich ein großer, die Erde umspannender Bundesstaat bilden: das englische Mutterland, das die fremdartigen Kolonien in den asiatischen und afrikanischen Tropen beherrscht, dazu Kanada, Australien, Südafrika. Von diesen dreien wird Kanada sicher noch eine Vervielfachung seiner jetzigen Einwohnerzahl erleben. Von Australien glaubte man früher, daß es als ausgesprochenes Trockenland immer nur dünn bevölkert sein werde. Die modernen Fortschritte der Landwirtschaft in den regenarmen Ländern, so das sogenannte Trockenfarmssystem, eröffnen hier aber den Ausblick in eine weit hoffnungsvollere Zukunft. Die Insel Neuseeland allein kann 10, ja 20 Millionen Menschen ernähren. In Südafrika macht das holländische Afrikanertum gegen das englische Element überraschende Fortschritte, aber je unabhängiger die einstigen Buren in ihren inneren Angelegenheiten dastehen, desto eher werden sie vielleicht geneigt sein, ein mächtiges Glied im englischen Weltbundesreich zu bilden.

Die Vereinigten Staaten von Amerika können eine wirtschaftliche und danach auch eine politische Zukunft erleben, die großartiger ist, als jemand sich heute vorstellen mag. Allerdings müßten die Amerikaner dazu noch eine andere Art von Staatsgefühl lernen, als sie jetzt besitzen, und vor allen Dingen eine wirkliche Armee aufstellen. Vielleicht aber werden die Verhältnisse sie dazu erziehen. Auf jeden

Fall sind sie ein Weltvolf, dessen natürliches Schwergewicht von mächtigem Einfluß auf alle zukünftigen Dinge sein wird.

Alle diesen in riesenhafter Entwicklung befindlichen Größen stehen wir unter einem schweren Druck gegenüber. Jene Völker verfügen diesseits oder jenseits des Meeres über große räumliche Ausdehnungsmöglichkeiten, uns aber fehlen solche. Das Wort, daß wir bei der Verteilung der Erde zu spät gekommen sind, hat eine furchtbar ernste Bedeutung für uns. Noch können wir uns darauf berufen, daß man die Kräfte der Völker nicht nur zählen, sondern auch wägen müsse, aber von einer gewissen Grenze an können Unterschiede der Quantität nicht nur mehr durch Qualitätsleistungen ausgeglichen werden, auch nicht in der Weltpolitik. Während die andern den Bau ihres wirtschaftlichen und nationalpolitischen Daseins auf unermesslich weitgedehnten äußeren Grundlagen errichten konnten, mußten wir ihn auf der schmalen Basis unseres Landbesitzes in Europa, die nach allen Seiten von schwer überwindlichen Grenzen eingeschlossen ist, einem Turme gleich höher und immer höher führen. Die Bäume aber und die Türme wachsen nicht bis in den Himmel. Wollen wir uns als Weltvolf behaupten, so sind auf die eine oder die andere Weise die Grundlagen unserer nationalen Existenz zu erweitern.

Es ist klar, nach welchen Richtungen hin das geschehen muß. Im Osten brauchen wir Land von unsern Feinden, den Russen, um die zwei Millionen deutscher Bauern im Innern von Rußland, die ohne unsere Hilfe dem Untergang geweiht sind, zu retten und sie zusammenhängend anzusiedeln. Dazu muß uns das Gebiet der alten deutschen Kolonie an der Ostsee dienen: Livland, das bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts deutsches Reichsgebiet war. Dort und in Litauen ist Platz genug für Millionen von neuen Kolonisten. Für unsere weitere Zukunft aber brauchen wir überseeisches Neuland und überseeische Stützpunkte für unsere Kreuzerflotte, Kohlen-, Handels- und Kabelstationen. Erst dann werden wir unsern Anspruch auf Gleichberechtigung diesseits und jenseits des Meeres gegenüber England durchsetzen können. Dies große Ziel zu erreichen, wird aber nur dann möglich sein, wenn die Einsicht und der Wille des ganzen Volkes dahinter stehen. Flottengeist, Überseegeist, Kolonialgeist — das ist es, was uns nottut, und solchen Geist anzufeuern, geht unser Kalender an die Millionen, die ihn, das hoffen wir sicher, lesen und mit dem Entschluß aus der Hand legen werden, das ihre zu tun, damit unser Vaterland größer werde.



Innerafrikanische Hütte.

## Den Tapferen in Südwest.

Von Max Friedländer.

Des Schicksals Eisenwürfel fiel,  
Ihr habt nun ausgestritten.  
Zu Ende ist das blutige Spiel,  
Ihr habt gekämpft, gelitten.  
Ihr zeigtet, was der Deutsche kann,  
Im Kampf, so wild und grausend!  
Ihr standet, ihr viertausend Mann,  
Fest gegen vierzigtausend!

War euch auch der Erfolg versagt  
Im Kampf für Reich und Kaiser,  
So seid ihr doch gekrönt! Ihr tragt  
Des Ruhmes Vorbeerreiser.  
Der Mensch, er kämpft, das Schicksal lenkt!  
Nun seid ihr unterlegen,  
Und doch — der Gegner selber senkt  
Vor euch den Siegerdegen.

Ihr standet tren und standet fest  
In afrikan'schen Landen,  
Zehn Monde habt ihr in Südwest  
Dem Feinde widerstanden.  
Ihr habt selbst Speiß und Trank entbehrt  
In fürchterlichen Stunden.  
Der Hunger nur hat euch das Schwert  
Aus matter Hand entwunden.

Der Hunger und die Übermacht,  
Die haben euch bezwungen.  
Nur ihnen, nicht der Männer Schlacht  
Ist jezt das Werk gelungen.  
Seht! Euer Bild, das jeder kennt,  
Strahlt hell aus goldnem Rahmen,  
Und wenn man einst die Besten nennt,  
Nennt man auch eure Namen!

(Kladderadatsch.)

## Auffschwung!

(Allen denen in Trauer.)

Von Elsa Laura von Wolzogen.

Und wißt ihr auch, daß noch das Schlimmste kommt?  
Wenn heimwärts fluten, die im Kampfe draußen standen,  
Wenn andre neben uns den Jhren wiederfanden  
Und wir nur blicken trostlos müde vor uns nieder,  
Da tauchen vor uns Worte auf: Er kommt nicht wieder! —

Und glaubt ihr, daß man das ertragen kann?  
Wohin sich wenden, um der Schwäche zu entrinnen,  
Wenn alle Siegesglocken ihr Geläut beginnen?  
Wenn Volkswonne sich zum Schrei gestaltet,  
Der Herzen wecken kann, die draußen längst erkaltet?

Und zündet uns der Sieg ein neues Licht?  
Ja, er muß zünden, daß wir nicht im Dunkel stöhnen,  
Die Frauen nach dem Gatten, Eltern nach den Söhnen —  
Ach — und die armen Liebsten, die den Schatz vermissen  
Und die so einsam weinen in zerwühlten Kissen. —

Die Stunde kommt und findet uns bereit!  
Ein Blick zurück — ein Schluchzen, tiefes Atemholen:  
Dann frohes Lächeln und ein leises — Gott befohlen!  
Ihr habt's geschafft im Sterben und im Leben,  
Und heller Klang soll euch die letzte Ehre geben . . . .

Aus unsrer Seele floh die große Pein!  
Auch unser Jubelschrei sei kraftvoll hingeeben  
Dem Siegesrauschton, in dem die Herzen beben:  
Die Banner sind entrollt, die stolzen schwarzweißroten,  
Die Gräber springen auf — lebendig sind die Toten!

(„Tägl. Rundsch.“)

## Was die Mächte sagen.

Ich lüge nie, auf Ehrenwort! sagt Rußland.  
Ich sprech' die Wahrheit immerfort, sagt England.  
Ich rede wahr und klar und grad, sagt Frankreich.  
Ich schweig' und rede durch die Tat, sagt Deutschland.

Den Krieg, den führ' ich noch fünf Jahr', sagt Frankreich.  
Ich führ' ihn zehne, das ist klar, sagt Rußland.  
Ich führ' ihn zwanzig ganz gewiß, sagt England.  
Ich führ' ihn — bis er fertig ist, sagt Deutschland.

Wir werden siegen, das steht fest, sagt England.  
Fest steht, der Deutsche kriegt den Rest, sagt Rußland.  
Fest steht, wir nehmen Elsaß ein, sagt Frankreich.  
Fest steht und treu die Wacht am Rhein, sagt Deutschland.

Wir sind schon halbwegs in Berlin, sagt Frankreich.  
Bald werden wir durch die Linden ziehn, sagt Rußland.  
Des Königs Schloß wird unser Sitz, sagt England.  
Auf Wiedersehn in Döberitz, sagt Deutschland.

Barbaren soll'n die Deutschen sein, sagt Frankreich.  
Sie schlagen alles kurz und klein, sagt Rußland.  
Sie hab'n schon alles klein gekriegt, sagt England.  
Bloß deine große Schnauze nicht, sagt Deutschland.

Wir schlagen Deutschland, eh' ihr's glaubt, sagt England.  
Wir schlagen es direkt aufs Haupt, sagt Rußland.  
Wir schlagen es, bis ihr Herze bricht, sagt Frankreich.  
Du kennst mein Herz noch lange nicht, sagt Deutschland.

Wir senden noch hunderttausend Mann, sagt Frankreich.  
Zweihundert Mill' schick' ich heran, sagt England.  
Fünfhundert ich, die hau'n euch durch, sagt Rußland.  
Wir schicken einen — Hindenburg! sagt Deutschland.

Deutschland ist's ärmste Land der Welt, sagt Rußland.  
Es hat nicht einen Pfennig Geld, sagt Frankreich.  
Nicht einen Kreuzer, glaubt es mir, sagt England.  
Die „Kreuzer“ hol'n wir uns von dir, sagt Deutschland.

Wir schließen Frieden nur zu dritt, sagt England.  
Ja, wenn du schließest, schließ' ich mit, sagt Rußland.  
Wir schließen Frieden in Berlin, sagt Frankreich.  
Zawohl! und wir diktieren ihn, sagt Deutschland.



## Der neueste Skat.

Es war in diesem Jahr im Lenz,  
Da tagte im Haag die Völkerkonferenz.  
Und da man nichts zu beraten hatt',  
Erfann man einen neuen Skat.  
Sie setzten sich hin an einen Tisch:  
„Nun, Montenegriner, gib und misch!“  
„Jetzt habt ihr die Karten, befehlt sie euch!“  
„Ich passe“, rief der von Italien sogleich.  
„Namsch“, ruft der Russe mit blödem Gesicht,  
„Mehr hab ich in meinem Leben noch nicht!“  
Und Frankreichs Vertreter, Herr Poincaré,  
Der bietet den Skatern mit Lächeln Tourné.  
Dem Belgier aber paßt das nicht,  
Der hatte die meisten Schellen gekriegt.  
Der Serbe ruft: „Die Karte ist voll,  
Ich habe, was sonst ich bin, n'en Null.“  
John Bull, der Brite, der falsche, der lacht,  
Der hätte am liebsten Gucki gemacht.  
Der Franzel, der Herr von Österreich,  
Der bietet den Skatern einen Solo sogleich;  
Doch Wilhelm II. vom deutschen Land  
Ruft: „Halt, meine Herren, Grand aus der Hand!“  
Wilhelm spielt und mit Hilfe von Franz  
Gewinnt er das Spielchen  
voll und ganz!!!



## Das neue Lied vom Feldmarschall.

Von J. F. Ernst Blaeske.

(In bekannter Singweise.)

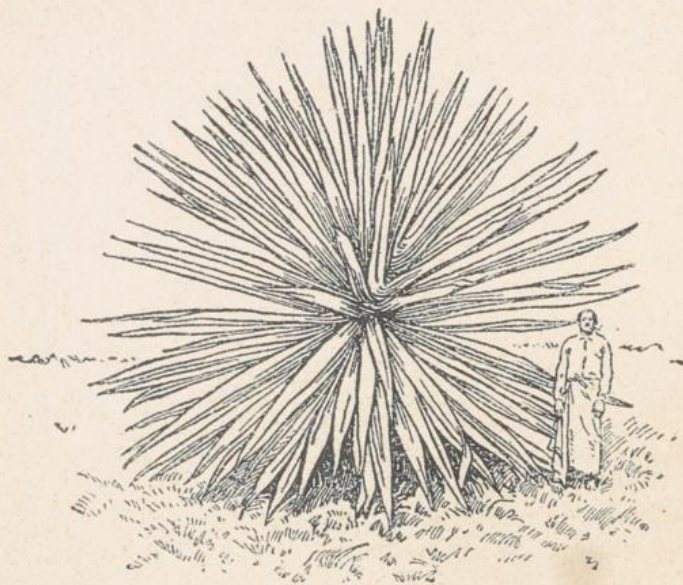
Was donnern die Kanonen in Polen so laut,  
Da werden ohne Schonen die Russen neu verhaut;  
Sie zogen in Haufen nach Deutschland heran,  
Bald mußten sie laufen zurück Mann für Mann,  
Zuchheirassassa und die Deutschen sind da,  
Mit Hindenburg die Deutschen, sie rufen Hurra.

Sie meinten, ihre Masse macht schnell uns den Garaus,  
Doch nee, die deutsche Rasse, die kneist so leicht nicht aus;  
Und gar mit einem Feldherrn, wie Hindenburg so fein,  
Die kriegen samt den Russen selbst den Teufel auch noch klein.  
Zuchheirassassa und die Deutschen sind da,  
Mit Hindenburg die Deutschen, sie rufen Hurra.

Er ist der Mann gewesen, als andere schon bang,  
Der ohn' viel Federlesen ins Russenland eindrang;  
Er packte die Russen rechts, links und überall,  
So ward General von Hindenburg ein Feldmarschall.  
Zuchheirassassa und die Deutschen sind da,  
Mit Hindenburg die Deutschen, sie rufen Hurra.

Bei Lodz und Kutno war es, da hat er's gezeigt,  
Wie unsre Brummer brummen und wie die Fiedel geigt;  
Berstummt war rasch ihr Prahlen, nun spitzten sie das Ohr,  
Mit deutschen Noten spielte ihnen Hindenburg was vor.  
Zuchheirassassa und die Deutschen sind da,  
Mit Hindenburg die Deutschen, sie rufen Hurra.

So siege, fliege weiter, du tapftrer Herr des Felds,  
Dir folgen treu die Streiter, wir rufen Gott vergelt's!  
Bergelt's dir Gott, daß du uns die Heimat bewahrt,  
Und zeig' den Russen weiter die echt deutsche Art!  
Zuchheirassassa und die Deutschen sind da,  
Mit Hindenburg die Deutschen, sie rufen Hurra.



## Die Deutsche Kolonialgesellschaft.

Ein deutscher Kolonialkalender kann nicht in die Welt hinausgehen, ohne derjenigen Vereinigung zu gedenken, die um das Wachstum und das Blühen des kolonialen Gedankens in Deutschland ein besonderes Verdienst hat. Das ist die Deutsche Kolonialgesellschaft, die heute in rund vierhundert Abteilungen etwa 40 000 Mitglieder zählt.

Am 6. Dezember 1882 wurde in Frankfurt am Main der „Deutsche Kolonialverein“ und etwas über ein Jahr später in Berlin die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ gegründet. Durch die Vereinigung beider entstand 1887 die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ mit dem Sitz in Berlin. Aus den ursprünglichen Satzungen der beiden Stammvereine sei folgendes wiedergegeben:

Deutscher Kolonialverein, Zweck: „Das Verständnis der Notwendigkeit, die nationale Arbeit der Kolonisation zuzuwenden, in immer weitere Kreise zu tragen, für die darauf gerichteten Bestrebungen einen Mittelpunkt zu bilden und eine praktische Lösung kolonialer Fragen und der mit der deutschen Auswanderung zusammenhängenden Fragen anzubahnen.“

Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Zweck: „Deutschnationale Kolonien ins Leben zu rufen, deutsche Kolonisationsunternehmungen, vornehmlich in Ostafrika, zu unterstützen, die deutsche Auswanderung in geeignete Gebiete zu lenken und die deutschnationalen Interessen zu fördern.“

Man sieht, wie nahe verwandt die Ziele beider Vereine von Anfang an waren. Bei ihrer Verschmelzung zur „Deutschen Kolonialgesellschaft“ entstand aus ihren Satzungen das folgende, in Paragraph 1 der Deutschen Kolonialgesellschaft niedergelegte Programm:

### Zweck und Ziele der Gesellschaft.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft bezweckt, im Dienste des Vaterlandes die Erkenntnis von der Notwendigkeit deutscher Kolonien zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

Sie stellt sich zur Aufgabe die Pflege und Förderung des vorhandenen deutschen Kolonialbesitzes in organisatorischer, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung, wie auch die Klärung und öffentliche Vertretung aller sonstigen kolonialen und überseeischen Interessen der deutschen Nation.

Unter Ablehnung jeder Stellungnahme zu parteipolitischen Fragen ist die Deutsche Kolonialgesellschaft bestrebt, alle Parteien im Deutschen Reiche für die deutschkoloniale Sache zu gewinnen und insbesondere in Zeiten wichtiger Entscheidungen in solchem Sinne zu wirken.

Die Kolonialgesellschaft gibt heraus: die „Deutsche Kolonialzeitung“ und die „Kolonialen Monatsblätter, Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft“. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beläuft sich auf 6 M., wofür die Kolonialzeitung kostenlos geliefert wird; dazu tritt der Zuschlag der betreffenden Abteilung.

Die oberste Leitung der Gesellschaft ruht bereits seit 20 Jahren in der Hand Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, der zugleich Schutzherr des Kolonialkriegerdanks ist. Ihm in erster Linie dankt die Gesellschaft, neben der treuen Mitarbeit ihrer Vorstandsmitglieder und Abteilungsvorstände, das große Ansehen, das sie in Deutschland wie im Auslande genießt.

## Zu unsern Kunsttafeln.

### Vernichtung des „Pegasus“ vor Sansibar, 20. Sept. 1914.

Der englische Kreuzer „Pegasus“ hatte wortbrüchigerweise Daresalam beschossen und war nach dieser Heldentat zum Kesselreinigen vor Sansibar vor Anker gegangen. Hierbei überraschte ihn S. M. S. „Königsberg“ und schoß ihn kurzerhand zusammen.

### Übergabe der Engländer bei Sandfontein, 25. Sept. 1914.

Der erste Einfall der Engländer in unsere Kolonie führte zu einem starken Mißerfolg — etwa 200 Mann mit mehreren Geschützen mußten sich unserer Truppe ergeben.

### Gefecht bei Garua, 29. Aug. 1914.

Die Engländer waren mit starker Übermacht von Zola in Nigeria gekommen, um Garua, den wichtigsten Platz in Nordkamerun, zu nehmen. Angesichts der Station endete der Versuch mit ihrer völligen Niederlage durch den Ansturm der Kameruner Schutztruppe.

### Siegreiche Verteidigung von Tanga gegen die Engländer, 5. Nov. 1914.

Im November 1914 griff eine englische Streitmacht von über 4000 Mann, meist indische Truppen, unterstützt durch Schiffsgeschütze, den nördlichsten Hafen unserer ostafrikanischen Kolonie an. In dreitägigem schweren Gefecht wurde der Feind von unserer Schutztruppe, der sich zahlreiche weiße Kriegsfreiwillige angeschlossen hatten, geschlagen und verjagt. Die Engländer verloren etwa 1000 Mann, eine Anzahl Maschinengewehre und große Vorräte an Gewehren und Munition.

Auf Wiedersehen im nächsten Jahr, lieber Leser,  
wenn ich dir gefallen habe.

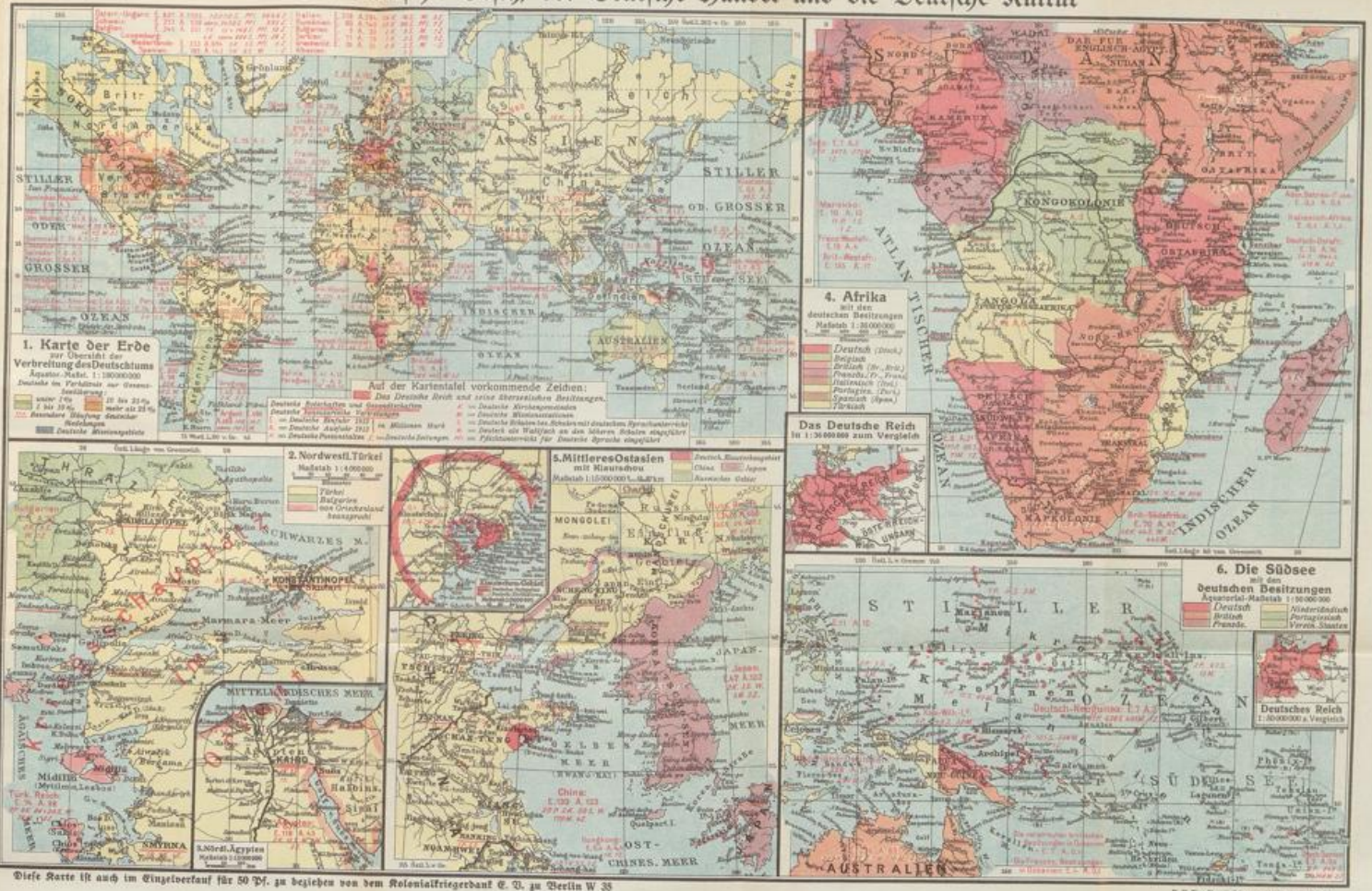
Der Kolonialkriegerdank-Kalender.



Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.



# Der Deutsche Besitz, der Deutsche Handel und die Deutsche Kultur



Diese Karte ist auch im Einzelverkauf für 50 Pf. zu beziehen von dem Verlagsunternehmen G. D. in Berlin W 35

H. N. Brunschwig & Co. Verlag, Leipzig

f  
g  
a

2  
e

u  
S  
A

S

m  
of  
un  
ge  
M

Wer unsern tapferen Kolonialkriegern und ihren Angehörigen  
und Hinterbliebenen helfen will,

werde

## Mitglied des Kolonialkriegerdank E. V.

**Anmeldung** bei der Geschäftsstelle in Berlin W 35,  
Potsdamer Str. 98 a.

**Jahresbeitrag** der „ordentlichen Mitglieder“ mindestens  
3 Mark.

„Förderer“ des Vereins werden Personen, Firmen oder Ver-  
eine, die einen einmaligen Beitrag von mindestens  
500 Mark spenden.

Näheres über den Kolonialkriegerdank siehe Seite 3  
dieses Kalenders.

\* \* \*

Die Benutzung der wirtschaftlichen Unternehmungen des  
Kolonialkriegerdank E. V. wird wärmstens empfohlen:

### **Photozentrale des Kolonialkriegerdank E. V., G. m. b. H.**

ist Lieferant photographischer Apparate und Utensilien aller Fabriken  
(Ernemann, Goerz, Ica, Kodak usw.) für viele staatliche und städtische Be-  
hörden und Private. — Herstellung aller Photoarbeiten, einschließlich Dia-  
positive für Vorträge. Vertrieb von Kolonialbildern. Spezialität: Photo-  
Ausrüstungen f. Reisende nach Tropen u. Übersee auf Grund eigener afrikan.  
Erfahrungen. — Illustr. Katalog kostenlos. Original-fabrikverkaufspreise.

Geschäftsführung: Dr. R. Lohmeyer, Berlin NW 6, Karlstraße 31;  
Telephon: Amt Norden Nr. 4849.

### **Annoncenerpedition des Kolonialkriegerdank E. V., G. m. b. H.**

Annahme von Inserataufträgen für alle Zeitungen und Zeitschriften des  
In- und Auslandes zu Originalpreisen unter Gewährung der höchsten  
Rabatte je nach Umfang der Aufträge. Lieferung von Kostenanschlägen  
und Insertionsplänen unverbindlich und kostenlos. Pünktliche und ge-  
wissenhafte Bedienung durch fachmännisch gebildete Angestellte.

Berlin W 35, Potsdamer Str. 98 a; Telephon: Amt Lützow Nr. 5267.

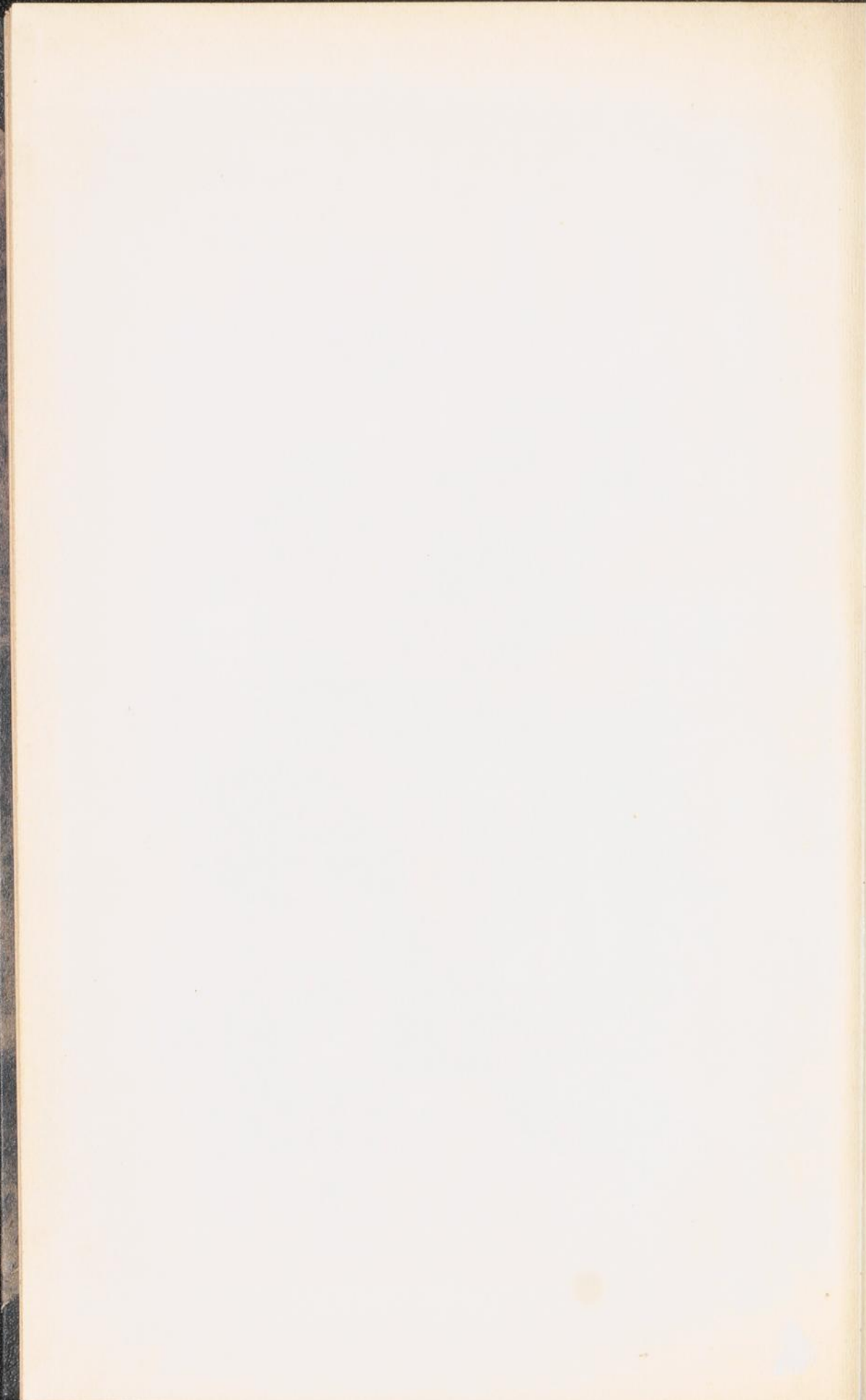
### **Versicherungsagentur des Kolonialkriegerdank E. V., G. m. b. H.**

Berlin W 35, Potsdamer Str. 98 a; Telephon: Amt Nollendorf Nr. 2461.

Vermittlung von Lebens-, Unfall-, Haftpflicht- und sonstigen Versicherungen  
zu Originalprämien. — Annahme von Zeichnungen für die Kriegsanleihen.







Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



